

Gottfried Kinkel.

Gottfried Kinkel.

O Stern Orion, du mein Bild!
Von Ewigkeit stürmt gegen dich der Stier,
Du aber hältst in blanker Waffenzier
Entgegen ewig ihm den Sternenschild

Mit Portrait.

Cassel,
Ernst Balde.
1852.

Gottfried Kinkel.

Die politischen Ereignisse der letztvergangenen Jahre haben in allen Schichten der Gesellschaft, in allen allgemeineren wie specielleren Verhältnissen Einwirkungen gehabt, die in ihren Erfolgen nach den verschiedensten Richtungen hin von größter meist schlimmer und schmerzlicher Bedeutung sind. Der Begriff des Rechts und des Unrechts ist dabei in so verschiedener Weise interpretirt worden, daß man in dieser großen politischen Frage, wie in allen ähnlichen, auf den alten Satz zurückkommen muß: „nur der Erfolg bestimmt, was Recht, was Unrecht ist.“ Daß sich dieser Satz natürlich nur auf die Allgemeinheit der Verhältnisse in Anwendung bringen läßt, liegt auf der Hand. — Für speciellere Fälle ist eine derartige Entscheidung bei weitem weniger schwierig, und für solche zahllose speciellere Fälle hat der bessere Theil des Volks wohl längst entschieden.

Betrachten wir die Einwirkungen der erwähnten Ereignisse mit Rücksicht auf einzelne Stände, so haben, wenn es uns erlaubt ist, die Schriftsteller als einen Stand zu bezeichnen, diese wohl den traurigen Vorzug, am meisten unter solchen Einwirkungen gelitten zu haben. Die Freiheitsbestrebungen des deutschen Volks sind zu einer Pandorabüchse geworden, und nicht wenig des persönlichen Unheils, dessen sie sich entleerte, ist auf das Haupt der Schriftsteller aus Ueberzeugung,

aus Talent oder auch aus Angewohnheit gefallen. Manche von ihnen sind getödtet worden, noch mehr haben sich glücklich schätzen müssen, ihre persönliche Freiheit in das Ausland flüchten zu können, ein anderer nicht kleiner Theil ist zu Gefängniß und Zuchthausstrafen verurtheilt worden. Man darf mit Recht behaupten, daß die Theilnahme am Geschick dieser Männer eine ziemlich allgemeine gewesen ist — am stärksten indeß concentrirte sich diese Theilnahme in der Person eines rheinischen Dichters, dessen unglückliches Geschick wohl von Allen beklagt wurde, in der Person Gottfried Kinkels.

Wir können nicht umhin, nach reiflicher Ueberlegung Kinkels Dichterruf als durchaus nicht allein auf seinem Beruf als Dichter, sondern auch gar nicht wenig auf seinem unglücklichen Geschick und der daraus hervorgehenden Theilnahme basirt zu erklären. Wir sind wie gesagt weit entfernt, ihm den Beruf des Dichters abzusprechen, aber sein Ruf als solcher datirt von bei weitem späterer Zeit, als z. B. das Erscheinen seiner Gedichte (im Jahre 1843), wodurch er doch seinen Beruf an den Tag zu legen hatte. Die Richtigkeit dieser Behauptung wird aus dem klar werden, was wir weiter unten zu sagen haben, und sind wir überhaupt natürlich weit davon entfernt, für Kinkel, der sich ja dabei ganz passiv verhalten mußte, den Grund zu irgend welchen Vorwürfen in dem Umstande zu finden, daß die deutsche Nation sich vielleicht darum für einen Unglücklichen mehr interessirte, weil der Unglückliche zugleich Dichter war. Im Gegentheil ehrt dieser Umstand die Nation, und es wäre nur zu wünschen, daß derartige Erscheinungen nicht gar zu vereinzelt bleiben mögen, wie dies leider im Allgemeinen der Fall ist.

Wir führen diese unsere Ansicht übrigens natürlich nur deshalb an, um den Nachweis zu führen, wie das politische Unglück unserer Zeit diesmal die Poesie erhalten hat, während dasselbe für gewöhnlich die Poesie zerstört. Kinkel hat übrigens durch diesen Umstand eine Verpflichtung erhalten, der er bis jetzt noch nicht nachgekommen ist: es ist dies die Verpflichtung, sein Talent möglichst zu cultiviren und in neuen echt dichterischen Kunstschöpfungen seiner Nation den Dank für das ihm zu Theil gewordene allgemeinste Mitgefühl darzubringen. Wir wünschen dies von Herzen für beide Theile, und geben uns der frohen Hoffnung hin, diesen Wunsch recht bald erfüllt zu sehen. Jetzt sei es uns gestattet, die biographischen Mittheilungen zu beginnen, welche wir über Kinkel gesammelt haben. — —

Gottfried Kinkel war der Sohn eines Predigers und wurde am 11. August 1815 in Oberkassel bei Bonn geboren. Das Haus seiner Eltern war das Haus der Religion: die Mutter und noch mehr die ältere Schwester Gottfrieds, Johanna, waren Anhängerinnen eines starren Christenglaubens, in ihrem Hause allein fanden sie die Welt; was darüber hinauslag, war ihnen fremd, war ihnen unheilig.

Gottfried litt unter dieser Meinung. Seine Jugend war dem unnatürlichen Studium frommer oder gelehrter religiöser Schriften verfallen, und kaum auf der Universität war es ihm ein wenig vergönnt, den Geist jenem ihm nicht angeborenen, wohl aber anerzogenen Wesen zu entwöhnen.

Er studirte in Bonn Theologie, vielleicht indeß mit größerem Eifer die Literatur und ihre Meisterwerke aus allen Zeiten. Der in ihm liegende Drang nach steter geistiger Thätigkeit trieb ihn bald dazu, selbst zu er=

zeugen. Eine große Anzahl Gedichte entströmte seiner Feder, ihnen schlossen sich dramatische Versuche an. — Im Herbst 1834 bezog er die Universität Berlin. Dieser Umstand übte den besten Einfluß auf ihn aus: was ihm in Bonn zumeist gefehlt hatte, gleichgesinnte, gleichstrebende Freunde, er sollte sie in Berlin finden. Seine dichterischen Productionen mehrten sich hier, eine Zahl der in der 1843 erschienenen Sammlung enthaltenen Gedichte entstand schon um diese Zeit.

Nach einjährigem Aufenthalt in Berlin kehrte er im Herbst 1835 in die Heimath zurück, um seine lange schon leidende Mutter bald darauf zum Grabe zu geleiten. Ein tiefer Schmerz durchzuckte das Herz des liebenden Sohnes, die Ausgänge desselben sind in dem Cyclus von Gedichten niedergelegt, welche die obenerwähnte Sammlung unter der Ueberschrift: „Beim Tode meiner Mutter Maria" enthält.

In der nächsten Zeit fand Kinkel eine Anregung für sein Streben im Umgange mit Freiligrath und Geibel. Seine Muse ward immer lebendiger und fruchtbarer, obschon die Sorge um die Zukunft und die damit zusammenhängenden Arbeiten der Fachwissenschaft ihm seine Zeit sehr beschränkten. Im Jahre 1837 bestand er das Licentiatenexamen und darauf habilitirte er sich als Privatdocent an der Universität Bonn. — Im Februar desselben Jahres verlor er seinen Vater, einen hochbetagten würdigen Greis, dessen Verlust dem tieffühlenden Herzen des Sohnes eine neue gewaltige Wunde schlug. —

In diese Zeit fällt Kinkels Reise nach Italien.

Dem heißblütigen Manne war die Liebe erschienen, und zwar ziemlich gleichzeitig von mehreren Seiten. Er hatte die Freundschaft einer jungen Dame, Minna ***

sich erworben, eine Freundschaft, welche sich bei derselben bald zur Liebe steigerte. Das junge Mädchen war sehr krank, das Leben mochte ihr wohl kaum noch lange angehören, sie schien ihren Freunden und Freundinnen nur noch auf kurze Zeit geliehen. Kinkel hatte viel Umgang mit ihr und schwankte in seinen Empfindungen für sie hin und her, bis ein eintretender Umstand, den wir näher angeben müssen, ihn zu einem andern Mädchen hinwies.

Zu Kinkels Verwandten gehörte die Familie H.*, die in der Nähe von Elberfeld wohnte. Sein Oheim hatte einen Sohn Gustav und eine Tochter Elise, wovon der erstere seinem Vetter Kinkel innig befreundet war. Mit trauerndem Herzen empfing dieser eines Abends die Todesnachricht Gustavs und zugleich die Einladung, die trauernden Hinterbliebenen durch einen Besuch zu beruhigen und möglichst zu trösten. Kinkel machte sich auf den Weg und gelangte am Abend vor dem Begräbniß seines Vetters im Trauerhause an, wo er von seinen Verwandten mit Freude aufgenommen wurde und in seiner seit Jahren nicht gesehenen Cousine Elise ein eben so liebenswürdiges wie schönes Mädchen kennen lernte. Die Familie blieb am Abend lange bei einander. Gottfried suchte, durch die ganze Situation außerordentlich aufgeregt, vergebens nach Ruhe und Schlaf, und stand endlich in der Nacht auf, um ins Freie zu gehen. Er verfehlte den Weg, kam endlich in den Saal, in welchem die Leiche seines Vetters stand, und erblickte zu seiner Bestürzung und Ueberraschung seine Cousine Elise, die in schmerzlichem Selbstvergessen am Sarge des geliebten Bruders betete. Er gesellte sich zu ihr, und die jugendliche Gluth auf beiden Seiten ließ die Herzen sehr bald in auflodernder

Liebe an einander schlagen. Der Liebesrausch erfüllte beide und Kinkel schied nach einigen Tagen als Verlobter seiner Cousine. Die schmerzlichsten Erfahrungen sollten ihm in kurzer Zeit aus dieser Uebereilung hervorgehen.

Kinkel kehrte nach Bonn zurück, und versuchte so schnell als möglich in Folge der eingegangenen heiligen Verpflichtung seine Beziehungen zu der ersterwähnten jungen Dame, Minna ***, zu lösen. Er that es mit möglichster Schonung, wir werden weiter unten sehen, mit welchen wenigstens indirekten Folgen. —

Kinkels junges Leben war insbesondere dadurch schon ziemlich reich an schmerzlichen Erfahrungen gewesen, daß die Verluste, welche ihn betrafen, zumeist mit besonders umfangreichen geistigen Anstrengungen zusammenfielen. So hatte er während seines Candidatenexamens den Tod der Mutter, während der Dissertation den Tod des Vaters erleiden müssen; der Tod seines Freundes und Vetters hatte ihn nicht minder angegriffen, die peinigende Art von Doppelbeziehung zu den erwähnten zwei jungen Damen war gleichfalls vom schlimmsten Einfluß auf ihn. Alle diese Eindrücke hatten ihn hart mitgenommen, es war ihm viel Lebenslust abhanden gekommen, und eine förmliche Schwermuth lastete auf ihm, die nur hin und wieder durch die Erinnerung an seine Braut verscheucht wurde, an der er mit aller Liebe hing. Diese schlimmen geistigen Zustände Kinkels erweckten endlich die Aufmerksamkeit seiner Freunde, und man rieth ihm, auf einer längeren Reise mit Aussetzen seiner Vorlesungen für das Wintersemester von 1837—1838 Erholung und Zerstreuung zu suchen. Hierzu kam die längst gehegte Absicht Kinkels, ein Werk über die christliche Kunstgeschichte zu

schreiben, und so entschloß er sich denn, mit den Resten des ihm vom Vater zurückgelassenen kleinen Vermögens eine Reise nach Italien zu unternehmen. — Seine kränkliche Schwester Johanna entschloß sich bald ihn zu begleiten, und so machten sich beide im October 1837 rheinaufwärts auf den Weg.

Wie tief damals noch die Theologie in Kinkels Geist und Herzen steckte, ersehen wir aus dem charakteristischen Zuge, daß er dem Wunsche der Schwester nachgab, bei der geringsten Gelegenheit für jede kleine Freude u. s. w. Gott sogleich ihren Dank darzubringen. Sie hatten sich dazu die folgende allemal den besondern Umständen anzupassende Formel ausgewählt: „Gesegnest seist du, Jehovah, der du uns dies und das gegeben“ u. s. w. Und als sie ihre Reiseeffekten glücklich alle auf dem Dampfschiff liegen sahen, nahmen sie Veranlassung, diese Formel zum ersten Male in Anwendung zu bringen. — Man mag übrigens unserer Ansicht nach ein Jünger der hergebrachten staatlichen Kirchenreligion oder der Religion des Herzens sein, eine solche Dankesfülle wegen der negativen Erhaltung eines Reisesackes u. s. w., wird wohl einem Jeden ziemlich überflüssig erscheinen müssen. — —

Die Reise ging über Straßburg, Basel, Bern, wo die mehr und mehr kränkelnde Schwester sich vom Bruder trennte und allein zurückreiste, Genf, Lyon, Nizza, Genua, Lukka, Pisa, Florenz; am ersten Januar 1838 kam er in Rom an.

Der Aufenthalt in Italien war sehr fruchtbringend für Kinkel, wenn sich diese Früchte auch nicht sofort in bestimmten Formen zeigten. Wir werden übrigens bei der Kritik der Kinkel'schen Gedichte das Weitern angeben, welche poetische Erzeugnisse von dieser Reise

datiren, und gehen hier sofort zu einem Ereigniß über, welches auf ihn persönlich von ebenso schmerzlichem wie bedeutendem Einfluß war.

Wir haben oben gesehen, wie schnell Kinkel das Bild einer zweiten weiblichen Gestalt in sich aufnahm, während das Herz am Ende noch von den Gefühlen für eine andere vielleicht nicht angefüllt, aber wenigstens erregt und bewegt war. Um den nothwendig daraus hervorgegangenen Zwiespalt zu verjagen, hatte er sich, wenn wir nicht ganz irren, vielmehr mit Hülfe der Phantasie, als aus wahrem Herzensbedürfniß in eine Leidenschaftlichkeit für seine Braut Elise versenkt, die ihn nicht allein eine ganze Reihe an sie gerichtete Poesien erzeugen ließ, die ihm auch vielleicht ein geistiges Bild seiner Verlobten zeigte, welches von dem Original ganz bedeutend abwich. Wie anders soll sonst der jetzt eintretende Fall zu erklären sein, den wir näher angeben müssen!? —

Eines Tages empfing Kinkel Briefe aus der Heimath, den einen von seiner Braut, den andern von seiner Schwester.

Die Braut schrieb ihm, ein wohlhabender Mann, ein Arzt mit guter Praxis, der sogar ein Reitpferd besäße (!), habe um ihre Hand geworben. Sie bäte Kinkel, ihr Verhältniß aufzulösen, da bei ihm, dem armen Theologen, die Aussicht auf eine Verheirathung doch noch gar zu fern sei. —

Die Schwester schrieb ihm, jene Minna * * * sei an gebrochenem Herzen gestorben. — — — —

Wir unterlassen es, den entsetzlichen Eindruck zu schildern, welchen diese Briefe auf den unglücklichen Kinkel machten. Sein Lebensglück schien ihm verblüht, ehe für ihn noch die rechte Manneskraft gekommen —

traurig ging er von Rom nach Neapel, um sich dort nach der Heimath einzuschiffen, traurig langte er am ersten April 1838 in Bonn wieder an. — —

Um die verlorene innere Ruhe wieder zu finden, warf er sich der zerstreuenden eifrigen Arbeit in die Arme — die Freundschaft mit wackern Männern sollte ihm zugleich so viel als möglich ersetzen, was ihm die Liebe genommen. Sein Bestreben war zumeist darauf gerichtet, durch ein eifriges Studium sich zum Docenten der historischen Theologie heranzubilden, dabei arbeitete er an einem begonnenen Werke über die „Geschichte des Heidenthums in politischer, religiöser und sittlicher Hinsicht während der drei ersten Jahrhunderte der christlichen Zeitrechnung" fort. Zu seinem freundschaftlichen Umgange erwählte er sich die Privat-Docenten Krafft und Sommer, und die Dichter Freiligrath, Wolfgang Müller und Matzerath; endlich noch die zu Mülheim a./Rh. wohnende Familie seines Freundes Wilhelm Bögehold. Letzterer wurde nicht lange Zeit darauf der Verlobte seiner Schwester Johanna, und zu unserm Bedauern ergiebt sich aus diesem Verhältniß sehr bald eine neue Herzensverwicklung für unsern Dichter, die am Ende wohl nicht begründeter sein mochte, als die früher von uns geschilderte.

Bögehold hatte eine Schwester, Sophie, ein sanftes liebenswürdiges Mädchen ohne sonderliche Auszeichnung vor andern ihres Geschlechts. Kinkels Schwester wünschte eine Doppelverbindung der beiden Familien herbeizuführen, und arbeitete im Stillen darauf hin, zwischen ihrer zukünftigen Schwägerin Sophie und ihrem Bruder ein Verhältniß herbeizuführen. Es gelang ihr. Der durch so verschiedene Aufregungen tief erschütterte Bruder näherte sich Sophien mehr und

mehr, und in einer neuen Selbsttäuschung befangen, warb er um ihre Hand, die ihm von den Eltern gern zugesagt wurde. — —

In jener Zeit hatte sich in Bonn ein Verein von Privatdocenten gebildet, dem auch Kinkel angehörte. Es kamen die Mitglieder allwöchentlich einmal zusammen, um theils in unterhaltenden, theils in wissenschaftlichen Gesprächen der Geselligkeit nachzuleben. In diesem Verein las Kinkel eine in 24 Stunden geschriebene Geschichte des Weins vor, dem ein langes von den verschiedenen Arten des Weins handelndes Gedicht vorausging. Es ist dies dasselbe, welches unter dem Titel „die Weine" in der Sammlung Gedichte abgedruckt ist. — — —

Der ursprüngliche Plan Kinkels, Prediger zu werden, war von ihm wieder aufgegeben worden, ein Paar ihm angebotene Pfarrstellen schlug er aus. Dagegen ertheilte er jetzt Religionsunterricht an dem Bonner Gymnasium sowie auch in dem Erziehungsinstitut der Frau Thormann. Im Jahr 1840 wurden seine derartigen Verpflichtungen durch eine neue vermehrt, er erhielt nämlich eine Anstellung als Hülfsprediger an der evangelischen Gemeinde zu Köln. In dieser neuen Stellung hatte er Gelegenheit, große praktische Anerkennung für sein Rednertalent zu finden; seine Predigten zogen die Mehrzahl der Gemeinde in die Kirche, während der Zuhörerkreis der ältern Prediger kleiner und kleiner wurde. Im Jahre 1842 ließ er denn auch eine Sammlung „Predigten über ausgewählte Gleichnisse und Bildreden Christi nebst Anhang einiger Festpredigten" erscheinen. — Mit den Anerkennungen, welche er in dieser Stellung von Seiten der Gemeinde und in seiner Stellung als Privatdocent

von Seiten seiner Zuhörer mehrfach erhielt, kamen aber auch manche weniger angenehme Erfahrungen, mancherlei Zerwürfnisse mit den älteren Professoren, sowie nicht minder mit den älteren evangelischen Predigern in Köln. Ihren Ausgangspunkt nahmen diese mißlichen Verhältnisse von einem Umstand her, der durchaus außer Kinkels Berufsthätigkeit lag, der aber eben darum, weil er andere Angriffspunkte noch weniger darbot, von seinen Gegnern benutzt wurde: es war dies sein Bekanntwerden mit einer jungen Frau, mit welcher sich nach einer Reihe von Jahren Kinkel verheirathete: Johanna Mockel, die geschiedene Frau des Buchhändlers Mathieux in Köln.

Es ist uns unmöglich, die früheren Verhältnisse der jungen Frau, ehe sie mit Kinkel in freundschaftliche Beziehungen trat, mitzutheilen, da uns dieselben durchaus fremd sind. Kinkel lernte sie in einer größeren Gesellschaft kennen — einer frühern oberflächlichen Jugendbekanntschaft nicht zu erwähnen — und fand in ihr einen reichen Geist, ein lebendiges Gefühl für Schönheit und Kunst, und ein leidendes von schlimmen Vorerfahrungen erfülltes Herz: Gründe genug, um einen jungen feurigen Mann mit Interesse zu erfüllen, der vielleicht schon wieder die schlimmste aller Erfahrungen machen sollte, daß sein Herz in der Liebe sich von neuem geirrt habe.

Die Theilnahme, welche Kinkel für die Frau Mockel empfand, schien ihm sich allein um das religiöse Moment zu drehen, welches er ihrem leidenden innern Wesen mittheilen wollte. Er interessirte sich für eine unglückliche Frau, und wollte ihr den Trost des Evangeliums erschließen, um damit das Unglück zu heilen. Die beiden sahen sich fortan öfter an den verschieden-

sten Orten, und es stellte sich schnell genug statt der beabsichtigten Freundschaft ein anderes Gefühl, die Liebe ein, ohne daß sie vielleicht eine Ahnung davon hatten. Kinkels Verhältniß zu seiner Braut Sophie Bögehold schien ihm selbst durch die Beziehungen zu Frau Mockel, zudem dieselbe, noch der katholischen Kirche angehörend, nach den Satzungen derselben bei Lebzeiten ihres von ihr geschiedenen Mannes sich gar nicht verheirathen konnte, durchaus ungefährdet. —

Die Anregungen, welche für Kinkel aus dem innigen Verhältniß zu einer geistig regsamen, künstlerisch gebildeten Frau entsprangen, formten sich nun zu diesem und jenem. So ward zum Beispiel in der letzten Juniwoche des Jahres 1840 eine kleine Dichtergesellschaft mit einem die Erzeugnisse derselben enthaltenden Blatte unter dem Namen „der Maikäfer" begründet, ein Unternehmen, welches nicht ohne Einfluß auf Pflege der höhern Wissenschaft in Bonn und seinen nähern Umgebungen war. Die vorzüglicheren Theilnehmer an dieser Gesellschaft waren außer Kinkel und der Frau Mockel Alexander Kaufmann, Sebastian Longard, später Jakob Burkhardt, Willibald Beischlag und Andere. Sie füllten das von der Gesellschaft wöchentlich ausgehende Blatt ein Jeder selbst mit den betreffenden Beiträgen, welche wiederum an einem dazu bestimmten Abend der ganzen Gesellschaft vorgelesen wurden. Unter vielen unbedeutenden Beiträgen fanden sich auch wiederum andere, die vor der Kritik recht gut bestehen konnten. Von Kinkel sind viele Arbeiten in dem genannten Blatte enthalten, unter Andern ein Lustspiel in vier Aufzügen: „Die Heilung des Weltschmerzlers." Weitere darin aufgeschriebene Arbeiten werden wir weiter unten erwähnen, wir führen hier nur noch an, daß

Kinkels ohnehin schon starker innerer Drang zum Schaffen in dieser Gesellschaft noch mehr Anregung erhielt, und so sehen wir denn, daß er um jene Zeit nicht allein eine große Anzahl Lieder dichtete, welche in die Sammlung aufgenommen sind, sondern auch noch viele andre, namentlich „an Johanna," die als Produkt eines einzigen Jahres schon einen starken Band füllen. Dabei bewegte es ihn am meisten zur dramatischen Form hin; außer einem großen historischen Trauerspiel, „die Stedinger", entwarf er noch Pläne zu einer ganzen Reihe von Tragödien des verschiedensten Inhalts. — —

Wir haben weiter oben einen Fall angeführt, der Kinkels Orthodoxie im christlichen Glauben andeutete. Von dieser Orthodoxie kam er im Lauf der Zeit vollständig zurück, seine Bekehrung zum Pantheismus war das natürliche Resultat seines Studiums der Weltgeschichte, der christlichen Religionsgeschichte, der Natur. Es sei uns gestattet, hier einen kurzen Abschnitt aus Kinkels Tagebuche vom September 1840 anzuführen, welcher diesen Uebergang ziemlich entschieden andeutet. Es heißt in diesem Tagebuche:

„Das Christenthum sowohl als jede andere geistige Macht kämpft für die drei Grundideen der Güte, Wahrheit und Schönheit. In der Zeit seines Kampfes mit der Heidenwelt verfolgt dasselbe die erste dieser Ideen, es will die Welt bessern und sittlich emporheben. Dann vermittelt es sich mit der übrigen Wahrheit, die es in allen Zweigen der Wissenschaft vorfindet. Hier war der hartnäckigste Kampf mit der Philosophie, doch auch da siegte es, weil auch die Philosophie die Tendenz trug, christlich zu sein, und das Christenthum selbst nur unter dem Vorwande an-

griff, es zu seiner ursprünglichen Reinheit zurückführen zu wollen. Jetzt hat es das Christenthum mit den Naturwissenschaften zu thun, und wir sehen dieses Kampfes kein Ende. Doch man kann ruhig die Geschichte walten lassen, welche klüger ist, als unsere Voraussicht. Nun aber bleibt noch das Dritte übrig: der Kampf des Christenthums für die Idee des Schönen, die Ergänzung der christlichen Kunst. Die Theologen behaupten meist, dies sei ein gleichgültiger Punkt; der ächte Mensch aber weiß das Christenthum erst dann heimisch auf Erden, wenn der Geist Materie geworden ist, und als Gebild sich verkörpert hat. Die Richtung auf's Schöne bringt erst der Kirche die Eintracht, sie wird als großartiges Gefühl des Menschengeschlechtes das Kleinliche hinweg thun. Dieser Kampf erzielt die wahre Emancipation vom christlichen Judenthum, von der Gesetzlichkeit und Engherzigkeit des Genusses, vom Pharisäismus des Formelwesens, vom Sadducäismus der kalten Ueberzeugung. Das Schöne erwärmt und lehrt die That aus der Empfindung, nicht aus nüchternem Verstand und abstractem Wollen hervorgehen. Dagegen wird ein ächtes Heidenthum in die Kirche hineintreten, von dem Immermann geweissagt hat. Uns fehlt noch die Virtuosität des Lebens. Dann aber, wenn die Schönheit zur Herrschaft gelangt ist, wird die Außenwelt geheiligt und verklärt sein, und wir dürfen uns ihr hingeben ohne zu sündigen. Die Erde wird die Heimath des Menschengeistes und das tausendjährige Reich bricht an." — — —

Eine natürliche Folge von Kinkels Verhältniß zu Frau Mockel war eine schärfere Kritik, mit der er sein neben diesem Verhältniß noch immer hinlaufendes mit Sophie Bögehold betrachtete. Das Resul-

tat dieser Kritik war für sie nicht günstig. Es scheint, als wenn ihr irgend wie eine höhere geistige Ausbildung gefehlt habe, als sei es ihr unmöglich gewesen, den Geist ihres Verlobten zu begreifen, und ihm zu folgen. Freilich hätte Kinkel das früher selbst erst untersuchen und nicht erst später diese Ueberzeugung gewinnen müssen. Uebrigens kämpfte er gegen das neue Gefühl der Liebe an, welches in seinem Herzen einzog, freilich vergebens. Folgendes Ereigniß führte die Entscheidung herbei:

Kinkel fuhr an einem Herbsttage des Jahres 1840 mit Frau Mockel in kleinem Kahn auf dem Rhein. Am Abend der Rückkehr hatte sich ein starker Wind aufgemacht, welcher das schwache Fahrzeug wild herumschaukelte. Bei dem Versuch zu landen ereilte das Dampfboot „Marianne" den Kahn und warf die Nußschaale zertrümmert in die Tiefe. Kinkel rettete seine Begleiterin vom frühen Tode und brachte sie glücklich an's Land, mit ihr zugleich die Ueberzeugung, daß er sich in ihr ein liebendes Weib, sein liebendes Weib gerettet habe. —

Er löste endlich das Verhältniß, was ihn an eine ungeliebte, vielleicht nie geliebte Braut noch fesselte, und strebte nun mit aller Entschiedenheit nach einer Verheirathung mit Frau Johanna Mockel hin. Sein Verhältniß zu dieser war ihm übrigens in dieser Zeit schon eine Quelle mancher kleinen Leiden gewesen, welche ihm seine Gegner zu bereiten suchten. Eine greifbare Folge solcher Intriguen war unter Anderm der Verlust seiner Stelle als Hülfsprediger der evangelischen Gemeinde in Köln. Ueberhaupt hatte Kinkel nach zwei Richtungen hin viel zu leiden. Einmal waren es die ältern Professoren der Universität, welche sich

über den zuwachsenden Einfluß des jungen Privatdocenten auf die Studirenden nicht sonderlich erbauten und ihm mancherlei Verdruß bereiteten, sodann war es die sogenannte höhere Gesellschaft, welche ihn zumeist wegen seines Verhältnisses zu Frau Mockel „aufgab.“ Es hatten diese Widerlichkeiten selbst auf seine äußern Bestrebungen Einfluß, durch den „Maikäferverein“ Poesie zu produciren und zu genießen. Mehrere Mitglieder desselben schieden deßhalb aus, unter anderm der talentvolle Alexander Kaufmann, dem Kinkel sein schönes Gedicht „Einem Verlorenen!“ nachsandte. Indeß blühte der Verein mit ziemlichem Erfolge fort. Am 29. Juni 1841 wurde das erste große Stiftungsfest desselben gefeiert, wobei Kinkel sein eben vollendetes Gedicht „Otto der Schütz“ vorlas, eine Dichtung, welche von den behufs der ausgeschriebenen Preisvertheilung gelieferten als die bei Weitem Beste erkannt wurde. Neben diesem Epos las er noch eine anderweite Bearbeitung des Stoffes vor, welche unter dem Namen „Das Schützenlied“ in dem von Strodtmann über Kinkel veröffentlichten Buche enthalten ist und aus zwölf Liedern im Bänkelsängerton besteht. —

Im Januar 1843 erschien die erste Auflage von Kinkels Gedichten im Verlage der Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart, zugleich war er Mitarbeiter am Morgenblatt und an der Augsburger allgemeinen Zeitung. Indeß war weder das fleißige Arbeiten, noch der Umgang mit seiner Freundin Johanna und den sonstigen Freundeskreisen hinreichend, ihn die verschiedenen Cabalen und Unannehmlichkeiten übersehen zu lassen, welche ihm von vielen Seiten bereitet wurden, und er versuchte mehrere Male, an andern Universitäten eine entsprechende Stellung zu erhalten. In-

deß waren z. B. seine Bemühungen um eine solche in Marburg und später in Zürich ohne Erfolg, und er schritt denn nun entschieden zu seiner Verheirathung mit Frau Mockel. Dieselbe trat unter Anleitung des Pfarrer Evertsbusch von der katholischen zur protestantische Kirche über; kurze Zeit darauf, am 22. Mai 1843 wurden Gottfried Kinkel und Frau Johanna Mockel von dem Pfarrer Wichelhaus getraut. —

Die beiden Neuvermählten waren sehr glücklich im gegenseitigen Besitz. Es waren zu viele Hindernisse zu überwinden, zu viel Schmerz und Kränkung zu überstehen gewesen, als daß sie nicht jetzt in Erreichung ihrer Wünsche alles Glück gefunden hätten. Kinkel wohnte mit seiner Frau in Schloß Clemensruhe unweit Bonn, und vereinigte mit der innern poetischen Auffassung der Lebensverhältnisse zugleich so viel als möglich, ohne unpraktisch zu werden, eine äußere poesiereiche Form des Lebens. Wir werden weiter unten aus einem von Frau Kinkel selbst geschriebenen Artikel eine kleine Episode aus jener Zeit mittheilen, welche das Gesagte bestätigen wird.

Dieses Glück blieb indeß nicht ohne viele Störungen. Es gelang Kinkels Gegnern, ihn im Jahre 1844 zum Niederlegen seiner Stelle als Religionslehrer am Gymnasium zu zwingen — ein Gegengewicht dieser Kränkung war freilich die immer steigende Zahl seiner Zuhörer in den Collegien über Kunstgeschichte. Im Jahre 1845 erschien sein Werk über die Ahr, mit vielen Beiträgen zur Geschichte des Rheinlandes, und dann das leider nur zu einem kleinen Theile erschienene größere Werk, die „Geschichte der bildenden Künste bei den christlichen Völkern vom Anfang unserer Zeit-

rechnung bis zur Gegenwart." Die Fortsetzung dieses Werkes ist bis jetzt noch vergebens erwartet worden.

Zu diesen des Verfassers Geist erfreuenden und erfrischenden Publicationen gesellte sich ein weiteres Glück, hervorgerufen durch das neue Emporblühen des Maikäferbundes. Simrock trat als Mitglied ein, deßgleichen Wilhelm Junkmann und Andere, auch der abgefallene Alexander Kaufmann wurde wieder aufgenommen. Hierzu kam ein künstlerischer Genuß anderer Art, erzeugt durch die große musikalische Bildung der Frau Kinkel, welche einen musikalischen Verein ins Leben gerufen hatte, und mit demselben nicht wenig zum innern Glück ihres Lebens beitrug. Außerdem gab sie Unterrichtsstunden in der Musik und galt für eine ebenso bedeutende wie liebenswürdige Lehrerin. Zum Schluß wollen wir hier noch anführen, daß sie außer ihrer Begeisterung für Musik und den damit verbundenen Bemühungen und Zeitverlusten auch noch produktiv an Poesien und Novellen war — alles das übrigens, ohne einen Augenblick aufzuhören, liebende Gattin, liebende Mutter und gute Hausfrau zu sein. —

Von Kinkels Erzeugnissen gehören in diese Zeit unter Andern die erzählende Dichtung „der Grobschmied von Antwerpen", welche bei dem Stiftungsfeste des Maikäfervereins für das Jahr 1844 wieder als die beste Leistung erkannt wurde; sodann das unübertroffene Gedicht: „Ein Schicksal", endlich von Erzählungen „Der Hauskrieg" und das novellistische Meisterwerk der neuesten Zeit, die „Margret". Von dieser sowie dem „Schicksal" werden wir später Gelegenheit nehmen, mehr zu sprechen. —

Neben den verschiedenen Erfahrungen des innern Glücks sowie der sich immer bessernden äußern Lage

hatte Kinkel und seine Frau auch manche äußere Leiden zu überstehen, unter andern wurde erst Kinkel und während seiner kaum beginnenden Genesung auch seine Frau vom Nervenfieber befallen. Mann und Frau standen sich hier wie auch bei den Krankheiten ihrer Kinder muthig und liebevoll bei, und diese Krankheitsfälle gingen an ihnen vorüber, um nur die große Liebe der Gatten untereinander wie zu ihren Kindern zu vermehren.

Zu Beginn des Jahres 1846 wurde Kinkel endlich, nachdem er beinahe zehn Jahre als Privatdocent gelehrt, zum außerordentlichen Professor der Kunst-, Literatur- und Kulturgeschichte ernannt. Im Sommer desselben Jahres wurde ihm durch Franz Kugler eine Berufung nach Berlin in Aussicht gestellt, die indeß wohl an einem hier zu erwähnenden Umstand scheiterte. Kinkel hatte nämlich für das Jahr 1847 ein Jahrbuch rheinischer Dichter unter dem Titel „Vom Rhein. Leben, Kunst und Dichtung" herausgegeben, welches außer der „Margret", seiner biographisch-kritischen Beurtheilung Simrocks und mehreren Gedichten auch noch das „Männerlied" enthielt. Dasselbe war voll von dem entschiedensten Verlangen nach Freiheit, und an diesem Gedicht mochte in Berlin großer Anstoß genommen worden sein — kurz und gut, die faktische Berufung Kinkels nach Berlin fand nicht statt. So blieb er denn in Bonn, für die Wissenschaft wie für das allgemeine Wohl thätig; in letzterer Beziehung unter anderm als Comitée-Mitglied für den Hospitalbau in Bonn. —

Die Februar- und März-Ereignisse des Jahres 1848 warfen Kinkel in eine neue Bahn. Was schon seit Jahren in ihm still gelebt, er glaubte, dessen Zeit sei

gekommen, und er hielt es für heilige Pflicht, wo nur immer dafür zu wirken. Er war von der Nothwendigkeit durchdrungen, den untern Volksklassen zu ihrer sittlichen wie materiellen Emporhebung Gelegenheit zu bahnen — so begründete er einen „Handwerker-Bildungsverein“, in dem er wöchentlich einmal einer großen Zahl von Zuhörern geschichtliche Vorträge u. s. w. hielt. Ferner gründete er im Verein mit Andern einen demokratischen Verein, im August übernahm er die Redaktion der Bonner Zeitung, sowie eines „Extrablattes zur Belehrung des Handwerkerstandes und zur Besprechung und Förderung seiner Interessen.“ Um dieselbe Zeit erschien seine Brochüre: „Handwerk, errette Dich!“ oder: „Was soll der deutsche Handwerker fordern und thun, um seinen Stand zu verbessern?“, von der wir später Gelegenheit haben werden zu sprechen.

Daß eine so umfangreiche und entschiedene Thätigkeit nicht auch ohne schlimmen Einfluß auf seine persönlichen Verhältnisse blieb, war natürlich. Während ihm die Klasse der Gesellschaft, mit der er sich vorzüglich beschäftigte, mehr und mehr anhing, während die Freunde der Freiheit und des Fortschritts ihn als einen ihrer besten Männer verehrten, war die entgegengesetzte Parthei auf das Aeußerste thätig, ihn im Stillen zu verfolgen und Abbruch zu thun. Es zeigte sich dies Bemühen unter anderm in einem Zurückziehen der sogenannten höheren Gesellschaft von ihm und seiner Frau, man entzog letzterer so viel als möglich die Unterrichtsstunden, welche sie gab, es wurden mündliche und schriftliche Verleumdungen der absurdesten Art verbreitet; kurzum, es wurde alles gethan, um Kinkel den Beweis zu führen, daß er gehaßt und gefürchtet war. Er trug das alles mit möglichster Gleichgültig-

keit; vielmehr beschäftigte und schmerzte ihn, sehen zu müssen, wie die Freiheitsbestrebungen mehr und mehr unterlagen, wie sie in Frankfurt, dann in Wien, in Berlin und an andern Orten schnell genug zu Grabe getragen wurden. Kinkels politische Entwickelung war zu sehr auf das ernste Studium der Geschichte wie der gegenwärtigen Lage der Dinge begründet, als daß er nicht immer mehr und mehr vorwärts getrieben werden sollte und mußte.

Zu Ende des Jahres 1848 sah sich Kinkel genöthigt, von der Redaktion der „Bonner Zeitung" zurückzutreten, die nun bald genug ihre Richtung vollständig änderte. Er gründete als Gegengewicht die „neue Bonner Zeitung", und das dazu gehörende Hanwerkerblatt erhielt den Namen „Spartacus". — Das ganze Jahr hindurch hatte er mit größtem Eifer in wie außerhalb Bonn für die Demokratie gewirkt; einer seiner thätigsten Helfer hierbei war sein Freund Karl Schurz, derselbe, welcher ihn später aus dem Gefängniß befreite. —

Am 5. Februar des folgenden Jahres wurde Kinkel als Deputirter in die zweite Kammer nach Berlin gewählt. Er gehörte natürlich der Opposition an, und suchte so viel als möglich auch in dieser neuen Situation für sein Princip zu wirken. Es ist unnöthig, auf die damalige Lage der Dinge specieller einzugehen, wir erwähnen nur, daß Ende April die erste Kammer vertagt, die zweite aufgelöst wurde. Kinkel kehrte nach Bonn zurück, wo ihn die Wendung seines Geschicks erwartete.

Am 10. Mai, Abends gegen 10 Uhr, gab er dem Drängen seines Innern nach, er verließ die bisherige Art seiner Thätigkeit, weil er den materiellen Kampf,

den Kampf mit der Büchse in der Hand, für nothwendig und unabweislich hielt. Mit tiefem Schmerz nahm er Abschied von Weib und Kind — dann eilte er den Freunden nach, welche den bekannten Zug nach Siegburg unternahmen. Von hier wandte er sich nach Elberfeld, von da nach bald genug gewonnener Ueberzeugung von der Trostlosigkeit dieser Geschichte ging er nach der Pfalz, woselbst er als Sekretair bei dem traurigen Herrn Fenneberg angestellt wurde. Kurze Zeit nachher wurde er in dem Bureau der Militaircommission angestellt, endlich trat er in Baden als Soldat in das Willich'sche Corps.

Als solcher wurde er am 29. Juni gefangen. Er war mit einigen Schützen zuweit vorgegangen und stürzte, durch eine Kugel am Kopf verwundet, bewußtlos zu Boden. Es sei uns hier gestattet, einige Worte aus einem später von Frau Kinkel veröffentlichten Artikel über jene Zeit mitzutheilen.

„Es war", erzählt Frau Kinkel, „der Tag Peter und Pauli gewesen, an dem Kinkel verwundet und gefangen worden. An diesem Tage feierten wir ehedem das Stiftungsfest eines rheinischen Poetenvereins, zu dem von nah und fern unsere dichterischen Freunde eintrafen. Welcher Contrast! Sonst und Jetzt!

Im Schlosse Clemensruhe bei Bonn, wo wir während unserer ersten Ehejahre wohnten, wurden diesem Feste zu Ehren zwei Zimmer reich mit Blumen geschmückt, deren eins an die Gallerie des innern Hofes stieß, während das andere, durch eine weite Flügelthür mit diesem zu einem Raum verbunden, die freie Aussicht über den Schloßgarten nach dem fernen Siebengebirge gewährte. Der ätherblaue Hintergrund hob sich reizvoll gegen die dunkelgrünen Laubgewinde ab,

die in Form eines gothischen Bogens die innere Thüröffnung bekleideten. Im Halbkreis saßen Männer und Frauen, die sinnenden Häupter mit Kränzen von Epheu und Rosen geschmückt und bildeten das Gericht über die jüngsten Werke des heiteren Bundes, die hier zum erstenmale zum Vortrag kommen sollten. Dieses Fest war von einem wahrhaft griechischem Hauche verklärt. Eine edlere, geistigere Stimmung im geselligen Genuß konnte nicht gefunden werden. Welche Erscheinungen zierten diesen Kreis! Genie, Feinheit und Grazie, Schönheit und Liebenswürdigkeit — jede holde menschliche Eigenschaft war dort einmal in ihrer höchsten Steigerung vertreten.

Hier saß Carl Simrock, der Mann, der mit nie ermüdender Kraft den Hort uralter Schätze deutschen Heldensanges noch einmal aus den Fluthen der Vergessenheit ans helle Sonnenlicht unserer Tage förderte. Vor seinem ernsten Auge, vor den schweigsamen Lippen zitterte jeder junge Dichter, der, seine Schrift entfaltend, vortrat. Mit welcher Spannung horchten Alle auf Simrocks Urtheil! Seine Anerkennung rief im Auge des Betroffenen einen Sonnenglanz hervor, als ob er nun Brief und Siegel für sein Talent empfangen habe. Und spät Abends, wenn der Wettstreit beendet, wie verwandelten sich die strengen Züge des Richters unter dem Kranz dunkelrother Rosen, wenn der Becher kreiste und die Witze sprühten! So muß Anakreon beim Zechen um sich her geschaut haben, Alles zur wonnigsten Heiterkeit mit sich fortreißend.

Hier entzückte uns Emanuel Geibel durch sein wundervolles Talent des Improvisirens, welches an Glanz der Bilder, an Schönheit der Verse kaum seinen gefeilteren Liedern etwas nachgab.

Wie ein Meteor schritt in düsterer Glut Ernst Ackermann mit seinem Lava sprühenden Geist durch unsere Reihen. Zu schreckenlos, um ein Gebilde reiner Schönheit zu schaffen, zu krankhaft empfindlich, um das Ungeheure zu erreichen, nach dem sein Wesen hindrängte, tobte er gleichsam dem geistigen Selbstmord entgegen. Bei dem letzten Stiftungsfeste, das wir feierten, stand schon auf der Stätte, wo er vor einem Jahr noch in wildester Jugendentzückung geschwärmt, ein unberührter Pokal, seinen Manen geweiht.

Neben ihm contrastirte der kluge, das Maaß nie vergessende Beischlag, dessen reizende Märchen wie ein Strauß blauer Glockenblumen, aus denen die Perlen des frischen Morgenthaues schimmern, uns anlächelten. So überwiegend war jedoch seine kritische Natur, daß er die eigene poetische Begabung verläugnete und ihre Blüthen selbst schmähend zu Boden warf, um nur doppelt scharf das Fremde beurtheilen zu dürfen.

Auch Alexander Kaufmann gehörte unserm Bunde an; er, dessen reiche Phantasie Lieder in allen Farben wie ein Blüthenregen im Lenz unerschöpflich ergoß.

Wie könnte ich bei allen Namen verweilen, an deren jeden sich Erinnerungen der anmuthigsten Stunden knüpfen, die unser Haus genoß, indem sie unserm Kreise die feinste Blüthe ihres Talents darbrachten. Einen sehr bedeutenden Antheil an dem Glanz unseres Festes hatten auch die weiblichen Gäste. Emilie v. Binzer, die Novellistin, deren ästhetisches Urtheil von hohem Werthe war, ehrte uns durch ihre Gegenwart. Maria, die anmuthreiche, deren dunkles Auge wie eine tiefe Sternennacht leuchtet, deren nie vom Hauch einer niedrigen Empfindung bestreifte Seele nur befähigt ist, das Schöne wiederzuspiegeln. Mela, die von fast über=

irdischer Schönheit strahlende, deren zart-besaitetes Herz schon damals den Liebespfeil barg, der es allzufrüh gebrochen ins Grab senkte. Mathilde, die still sinnende, deren denkende Stirn die Muse mit sanftem Kusse geweiht; ach, und unsere vortreffliche Freundin Auguste, die charakterstarke, über deren klaren Geist kein bunter Schein je Macht gewann, die immer Getreue! sie schimmerten wie milde Sterne im Kranze unserer Gäste. —

So stand die rosengeschmückte Festeshalle jetzt wieder vor meinen Augen, ich sah ihn, den ich, die Liebende, als den belebenden Geist dieser klassischen Geselligkeit empfand, in meinen Träumen noch einmal wie damals, inmitten des epheuumrankten Bogens hoch emporgerichtet auf der Rednerbühne stehen, wie er vor vier Jahren zum erstenmal den in der Nacht vorher vollendeten „Quintin Messys von Antwerpen“ dem erwählten Kreise vortrug.

Und an diesem Jahrestag, der so oft sein Haupt von Lorbeerzweigen, die verehrender Freunde Hand ihm flochten, beschattet grüßte, um dieselbe Stunde vielleicht sank er mit blutender Stirne zu Boden, fern von Allen die so heiß ihn liebten!“ . . . .

Noch mit wenigen Worten aus demselben Artikel eine kurze Schilderung des Augenblicks, wo Kinkel verwundet und gefangen wurde.

„Er war am 29. Juni unsern Muggensturm mit der Compagnie Besançon, in der er diente, auf das rechte Murgufer zum Tirailliren vorgegangen. Eine Kugel hatte die rechte Seite seines Hauptes, dicht über die Schläfe, gestreift: betäubt sank er, aber bald fühlte er, daß er wieder stehen konnte. Sein Commandeur, der Zugführer der Schützen, befahl ihm, nach Rothen-

fels zurückzugehen um sich verbinden zu lassen, und gab ihm einen Kameraden mit. Beide in Waffen gingen den nächsten Weg quer durch's Feld: mittlerweile aber war zwischen dem Gefecht und dem Dorf eine starke preußische Feldwacht vorgeschoben worden, die sein Begleiter für badische regulaire Truppen hielt. Aus einem Kornfeld hervortretend, sah er sich sofort in einer Nähe von 30 Schritt durch eine Ueberzahl von 50—60 Feinden umgeben und beschossen: es waren blaue Husaren und eine Abtheilung Infanterie, also Widerstand und Rückzug für den Verwundeten gleich unmöglich. Er wurde augenblicklich entwaffnet und ein Theil der Soldaten wollte sofort Standrecht an ihm ausüben. Das verhinderte jedoch einer der Commandeurs, dessen Name uns nicht genau bekannt geworden ist. Abends wurden mehrere kurze Verhöre mit ihm angestellt, und am andern Morgen fuhr man ihn auf einem Bauernwagen von Malsch aus nach Carlsruhe." —

Die Theilnahme für den gefangenen Dichter und Anhänger der Freiheit war in ganz Deutschland eine außerordentliche. Die unabhängige Presse brachte unzählige Artikel für ihn, die conservative Presse that das Gegentheil; von der einen Seite ward für sein Leben, von der andern Seite grade zu für seinen Tod geschrieben. Frau Kinkel eilte auf die Nachricht von der Verwundung und Gefangennahme ihres Mannes sogleich nach Carlsruhe, und erlangte es nach den umfangreichsten Bemühungen endlich, ihn auf eine Viertelstunde zu sehen. Von da ließ sie nichts unversucht, was auf das Schicksal ihres Mannes einen günstigen Einfluß herbeiführen konnte. —

Man hatte Kinkel den Dr. Hepp als Vertheidiger

gegeben, mit ihm erschien er am 4. August 1849 vor dem Kriegsgericht in Rastatt. Es sei uns gestattet, die von ihm vor demselben gehaltene Vertheidigungsrede hier vollständig anzuführen:

Meine Herren!

Ich bin in Ihrer Hand, und was Sie über mich verfügen, seien Sie überzeugt, ich werde es als Mann zu tragen wissen. Aber ich habe eine Familie, die, wenn ich sterbe, in Armuth und Elend sinkt; ich habe auch ein Vaterland, das meine Dienste noch vielleicht in Anspruch nimmt. Um dieser Familie und dieses Vaterlandes willen rede ich hier zu meiner Vertheidigung.

Zunächst, meine Herren, hat der Herr Defensor schon mit vollem Recht hervorgehoben, daß die Form dieses Gerichtes nicht zu Rechte besteht. Jedes Vergehen wird gerichtet nach den Gesetzen des Landes, in dem es begangen ist, und ich habe in Baden die Waffen getragen. Die Verordnung des Großherzogs über das standrechtliche Verfahren findet in ihrer ausgesprochenen Allgemeinheit auch auf mich Anwendung; daß man mich, weil ich ein Preuße bin, einem strengern Verfahren unterwirft, als andere deutsche Stämme, ist unbillig. Und jedenfalls ist dieses Verfahren ein strengeres. Betrachten Sie mein Verfahren vom Standpunkte des badischen Gesetzes, so bin ich ein Rebell gegen Baden. Ich theile diese Schuld mit Hunderten, mit Tausenden, die wie ich die Waffen gegen die Regierung dieses Landes getragen haben, und meine Strafe könnte dann also nur eine leichte sein. Von Todesstrafe dürfte man dabei gar nicht reden, denn Tausende kann man nicht standrechtlich erschießen, nicht einmal Jahre lang ins Zuchthaus sperren. Eine Am-

nestie muß also früher oder später auch über die Verurtheilten ergehen, und an dieser Amnestie hätte ich so gut wie jeder Andere Antheil. Ja, meine Schuld wäre in diesem Falle leichter, als die der meisten Andern, da ich dem Herrn dieses Landes keinen Treueid gebrochen habe. Statt dessen stellt man mich vor ein preußisches Kriegsgericht, richtet mich nach preußischen Gesetzen. Mein Vergehen wird dadurch ein ganz anderes, viel schwereres: dort war ich ein badischer Rebell, hier erscheine ich als Kämpfer gegen mein Volk, und so trifft mich die weit gehässigere Beschuldigung, ein Landesverräther zu sein. Ich habe deßhalb im Verhör dagegen protestirt. Die Zusammensetzung dieses Gerichts zeigt mir, daß man diesen Einspruch nicht beachtet hat. Mir bleibt jetzt nichts Andres übrig, als mich der Thatsache zu unterwerfen, obwohl ich sie für eine Ungerechtigkeit erkläre.

Jedenfalls aber, meine Herren, entspringt für Sie aus diesem Umstande die Pflicht, in Ihrer Strafbestimmung die größtmöglichste Milde anzuwenden, damit Sie die Härte gegen mich, die schon in dieser Form des Gerichts liegt, ausgleichen, aber nicht noch vergrößern.

Es sind drei Beschuldigungen, welche die Acten gegen mich vorbringen:

Erstens, daß ich noch in meiner Heimath ein Complott gegen die Regierung und einen Sturm auf das Zeughaus zu Siegburg beabsichtigt habe.

Zweitens liegt ein von meiner Hand geschriebener Plan vor, wie man den pfälzisch-badischen Aufstand in einen Angriffskrieg hätte verwandeln können.

Drittens habe ich im Willich'schen Freicorps Waffen

getragen, und bin gegen preußische oder mit den Preußen verbündete Truppen im Feuer gestanden.

Was den ersten Punkt: ein Complott gegen die Regierung und einen beabsichtigten Zeughaussturm angeht, so macht mich eben der Herr Auditeur darauf aufmerksam, daß dieser Punkt nicht hierher gehört. Er hat darin ganz Recht: nur ein bürgerlicher Gerichtshof hat darüber zu entscheiden, dieses Kriegsgericht aber könnte es in keinem Falle, da Ihnen weder Acten noch Zeugen über diese Beschuldigung zur Hand sind. Ich gehe also darüber hinweg, indem ich einfach meine im Verhör gemachte Aussage wiederhole, daß diese ganze Beschuldigung nur auf einem Mißverständnisse ruhen kann, welches auf meine Reise nach Elberfeld in den Tagen der dortigen Volksbewegung sich stützt. Diesen Zug nach Elberfeld habe ich, ehe die rheinischen Gerichtsbehörden jene Untersuchung gegen mich einleiteten, dem verhörenden Herrn Auditeur sofort eingestanden: allein hierauf beschränkt sich auch mein Antheil an jenen Ereignissen. Ich habe weder ein Complott gegen die Regierung gebildet, noch jemals zu einem Siegburger Zeughaussturme aufgefordert.

Ich komme zu dem zweiten Punkte. Dem Verhöramt ist ein Schriftstück, ich weiß nicht von woher, zugestellt worden, daß die Aufschrift „Ein Plan" führt, und einen Gedanken enthält, nach welchem in der ersten Zeit der pfälzisch-badischen Revolution die Bewegung aggressiv gemacht und über die preußische Rheinprovinz hätte verbreitet werden können. Sie haben dieses Schriftstück so eben verlesen hören. Es ist bloß mit dem Anfangsbuchstaben meines Namens unterzeichnet: dennoch habe ich, als es mir im Verhör vorgelegt wurde, nicht einen Augenblick Bedenken getragen, die Handschrift

als die meinige anzuerkennen. Ich hätte auch keinen Grund dazu gehabt; denn diese Sache ist gänzlich harmlos, und ich gestehe Ihnen, daß ich an sie überhaupt erst in dem Augenblick wieder dachte, als dieses Papier mir wieder vor Augen kam. Jenes Schriftstück ist nämlich allerdings von meiner Hand niedergeschrieben, aber sein Verfasser bin ich keineswegs. Die Akten meiner Verhöre ergeben darüber Alles, ich brauche es somit nur kurz zu wiederholen.

Zuvor ersuche ich den Herrn Auditeur, mir zu bezeugen, daß längst ehe ich die Verbindung dieses Schriftstücks gegen mich erwarten konnte, ich im Verhör erklärt hatte, ich habe auf dem Militairbureau in Kaiserslautern als expedirender Secretair gearbeitet. Eines Tages nun kam das Parlamentsmitglied Schütz von Mainz zu mir auf mein Bureau in einer unbedeutenden Geschäftssache. Wir kamen über die politische Sachlage ins Gespräch: Schütz erwartete Etwas von dieser Revolution; ich erwiederte ihm, daß ich nicht solche Hoffnungen hege, weil wenigstens in der Pfalz die Rüstungen allzu lau betrieben würden. Er fragte mich, wie man denn die Sache besser hätte anstellen können. „Der Zeitpunkt ist schon vorbei" — sagte ich — wenn es aber nach dem Entwurf gegangen wäre, den einige hier anwesende Officiere in diesen Tagen mehrfach besprochen haben, so hätte der Erfolg wohl ein anderer werden können." Schütz fragte mich nun, ob ich diesen Entwurf ihm mittheilen dürfte. Mich band keine Pflicht, es nicht zu thun; da er aber im Begriff war, zu verreisen und deßhalb eilte, so ersuchte er mich, ihm die Sache rasch aufzuschreiben. Ich hatte mir jene Unterredung der Officiere gemerkt, und stellte die Gedanken aus der Erinnerung zusammen. Ueber

irgend eine Verwendung dieses Papiers wurde zwischen Schütz und mir nichts besprochen. Schütz nahm es mit, und seitdem bin ich, wie gesagt, erst im Verhör wieder an dasselbe erinnert worden. Betrachten Sie, meine Herren, jenen Plan nur etwas genauer, so werden Sie augenblicklich einsehen, daß er von mir nicht herrühren kann. Sie finden dort eine vollständige militairische Disposition, und, so wohl ich mich des Ganzen jetzt noch erinnere, ist der Entwurf nicht zu verachten. Ich nun kann mit Wahrheit versichern, daß ich vom Kriegswesen nichts verstehe: ich habe nie im Heere gedient, nie ein Werk über Taktik studirt. Beachten Sie ferner das Datum dieser Aufzeichnung, es ist der 17. Mai. Die Acten thuen dar, daß ich am 12. noch in Elberfeld war, erst am 14. oder 15. — dessen erinnere ich mich nicht genau — kam ich nach Kaiserslautern. Ich frage Sie nun, meine Herren: Wie hätte ich nach zwei Tagen Aufenthalt, namentlich entblößt von allen militairischen Kenntnissen die Uebersicht der Verhältnisse gewinnen sollen, die unbedingt nöthig war, um einen so umfassenden, alle Angriffspunkte feststellenden Plan aus eignen Kräften zu entwerfen? Sie sehen, dies war unmöglich.

Doch ich will einmal den Fall annehmen, dies Papier wäre nicht bloß ein Erzeugniß meiner Feder, sondern auch meines Kopfes — läge dann etwa ein Verbrechen oder auch nur ein Vergehen darin? Ueber die Führung eines bevorstehenden Krieges wird doch wohl Jeder sich Gedanken machen dürfen — die Gesetze, die den Landesverrath bestrafen, reden nur von Unternehmen. Wo aber, meine Herren, haben Sie irgend einen Zeugen, einen Beweis, ein Anzeichen, daß dieser Plan aus einem Gedanken bei mir zum Vorsatz geworden,

oder daß er gar aus einem Vorsatz zur Ausführung, zum wirklichen „Unternehmen“ fortgeschritten wäre? Wer hat überhaupt je daran gedacht, diesen Plan in That umzusetzen? Wo zeigt sich in der Kriegsführung auf Seiten der Insurrektionsarmee eine Spur, den Krieg, wie es dort gefordert wird, am Main, Nahe und Mosel statt am Neckar zu beginnen? Ich kann mit dem reinsten Gewissen betheuern, daß überhaupt ein Kriegsplan dieser Art nie dienstlich vorgelegen hat, daß er auch nicht in amtlicher Beziehung, sondern einzig in gesellschaftlicher Conversation verhandelt worden ist. Wäre das nicht der Fall, hätte der Plan amtliche Bedeutung gehabt — könnten Sie wohl von mir glauben, daß ich solch ein Schurke wäre, als Bureaubeamter ihn ohne weiteres einer doch immer fremden Person mitzutheilen? Nein, meine Herren, das glauben Sie nicht von mir! und somit ist dieses ganze Actenstück auch bei den Urhebern dieses Entwurfs nichts gewesen und geblieben als ein Gedanke: über Gedanken aber, meine Herren, werden Sie, denke ich, nicht richten wollen. — Fänden Sie aber gar den Gedanken sträflich, oder hätten Sie das leiseste Anzeichen, daß derselbe ins Leben habe übertreten wollen, dann geben Sie dieses Papier an den bürgerlichen Richter zu weiterer Untersuchung ab. Zu den Acten meines heutigen Processes gehört es nicht. Am 17. Mai dachte Niemand an Feindseligkeiten zwischen Preußen und dem deutschen Süden; von Belagerungszustand war entfernt keine Rede. Hätte ich ja mit diesem Stücke gefehlt, so würden über mein Vergehen doch nicht Sie als Richter erkennen dürfen. Ich verlasse also dieses Actenstück, welches ohnehin unter allen Gesichtspunkten, von denen Sie es betrachten mögen, gar keine Beweiskraft gegen mich hat.

So bleibt nur eine Anschuldigung übrig; ich bin Freischärler unter Willich gewesen, und habe gegen Reichstruppen im Feuer gestanden.

Ich fühle, meine Herren, daß ich hier eine Frage voraus beantworten muß, die mir schon im Verhör entgegengetreten ist, und die ich auch jetzt in Ihrem Innern zu lesen glaube. Man fragt mich: wie ich zu dem Entschlusse gekommen bin, als Gemeiner in eine Freischaar einzutreten. Meine Feder, meine Kenntnisse — gaben sie mir nicht die Möglichkeit, eine andere Stellung einzunehmen, die meinen Fähigkeiten angemessen war? Ich will mich darüber ganz offen aussprechen. In die Freischaar trat ich ein, nachdem die Pfalz verloren, nachdem unsere Sache überall im Sinken war. Was hätte ich denn damals noch für eine Stellung suchen sollen, die mit der Ehre vereinbar war? Sollte ich in Lügenblättern schreiben, um große Siege der Revolutionsarmee in die Welt zu posaunen? Sollte ich erfundene Berichte über glänzende Waffenthaten der Ungarn schmieden oder noch als Redner in Volksversammlungen auftreten, um im Volke Hoffnungen aufrecht zu erhalten, an die ich selbst nicht mehr glaubte? Oder sollte ich mich hergeben, um als Beamter irgend einer Art Erpressungen vorzunehmen? Nein, meine Herren, für das alles war ich zu gut: meine Hand ist rein von Raub, von Gewaltthat, von jeder Erpressung; auch habe ich nie ein Commando geführt, sodaß ich auch nicht für Handlungen Anderer verantwortlich bin. Denn ich verwahre mich gegen jede Vermengung meines Thuns mit dem Schmutz und dem Schlamm, der sich — ich weiß es leider — zuletzt an diese Revolution gehängt hat. Nein, für eine sinkende Sache kann ein Mann, der ihr treu ist, mit Ehren nur noch

eins thun: er kann mit seiner Person, mit Leib und Leben für sie einstehen. Dies habe ich gethan: ich trat als Gemeiner in die Compagnie Besançon. Sie können das, meine Herren, einen Entschluß der Verzweiflung nennen: daß es aber ein Entschluß sei, der meine Ehre als Mann entwürdigt, nein, das können Sie nicht sagen! —

Bei zwei Gefechten bin ich gewesen, zuerst am 19. Juni Nachts bei Spöck. — Wenn sie das ein Gefecht nennen wollen, was bloß in ein paar zwischen den Tirailleuren gewechselten Schüssen bestand. Ich selbst habe dort am Kampfe keinen Antheil gehabt, denn ich stand bei meiner Compagnie weiter zurück, und wir sahen bloß die entfernten Schüsse durch die Nacht aufblitzen. Da wir durchaus nicht wissen konnten, wo und wie stark der Feind vor uns stand, brach Willich sofort das Gefecht ab. Welchen Truppen wir dort gegenüberstanden, weiß ich bis heute nicht mit Sicherheit: einen Feind zu sehen war bei der ganz finstern Nacht völlig unmöglich. Uebrigens war dies an demselben Tage, als der Prinz von Preußen von Neustadt aus den Kriegszustand und das Standrecht zuerst verkündigte, am 19. nämlich. Für uns konnte also diese Verfügung keine Rechtsgültigkeit haben, und hätte ich damals auch mitgefochten, so würde Ihnen hierüber wieder nicht das Urtheil zustehen. Demnach gehe ich über dieses ohnehin ganz unbedeutende Ereigniß weg.

Unsere zweite Affaire war die zwischen Rothenfels und Muggensturm am 29. Juni. Die Verhörprotokolle nebst den beigefügten Aussagen meines mit mir gefangenen Kameraden, des Würtembergers Rau, geben Ihnen über meine Betheiligung an diesem Tage ein ganz genaues Bild. Wir rückten von der Murg-

straße rechts ab; die Compagnie Besançon erhielt Befehl, zum Tirailliren aufzuschwärmen und unsere Schützen zu verstärken, die bereits im Feuer standen. Das Gefecht hatte aber erst begonnen. Unser Standpunkt war ungünstig, es war Nachmittag, vier Uhr ohngefähr, die Sonne senkte sich gegen Westen und bewirkte vor uns auf dem leuchtenden Korn eine starke Blendung, welche den Feind nur schwer erkennen ließ. Ich ging durch's Kornfeld vor, stieg dann in einen Graben herab und kletterte eben den steilen Abhang jenseits hinauf, um neben einigen meiner Kameraden, die schon dort standen, Posto zu fassen. Da erblickte ich den Feind, aber nur auf einen Augenblick, denn noch hatte ich oben nicht Fuß gefaßt, so traf mich eine Kugel am Kopfe, so daß ich den Abhang alsbald wieder hinunterrollte. Ich weise hierüber auf die Aussagen Rau's hin, der mir so nahe stand, daß er die Worte gehört und genau wiedergegeben hat, die ich im Niedersinken zu den Kameraden sprach. Bald aber raffte ich mich auf, und der Zugführer der Schützen der uns commandirte, befahl mir nach Rothenfels zurückzugehen und mich dort verbinden zu lassen. Rau wurde mir mitgegeben, damit nicht bei meinem starken Blutverluste mir unterwegs ein Unfall zustoße. So schritten wir auf dem nächsten Wege durchs Feld auf jenen Ort zu: da, auf einen Abhang heraustretend, standen wir ganz unerwartet vor einer weit vorgeschobenen preußischen Feldwacht, aus Reiterei und Infanterie bestehend, und zwar so nahe, daß weder an Widerstand noch an Rückzug zu denken war. Der Posten schoß sofort auf uns, und die Kugel ging dicht an mir vorbei. Wir mußten uns ergeben.

Das, meine Herrn Richter, ist meine Betheiligung

an der badischen Insurrection. Ich komme zu der Frage, welches Strafmaaß Sie berechtigt sind über diese Betheiligung zu erkennen.

Das Gesetz, nach welchem Sie richten, ist das preußische Militairstrafgesetzbuch. Aus diesem findet auf mich einzig Anwendung der §. 82 des 2. Theils:

„Wer vorsätzlich die Unternehmungen des Feindes befördert, oder zur Begünstigung derselben den preußischen oder verbündeten Truppen Nachtheil bereitet, insbesondere wer 1) sich der in den allgemeinen Landesgesetzen in Bezug auf den Krieg als Landesverrätherei bezeichneten Verbrechen schuldig macht u. s. w., begeht einen Kriegsverrath."

Dies ist mein Fall. Wir reichen aber zu seiner Aburtheilung mit dem Militairstrafgesetzbuch nicht aus, denn dies Gesetzbuch verweist uns, wie wir sehen, auf die „allgemeinen Landesgesetze", und in ihnen auf den Titel vom Landesverrath. Unter diesen allgemeinen Gesetzen kann nun bloß das allgemeine Landrecht verstanden sein. Denn das französische Gesetzbuch, dem ich als Rheinländer etwa zu unterwerfen wäre, kennt den Begriff des Landesverraths nicht, sondern bloß „Verbrechen gegen die äußere Sicherheit des Staates." Schlagen wir nun das allgemeine Landrecht auf, so ist es hier im 2. Theil 20. Titel 3. Abschnitt einzig und allein der §. 107, der ein dem meinigen vergleichbares Vergehen bezeichnet. Dieser §. lautet:

„Wer dem Feinde zur Ausführung seiner Anschläge beförderlich ist oder den Kriegsvölkern des Staates in ihren Unternehmungen gegen den Feind vorsätzlich Hindernisse in den Weg legt, soll durch den Strang hingerichtet werden."

Daran schließt sich der mildernde §. 115:

„In Fällen, wo die Landesverrätherei der zweiten Klasse noch nicht ausgeführt, oder dem Staate dadurch noch kein Schade zugefügt worden ist, soll die Lebensstrafe, nach Bewandtniß der Umstände, in sechs- bis zehnjährige Gefangenschaft verwandelt werden."

Dieser letzte §. würde, wenn wir in Beziehung auf das Strafmaaß noch auf Grund und Boden dieses alten Gesetzes ständen, auf mich Anwendung finden. Allein auf diesem Boden stehen wir nicht mehr, denn die Strafen werden durch das jüngere Militairstrafgesetzbuch anders bestimmt.

Ich mache Sie, meine Herren Richter, zuvörderst auf die Cabinets-Ordre aufmerksam, durch welche dieses neue Strafgesetzbuch eingeführt worden ist. Sie finden sie dem Buche vorgedruckt:

„Berlin, 3. April 1845. Ich bestimme hierdurch, daß dieses neue Militairstrafgesetzbuch unter Aufhebung aller dem Inhalte desselben entgegenstehenden Bestimmungen unverzüglich in Kraft treten soll."

„Unter Aufhebung aller dem Inhalte desselben entgegentretenden Bestimmungen" heißt es. Der Gesetzgeber, unser König, will also, daß das neue Gesetz überall gelte, wo es etwas Anderes als die alten Gesetze bestimmt. Dies ist oft der Fall. Wo z. B. im Landrecht der Strang steht, hat das Militairstrafgesetzbuch die Kugel. Aber nicht bloß die Strafart, sondern auch das Strafmaaß ist in unserm Falle verschieden bestimmt. Im §. 88 des Militairstrafgesetzbuches heißt es nämlich weiter:

„Wer (wie ich oben verlas) sich der Landesverrätherei schuldig macht, begeht einen Kriegsverrath, und hat Versetzung in die zweite Klasse des Soldatenstandes, Cassation (beides geht mich nicht an, ich bin nicht Soldat noch Officier) und Festungsstrafe, nach Umständen bis zu lebenswieriger Dauer, oder wenn durch den Verrath ein erheblicher Nachtheil entstanden, die Todesstrafe verwirkt."

Dies, meine Herren, ist das Gesetz, das Ihr Urtheil bestimmt, und hier kann es nicht dem leisesten Zweifel unterliegen, daß in meinem Falle an Todesstrafe nicht zu denken ist. Sie soll ausdrücklich nur dann ausge-

sprochen werden, wenn durch den Kriegsverrath ein erheblicher Nachtheil entstanden ist. Davon kann doch bei meiner Betheiligung keine Rede sein; durch mich ist auch nicht Einer meiner Landsleute getödtet oder verwundet worden; vielweniger noch hat der Staat im Großen und Ganzen durch mich einen Nachtheil erlitten. In diesem Falle — so sagt das Landrecht ausdrücklich — soll die Strafe in sechs- bis zehnjährige Gefangenschaft verwandelt werden. So spricht jenes furchtbare Gesetz, das vor 80 Jahren wahrhaft mit Blut geschrieben wurde, daß auf jeder Seite mit dem Strang, mit dem Schwerte und selbst mit dem Rade bei der Hand ist. Gegenwärtig ist der Geist der Gesetze milder, und Sie dürfen daher auf keinen Fall daran denken, über dies Strafmaaß noch hinauszugehen. Die Thatsachen, meine Herren, stehen fest, sie sind einfach und sprechen für sich: das Glück, die Vorsehung, oder wie Sie sonst jene unsern Blicken verhüllte Macht nennen wollen, die Ihr Loos, meine Herren Richter, eben so gut wie meines beherrscht — diese Macht hat mich dem Bruderkampfe entnommen, ehe mein Antheil an ihm den Punkt erreichte, der Ihnen das Recht gäbe, meinen Tod zu beschließen. Nur über die Thatsache haben Sie zu richten, die Thatsache ist: daß mein Thun dem Staate keinen Nachtheil gebracht hat. Ich fordere also nicht Gnade, ich fordere nur die strengste Gerechtigkeit nach dem Buchstaben des Gesetzes, wenn ich sage: Nach Fug und Recht können Sie mich nur zu einer Festungsstrafe von solcher Dauer verurtheilen, daß ich nicht erst als abgelebter Geist Hoffnung habe, ins Leben zurückzutreten. —

Das, meine Herrn, ist die *rechtliche* Seite der Frage. Sie werden mir aber erlauben, auch noch die

politische zu berühren, die Sie bei Ihrem Urtheil ja nicht ausschließen dürfen. Niemand unter Ihnen wird sagen, daß ich ein gemeiner Verbrecher sei; meine That können Sie doch wahrlich nicht mit Mord und Diebstahl, mit dem Landesverrath des Spions, der sein Leben um Gold verkauft, oder mit der Schande etwa eines Commandanten vergleichen, der dem Feinde eine Festung überliefert, um hernach in dessen Lande seinen Sündenlohn zu verprassen! Was ich gethan habe, fällt unter den Gesichtspunkt eines politischen Verbrechens: — nicht in einem Völkerkrieg, sondern in einem Bürgerkrieg haben wir uns gegennübergestanden. Dies macht meine Stellung vor Ihnen so schwierig, dies macht aber auch Ihnen Ihr Amt schwer, wenn Sie es gewissenhaft erfüllen wollen. Sie nämlich, die über mich richten, sind in diesem ganzen Streite selbst Partei, Sie richten über einen Mann, der Ihrer Gegenpartei angehört: Sie müssen daher auf Ihre Parteiansichten ganz verzichten, müssen rein die Sache selbst in's Auge fassen, wie sie liegt.

Der §. 118 des Militairstrafgesetzbuches sagt: „Die Vertheidigung darf mit aller Freimüthigkeit geführt werden" — gestatten Sie mir also diese Freimüthigkeit!

Die Märzrevolution des vorigen Jahres hatte Ein Hauptziel: es war die Einheit Deutschlands. Diese Einheit haben Sie gewollt, wie ich sie wollte; das ganze Volk verlangte danach, denn wir alle wissen, daß ohne sie wir aus unserer erbärmlichen Politik nach Außen nicht herauskommen, Industrie und Handel nicht heben, der einreißenden Armuth nicht helfen — mit Einem Worte, daß ohne die Einheit wir kein großes und glückliches Volk werden können. Aus diesem Einheitsdrang ging das Frankfurter Parlament hervor,

vom Volke gewählt, von den Fürsten anerkannt. Eine Reichsverfassung sollte geschaffen werden in Verständigung mit den Regierungen. Jedenfalls betrachteten die Fürsten sich also nur als Einen berechtigten Theil — die Volksvertreter waren ihnen der andere. Die Frankfurter Versammlung ging einen Weg der Vermittlung: sie schuf dem Volke die Grundrechte, aber um sie zu sichern, trug sie zugleich dem König von Preußen die Kaiserkrone an. Sie Alle, meine Herren, wissen, mit welcher Freude man in Berlin die Deputation aus Frankfurt erwartete: nicht Deutschland allein, sondern namentlich auch das ganze preußische Volk verlangte die Annahme der Krone unter der Bedingung der Grundrechte. Das ganze preußische Volk, denn nicht bloß die zweite Kammer, die Vertreterin der Massen, welcher ich damals angehörte, sondern auch die erste Kammer, die Vertreterin des Besitzes, der Intelligenz, der Aristokratie, drang mit Adressen in den König. Wäre damals geschehen, was in Deutschland alle wollten, wir hätten uns in diesem Kriege nicht als Brüder feindlich entgegen gestanden! Man hat damals gesagt: eine Krone könne mit den Grundrechten nicht bestehen; — o wohl konnte sie es, meine Herren! Wenn Napoleon auf dem republikanischen Frankreich einen monarchischen Thron aufgebaut hat, dann konnte wahrlich auch auf deutschen Grundrechten eine Kaiserkrone ruhen, die auf einem kräftigen Haupte saß! Aber anderer Männer Rath hat beim König gegolten. Man brach die Verständigung mit dem wenigstens gleichberechtigten Theile ab, die Verfassung, die das Volk einseitig geschaffen hatte, verwarf man — aber nun verfuhr man selbst ebenso einseitig: man octroyirte eine neue Reichsverfassung. Was sollte nun das Volk thun?

Die Könige stellten ihre Soldaten vor ihre Verfassung, das Volk griff für die seine selber zum Schwert, um sie durchzusetzen: Jeder schirmte sein Recht, aber das Volk erlag im Kampfe. Als ich in diesen Kampf eintrat, war er vollkommen gesetzmäßig: der Abgeordnete der Frankfurter Versammlung hatte ihn gebilligt in Form der pfälzischen Erhebung: dies, meine Herren, ist die Lage der Dinge. Meine Schuld ist, daß ich im Sommer noch dasselbe gewollt habe, was im März Sie alle, was im März das gesammte deutsche Volk gewollt hat: nun, bei Gott, meine Herren, ist das denn ein Vergehen, welches so gegen alle menschlichen und göttlichen Gesetze streitet, daß Sie deswegen ein Blutgericht über mich versammeln dürfen?

Meine jetzige Schuld ist gering. Sie sehen es: aber ich weiß freilich, man wirft Vieles auf meine Person, auf meine frühere Parteistellung.

Sie haben gelobt, ohne Ansehen der Person Recht zu sprechen und nur nach dem zu urtheilen, was in den Acten vorliegt. Ich könnte also über früheres hinweggehen. Aber mehrfach sind mir während meiner Gefangenschaft von Officieren und Soldaten Dinge vorgeworfen worden, die mich mit Staunen erfüllten. Wie oft habe ich das Wort hören müssen: „ich sei ein schlechter Preuße!“ Das Wort hat mich verletzt. Ich habe stets die Ueberzeugung gehabt, und oft genug sie den Süddeutschen ausgesprochen, daß die kräftigen Nordstämme die Herrschaft Deutschlands gewinnen werden; es ist das in meinen Augen ein Gebot der geschichtlichen Nothwendigkeit, es ist eine alte Ueberzeugung von mir. Mein Herr Vertheidiger hat ein älteres Gedicht von mir angeführt:

„Hoch auf hebe das Haupt, stolze Borussia,
Das am baltischen Meer mauergekrönt dir ruht,
Und den stark du gefaßt, rheinischen Rebenkranz,
Schüttl' ihn freudig in hoher Hand!"

Was dieses Gedicht andeutete: daß die Verbindung Rheinlands mit Preußen für beide Theile glücklich sei, das konnten Sie noch im vorigen Sommer von mir in Köln auf einem demokratischen Congresse hören, wo ich gegenüber andern meiner Partei, die auf französische Bajonette vertrauten, gegen jede Abtrennung des Westens mich erklärt habe, wie ich denn überhaupt immer der entschiedenste Gegner aller Rheinbundspolitik gewesen bin. Man haßt ferner mein Wirken in der zweiten Kammer; aus dem Munde eines Officiers, nicht eines Gemeinen, habe ich hören müssen, daß ich der preußischen Armee ein neues Jena gewünscht. Ich denke, die stenographischen Protokolle der Kammersitzungen werden amtlich veröffentlicht, und Jeder kann dort das Wahre finden, der es finden will. Das habe ich gesagt, daß unser Heer, wenn es zu einem dem Volke verhaßten Kriege ausziehe, etwa um die republikanische Freiheit Frankreichs zu erdrücken, daß es dann sein Jena finden werde. Das ist eine Weissagung, kein Wunsch: daß ich den Fall meiner Brüder wünsche, diesen Vorwurf weise ich entrüstet von mir ab. Aber trotz alledem soll und muß ich ein schlechter Preuße sein, weil ich das gegenwärtige System bekämpfe. Nun wohlan, meine Partei hat gegenwärtig im Vaterlande das Spiel verloren. Wenn die Krone Preußen jetzt endlich eine kühne und starke Politik verfolgt, wenn es der königlichen Hoheit unsers Thronfolgers, des Prinzen von Preußen, gelingt, mit dem Schwert (denn anders wird's nicht!) Deutschland in Eins zu schmieden, und groß und geachtet bei unsern Nachbarn hin-

zustellen, uns der innern Freiheit wirklich und dauernd zu versichern, Handel und Wandel wieder zu heben, die Militairlast, die jetzt zu schwer auf Preußen drückt, gleichmäßiger auf das ganze Deutschland zu vertheilen, und vor allem den Armen in meinem Volke, als deren Vertreter ich mich fühle, Brod zu schaffen: — gelingt das Ihrer Partei, nun, bei meinem Eid! die Ehre und die Größe meines Vaterlandes sind mir theuerer als meine Staatsideale, und die französischen Republikaner von 1793 weiß ich zu schätzen, die hernach um Frankreichs willen vor Napoleons Größe freiwillig sich beugten — — geschähe dies also und erzeigte mir dann mein Volk noch einmal die Ehre, mich zu seinem Vertreter zu wählen: ich würde einer der ersten Deputirten sein, die mit frohem Herzen riefen: „Es lebe das deutsche Kaiserthum, es lebe das Kaiserthum Hohenzollern!“ Wenn man mit solchen Gesinnungen ein schlechter Preuße ist, ja — dann begehre ich freilich kein guter Preuße zu sein, dann will ich mich aber auch mit Hardenberg trösten, den man 1805, weil er zu kühner Politik und offnem Bruch mit dem Reichsfeinde rieth, vorwarf, er sei ein Verräther und gar mit englischem Golde bestochen, bis dann freilich das Jahr 1806 zeigte, wie furchtbar richtig er die Dinge übersah!

Und so ist alles in meinem früheren Wirken von meiner Gegenpartei mißdeutet worden. Vielleicht war Einer von Ihnen in Garnison zu Mainz. Man hat mich wegen Verleumdung dieser Garnison vor Gericht gestellt und gesagt: ich suche Gelegenheit, um die Armee gehässig zu machen. Nun, so viel politische Fähigkeit hätte man mir doch billig zutrauen sollen, daß ich jenen groben Buchstaben der Parteiklugheit verstände,

nach welchem keine Partei im Staate es muthwillig mit der bewaffneten Macht verdirbt!

Was war aber jene ganze Geschichte? Die Erzählung eines düstern, das Menschengefühl jedenfalls verletzenden Vorfalls, die obendrein in einem entstellten und schon übertriebenen Bericht mir zukam, habe ich in meiner Zeitung mit ein paar heftigen Worten begleitet. — Ist das eine so schwere Kränkung der ganzen Armee? Und was ist mir dafür geschehen? Während dieser meiner Abwesenheit von Hause hat man mich deshalb zum zweiten Male vor Gericht gefordert, und da ich zur Vertheidigung nicht erscheinen konnte, bin ich, wie man mir jüngst erzählt hat, auf fünf Jahre der Wahlfähigkeit beraubt worden. Fünf Jahre Wahlunfähigkeit sind über mich ausgesprochen — für einen Mann, der schon einmal die Ehre gehabt hat, Abgeordneter zu sein, ist das eine überaus harte Strafe. Ich denke, die Garnison von Mainz und Sie, meine Herren, können damit zufrieden sein, wie man mich hier einen nicht einmal selbst verschuldeten Irrthum hat büßen lassen.

Ich sehe da auch die Epaulette des 27. Regiments; sie erinnert mich an eine finstre Novembernacht des vorigen Jahres, als dieses Regiment in Bonn einrückte, um die Steuerverweigerung zu erdrücken, als mein Name so oft als der eines Soldatenfeindes genannt wurde! Ja, meine Herren, es war eine finstre Nacht, und wenn in ihr der Würfel fiel, so wäre sie nicht meinen Bürgern allein, sie wäre bei der damaligen Stimmung der Gemüther auch manchem Officier und Soldaten eine heiße Nacht geworden! Der Würfel fiel nicht — meine Herren, diese Hand war es, die ihn festhielt. Alle Besonnenen haben das früher aner-

kannt, und die Gerichte haben mich von jeder Anklage aus diesen Novembertagen freigesprochen. Ueberhaupt, wenn man mir doch einen Einfluß auf das Volk in Bonn zuschreibt — woher kommt es wohl, daß diese Stadt, bis ich sie verließ, so ruhig gewesen ist? Meine Partei ist dort nicht schwach, es giebt viele Arme daselbst; Universitätsstädte haben ohnehin viel Brennstoff in sich — wenn ich denn ein so wilder Revolutionair, ein so wüthender Republikaner wäre, wie man mich schildert: wie erklären Sie das, daß bei uns, wie kaum in irgend einer andern Stadt, jeder zornige Zusammenstoß vermieden, Bürgerblut niemals vergossen worden ist? Fanatismus, Anarchie, Zerstörung — diese Dinge liegen nicht in meiner Natur. Ich sehe es viel zu klar, dieser Bruderzwist, diese Parteikämpfe werden vorübergehen, unser Volk aber und die Menschheit werden bleiben. Das Ziel ist wichtiger, als der Weg, und für das Ziel, dem auch dieser Streit zustrebt, für Bildung und Menschlichkeit habe ich jederzeit gearbeitet; was dagegen stritt, habe ich mit der Feder und mit der mündlichen Lehre bekämpft bei meiner Partei wie bei den Gegnern. Eine Parteiwuth, welche das Menschliche und die heiligen Gesetze der allgemeinen Brüderlichkeit vergißt, kenne ich nicht; mit Laternen und Guillotinen habe ich nie die Freiheit zu gründen gemeint. Daß die Todesstrafe unter allen Bedingungen eine Barbarei sei, habe ich schon vor der Märzrevolution ausgesprochen und noch vorigen Sommer in meinem Buche über das Handwerk wiederholt. Vergessen Sie es nicht, es war das die Zeit, als meine Partei mit raschen Schritten zum Siege zu gehen schien. Sie sehen daraus, daß ich von diesem Siege nie einen blutigen Mißbrauch gemacht haben würde. Und daß man diesen

milden Sinn, diese Mäßigung und Ruhe mir zutraut, beweist auch die meinen Acten beigefügte und vom Herrn Auditeur erwähnte Verwendung der Bürger meiner Stadt für mich; auch von Köln aus, wie ich höre, und sonst vielfach sind Gesuche zu meinen Gunsten eingelaufen. Jene zwölfhundert Unterschriften aus Bonn, sie stammen nicht bloß von der Armuth her, die in mir ihren Sprecher sieht, auch nicht von meinen Studenten, die mich lieb haben — gleichviel ob sie zur aristokratischen, conservativen Partei oder zu meiner, der republikanischen, gehören — nein, es sind Namen aus allen Klassen dabei, und Arndt, des Königs persönlicher Freund, steht an der Spitze. Diese Männer hassen mein System, aber meine Person lieben sie und wünschen mich der Zukunft zu retten. Wie wollen Sie das erklären? Daher einzig kommt es, weil meine Mitbürger, die mich von meiner Jugend auf kennen, an meinen Charakter als Mensch glauben, weil sie, auch meine Gegner, wissen, daß selbst ein Sieg mich stets gerecht und milde finden würde. Werfen Sie also, meine Richter, auch dieses Urtheil meiner früheren Umgebung mit in Ihre Waagschale — es muß Ihnen klar genug beweisen, wie unrecht man einem ruhigen Manne thut, wenn man ihn leidenschaftlicher Heftigkeit und verblendeter Parteiwuth beschuldigt!

Ich bin am Ende, meine Herren, und deute zum Schlusse nur noch auf wenig Einzelheiten hin, die meine Handlungsweise in Ihren Augen nicht rechtfertigen, aber jedenfalls das Urtheil mildern. Zwölf volle Jahre habe ich meinem Staate in einem schweren Amte und mit Aufopferung gedient, Manches geschrieben, was über aller Parteiung steht, und wodurch Menschen von den verschiedensten politischen Ansichten belehrt,

gerührt und erfreut worden sind. Niemals habe ich im Heere gedient, also auch keinen Fahneneid gebrochen, keine militärischen Kenntnisse, die ich im Dienste meines Vaterlandes erworben hätte, gegen mein Vaterland angewendet. Niemanden habe ich mit der Waffe in der Hand gedrückt oder gepreßt; endlich bin ich nicht Officier oder irgendwie militärischer Beamter gewesen, ich habe also bloß Verantwortung für das, was meine eigene Hand gethan hat. Und dies, wie ich bewiesen habe, giebt Ihnen auch nach der strengsten Fassung des Gesetzes, nur das Recht, über mich eine mäßige Freiheitsstrafe zu erkennen.

Im Kreise meiner Richter umblickend, sehe ich zwar meist jüngere Männer, aber doch auch manche, die gleich mir schon auf den Jahren sind. Meine Herren, denken Sie auch ein wenig an Weib und Kind daheim, wenn Sie den Spruch über einen Mann thun, der heute durch den Wechsel der menschlichen Geschicke so tiefunglücklich vor Ihnen steht! Und nun, im Namen der göttlichen Gerechtigkeit, die über Ihnen, meinen Siegern und Richtern, grade ebenso mächtig schwebt, wie über mir, Ihrem jetzt niedergeworfenen und gefangenen Gegner — im Namen dieser Gerechtigkeit sprechen Sie jetzt mein Urtheil!

— — — — — — — — — — —

Der Gefangene kehrte in seine Zelle zurück, und unerschüttert von den eben durchlebten Stunden, unbedrückt von dem Gedanken an das, was ihm in diesem Augenblick geschah, schrieb er zwei gleich schöne Gedichte: „Mein Vermächtniß“ und „Vor den achtzehn Gewehrmäulern!“ nieder, von denen wir das letztere weiter unten mittheilen werden. —

Am 20. September ward Kinkels Urtheil publicirt

es lautete ursprünglich auf Festungshaft, war aber in lebenslängliche Zuchthausarbeit verwandelt worden.

Die Entscheidungsgründe des Kriegsgerichts wurden in dem später folgenden neuen Proceß gegen Kinkel vor den Assisen in Köln verlesen: sie lauteten: „Die Gesetze des preußischen Landrechts bestimmen zwar für Diejenigen, die sich nicht als Anführer beim Aufruhr betheiligt haben, nur 6 bis 8 Jahre Gefangenschaft. Weil aber der Angeklagte ein Mann von so hoher Bildung ist, und besser als ein Anderer wußte, was er that; weil ferner bei ihm die Entschuldigung wegfällt, daß er bei dem Aufstand etwas für sich zu gewinnen vermeinte, darum erhöhen wir für ihn die Strafe auf lebenslängliche Festungshaft."

Am 30. September wurde folgende „Warnung" publicirt: „Der ehemalige Professor und Wehrmann in den Freischaaren, Johann Gottfried Kinkel aus Bonn, wurde, weil er unter den badischen Insurgenten mit den Waffen in der Hand gegen preußische Truppen gefochten, durch das zu Rastatt angeordnete Kriegsgericht zu dem Verluste der preußischen Nationalkokarde und, statt zur Todesstrafe, zur lebenswierigen Festungsstrafe verurtheilt. Zur Prüfung der Gesetzlichkeit wurde dies Urtheil von mir dem k. Generalauditoriate, und von demselben als ungesetzlich Sr. Majestät dem König zur Aufhebung überreicht. Allerhöchstdieselben haben jedoch aus Gnaden die Bestätigung des Erkenntnisses mit der Maaßgabe zu befehlen geruht, daß Kinkel die zuerkannte Festungsstrafe in einer Civilanstalt verbüße. Diesem allerhöchsten Befehle gemäß ist von mir das kriegsrechtliche Erkenntniß dahin bestätigt: daß Kinkel wegen Kriegsverraths mit dem Verlust der preußischen Nationalkokarde und einer zu verbüßenden Festungs-

strafe zu bestrafen, und zum Vollzug des Erkenntnisses die Abführung des Verurtheilten nach dem Zuchthause angeordnet worden, was hiermit zur öffentlichen Kenntniß gebracht wird. Hauptquartier Freiburg, 30. September 1849. Der commandirende General des ersten Armeecorps der k. preußischen Operationsarmee am Rhein. v. Hirschfeld."

Es liegt also hier eine Verschärfung des kriegsgerichtlichen Urtheils vor. — Kinkel wurde zuerst nach Naugard, sodann nach Spandau in's Zuchthaus gebracht. — — —

Er wurde noch einmal vor Gericht gestellt. Ende April und Anfang Mai 1850 wurde der Proceß wegen des Zugs nach Siegburg am 10. Mai des vergangenen Jahres verhandelt: Kinkel wurde nach Köln gebracht, um wegen seiner Betheiligung an diesem Zuge von den Assisen abgeurtheilt zu werden. Er hielt am 2. Mai nachfolgende Vertheidigungsrede, welche wir nicht unterlassen dürfen, gleichfalls mitzutheilen; sie wiegt schwer bei der Beurtheilung dieses Mannes.

Die Rede lautete:

Meine Herren vom Hofe!
Meine Herren Geschwornen!

Das Verbrechen, dessen man uns anklagt, ist ein politisches und darf nur vom politischen Standpunkt gewürdigt werden. Gestatten Sie mir einen Blick auf die Weltlage, in der wir uns heute vor einem Jahre befanden. Ich werde kurz sein; denn auf welcher Seite damals das Recht, die Ehre, der Patriotismus standen, darüber hat bereits die Geschichte abgeurtheilt.

Durch die Märzrevolution errang das deutsche Volk die Souverainität. Alle übrigen Rechte, die man uns

bewilligte, waren nur Ausflüsse davon. Man gab uns freie Presse, Verein und Versammlung, damit der Volkswille ruhig discutirt und klar hingestellt; man gab uns Kammern, damit er zu Gesetzeskraft erhoben würde. Die allgemeine Volksbewaffnung gab uns das Mittel in die Faust, diese Souverainität für alle Zeiten zu garantiren. Am Unzweideutigsten aber sprach dies Princip sich darin aus, daß für viele der kleineren Staaten, für Preußen, für Deutschland constituirende Versammlungen aus einem ganz demokratischen Wahlgesetz hervorgingen. Als höchste Spitze dieser Volkssouverainität erschien die Frankfurter Nationalversammlung; daß sie souverain sei, das hat im Sommer 1848 unter uns die ungeheuere Majorität behauptet, so daß man wohl sagen kann: das ganze Volk war davon überzeugt. Auch von Ihnen, meine Herren Geschwornen, jetzt meine Richter, hat sicher Niemand daran gezweifelt. Sie wissen, wie gemäßigt diese Versammlung verfuhr. Sie kennen den Versuch, welchen sie machte, um die Freiheitsforderungen der Nation mit der mächtig wiederhergestellten Fürstenmacht zu vereinigen. Man schuf uns eine deutsche Magna Charta in den Grundrechten, aber zum Schirmherrn dieser Magna Charta wählte man unter dem Titel eines Kaisers den König von Preußen; denn am 28. März hatte er für sich und sein Kriegsheer die deutschen Farben angelegt und an die Spitze der deutschen Einheit sich gestellt. Die Durchführung dieses Gedankens war die letzte Rettung für die großen Hoffnungen, welche der heilige März in unserer Brust geweckt hatte; in der Einheit des Volkes lag alle Heilung der großen deutschen Schmerzen, lag die Möglichkeit, auch der Armuth durch einen großen Schwung des ganzen Volkslebens mälig zu helfen.

Diese letzte Hoffnung, friedlich in eine helle Zukunft einzugehen, durfte das Volk nicht fallen lassen.

In diesem Moment befand ich mich als Volksvertreter in Berlin. Beide Kammern bemächtigten sich der Frage; beide trugen darauf an, daß der König die Kaiserwürde und die Reichsverfassung annehmen möge. Ich selbst, meine Herren, habe mit wenigen entschlossenen Männern der Opposition dagegen gestimmt: die Erschaffung einer neuen Krone im 19. Jahrhundert erschien mir als ein Anachronismus; eine Verfassung, die zehn Millionen deutscher Brüder in Oesterreich vom Reiche ausschloß, genügte mir nicht, und da die Regierung bereits deutlich genug die Gabe des Volkes abgelehnt hatte, schien es mir als des von mir vertretenen rheinischen Wahlkreises unwürdig, um die Annahme einer Kaiserkrone nachträglich nochmals zu betteln. Aber in der Laufbahn des Parlamentskämpfers giebt es Momente, wo er sich freut, in der Minorität zu bleiben. So war auch mir jener Tag ein freudiger, als die Majorität sich für die Annahme entschied, denn mein Nein, da unsere Stimme ja doch kein Gewicht mehr hatte, war nur ein principielles gewesen. Wohl konnte jene Verfassung keine der Parteien völlig befriedigen, aber sie erschien als ein nützlicher Compromiß zwischen beiden und brachte uns an das nächste, an das am heißesten angestrebte Ziel unserer Revolution. Wenn Preußen im offenen Bunde mit dem Volkswillen muthvoll auf dem Wege des Fortschritts sich hielt, wenn es sein tapfres Heer für die Reichsverfassung statt gegen sie in den Kampf führte, so war keine Macht stark genug, die Verschmelzung Deutschlands zu hindern.

Aber die Krone gab nicht nach. Die zweite Kammer wurde aufgelöst; damit schwand die Hoffnung einer

parlamentarischen Verständigung mit Frankfurt, damit schwand auch die Hoffnung auf friedliche Durchführung einer socialen Reform; denn bei dem neuen Wahlgesetz, wie es vorauszusehen war und auch wirklich gekommen ist, konnte der arme Mann nicht mehr seine Vertreter unter die Gesetzgeber erwählen. Es war die lezte Krise: die Vereinbarung war vorüber, und wollte das Volk nicht alles einbüßen, was 1848 errungen war, so blieb ihm nur der Appell an die Waffen. Und wirklich, es erhob sich in Waffen das ganze Vaterland. Gegen diese Erhebung rüstete Preußen, seine Landwehr stellte sich nicht. In diesem Augenblick griff auch ich zur Muskete, denn es schien mir Recht, es schien mir Pflicht, zur Muskete zu greifen, und Ihnen, meinen Richtern, gegenüber, erkläre ich auch jetzt: ich glaube Recht gethan zu haben.

Meine Herren! Von meinem Charakter glaubte ich nicht vor Ihnen sprechen zu müssen. Das große Unglück, das auf meinem Haupte ruht, würde mich, so hatte ich gehofft, vor Angriffen schützen, die das nöthig machten. Es ist nicht geschehen. Der erste Zeuge, dem Sie vor diesen Schranken Ihre Geduld schenkten, zwingt mich, von mir zu reden. Sie haben Thatsachen von ihm erwartet, da seine Beamtenstellung ihm eine genaue Kenntniß dessen abfordert, was in seiner Stadt vorgeht; statt dessen hat er sich herbeigelassen, dreien von uns ein moralisches Armuthszeugniß auszustellen. Er hat mir Eitelkeit als Beweggrund meines politischen Handelns vorgeworfen. Das konnte mich nicht wundern. Noch nie ist ein Mann von idealem Streben von ähnlichen Urtheilen der Dutzendcharakter verschont geblieben, die an seine Beweggründe den Maaßstab ihres eignen Handelns anlegten. Nun giebt es Männer

der Idee, denen die ganz ordinairen Beweggründe freilich sich nicht unterschieben lassen: ein Neujahrs-Gratificatiönchen, ein neues Titelchen zu dem alten Titelchen, ein Lächeln des Vorgesetzten — da muß denn, weil Gewinnsucht nicht paßt, Ehrgeiz oder gar Eitelkeit herhalten. Mir ist das einmal nicht neu, und jedenfalls ist es der Widerlegung nicht werth: über meinen Charakter mag die Nation richten, und ich glaube, sie hat schon gerichtet. Aber jener Erstaunliche, der vor Ihnen, meine Herren Geschwornen, so bereit und zudringlich sich auf den Richterstuhl setzte, um nicht bloß über unsere Charaktere, sondern auch, wie er bei meinem geehrten Freunde Meier gethan, über unsere Geistesfähigkeiten abzuurtheilen. — Eins hat dieser neu erfunden: er ist meines Wissens der Erste, der an meiner Aufrichtigkeit und der Selbständigkeit meiner Gesinnungen zweifelt. Diese Aufrichtigkeit ist selbst von meinen Kriegsrichtern in Rastatt ehrenhaft anerkannt worden; auch Ihnen will ich den vollgültigen Beweis derselben ablegen. Ja, meine Herren, ich bekenne mich noch heute zu meiner Handlungsweise vom vorigen Mai; ich glaube, daß ich gethan habe als ein Mann von Ehre. Ich bin Socialist: nicht erst in Folge der Revolution wurde ich es, wie jener Zeuge behauptet, ich war es von Natur; denn seit ich denke und empfinde, hat mein Herz sich zu den Armen und Unterdrückten in meinem Volke gehalten, und nicht zu den Reichen und Gewaltigen dieser Welt. Und weil ich Socialist bin, darum bin ich Demokrat; denn ich glaube, daß seine eigenen tiefen Wunden nur das Volk selbst zu empfinden, zu reinigen und zu heilen vermag. Weil ich aber Demokrat bin, weil ich den demokratischen Staat für die einzige und gewisse Möglichkeit halte, das Elend aus

der Welt fortzuschaffen; darum glaube ich auch, daß wenn einmal ein Volk demokratische Einrichtungen erobert hat, dies Volk das Recht nicht allein, sondern die Pflicht besitzt, diese Einrichtungen bis auf den letzten Mann und mit allen Waffen, also zumeist auch mit der Kugel und dem scharfen Stahl, zu vertheidigen. In diesem Sinne bekenne ich mich für das Princip der Revolution, für welches seitdem auch mein Blut geflossen ist, und noch heute, ganz der Gewalt meiner Gegner hingegeben, noch heute bekenne ich mit den bleichen Lippen des gefangenen Mannes mich zu diesem Princip. Und darum auch glaube ich, daß ich damals sammt den Freunden an meiner Seite recht gehandelt habe, als ich den Kampf aufnahm und die höchsten Opfer ihm brachte. Denn uns winkte ein großes Ziel: hätten wir gesiegt, so retteten wir unserem Volke den Frieden mit sich selber, die Einheit des Vaterlandes, diesen Grundgedanken der deutschen Revolution, und in ihr den Schlüssel zu allen künftigen Eroberungen von Glück und Größe.

Meine Herren, wir haben nicht gesiegt, das Volk hat diesen Kampf nicht durchgesetzt, hat uns, welche ihm voraufgingen, verlassen. Die Folgen fallen auf unser Haupt. Die nächste Folge ist die Schmach dieses verfehlten Unternehmens. Wir nehmen Sie auf uns, diese Schmach, dieses Lächeln des Spottes, das mehrfach bei den Verhandlungen dieser Tage aufgeblitzt ist. Wir, obwohl unserm persönlichen Muth kein leisestes Zeugniß verdächtigt hat, tragen für unsere Partei die unvermeidliche Schande, daß auch feige Gesellen sich an uns anschlossen. Wir wissen es ja, daß jeder großen herannahenden Geschichtsthat kleinere Vorspiele vorauf-

gehen müssen, welche mißlingen und neben dem Unglück auch den Spott auf Diejenigen werfen, die in ihnen handelnd aufgetreten sind. Eines aber halte ich in dieser Sache für keine Schmach, und darin muß ich dem Herrn Staatsprocurator widersprechen. Mit einer Zartheit, die mich ihm zum Danke verpflichtet, hat er als den Grund, warum ich vielleicht nicht mit voller Aufrichtigkeit vor dem Hofe zu meiner That mich hätte bekennen mögen, die Beschämung angegeben, die mich erfüllen müsse, wenn ich mich als Complicen mit einem Manne von der geringen Bildung und dem Rufe Bühls erklären solle. Nein, meine Herren, das ist für mich keine Schmach, daß der Proletarier seine Hand in die meinige schlägt!

Ob das wahr ist, was der Zeuge Schlönbach von ihm aussagt — ich weiß es nicht und will daher dem Zeugen nicht entgegentreten, der bei seiner genauen Bekanntschaft mit diesen Sachen leicht besser weiß, was im Hause des Mannes vorgeht, als der Mann selber. Ich weiß nur, daß Bühl durch die jahrelange Haft alles verloren hat und nichts, gar nichts in die Freiheit mitnimmt, als seine arbeitgewohnten Hände. Das dünkt mich ein Unschuldszeugniß. Aber, wäre selbst jener Vorwurf wahr, so würde ich immer noch mich nicht schämen: denn mich schrecken selbst die Eiterbeulen des Proletariats nicht ab, weil ich weiß, daß nicht die Armuth selber für ihre Eiterbeulen verantwortlich ist. Nie ist eine Weltidee dadurch geschändet worden, daß die Zöllner und Sünder sich zu ihr bekannten. Darum drückt sie uns nicht, diese Scham um die Flecken unserer Partei: aber eine andere Frage ist's, die vor diesen Schranken entsteht.

Sind wir nun strafbar, nachdem wir nicht gesiegt

haben, strafbar nach diesen Artikeln des Code pénal von Napoleon?

Fürwahr, meine Herren, jene Artikel finden auf die Staatsverhältnisse von 1849 keine Anwendung. Sie wurden Gesetz unter einer militairisch-absoluten Monarchie: eine Nationalgarde kannte das Napoleonische Frankreich nicht. Wir aber besaßen die allgemeine Volksbewaffnung mit freier Wahl der Führer, und nur in dem Sinne konnte unsere Bürgerwehr eine Bedeutung haben, daß sie nicht Sonntags Parade spielte, sondern mit den anvertrauten Waffen die Volksrechte schützte gegen jeden Angriff von oben. Und das war es, was wir thun wollten; von den Verbrechen jener Artikel lastet keines auf uns. Man sagt zu uns: Ihr wolltet die bestehende Verfassung umstürzen. Welche Verfassung meint man? Die neue preußische? Wem von uns ist das eingefallen? Oder die Frankfurter? Diese zu schützen zogen wir aus. Bei Ihrem Gewissen, meine Herren, sind *wir* es gewesen, die Attentate auf die Verfassungen gemacht haben? Aber den Bürgerkrieg wollten wir entzünden? Wer wagt das zu behaupten? Wer will es leugnen, daß durch eine Erhebung des ganzen Volkes in Waffen, aber eine großartige friedliche Erhebung, die Krone auch ohne Bürgerkrieg auf den Weg des Fortschritts gedrängt werden konnte? Ja, wenn das alles wahr wäre, was die Anklageacte uns Schuld giebt, *wenn* wir uns verschworen hätten, der Gewalt die Gewalt entgegenzusetzen, *wenn* wir uns bewaffnet hätten, ein Zeughaus zu stürmen, *wenn* wir den Bürgern Waffen gegeben hätten zu einer solchen Erhebung, dann, selbst dann würden wir nach einer Niederlage wohl Unglückliche sein, aber Strafbare keineswegs; wir hätten es gethan, nicht um eine Ver-

fassung umzustürzen, sondern eine wankende zu halten; wir hätten es gethan, nicht um den Bürgerkrieg zu wecken, sondern um den Bürgerkrieg zu hindern, den gräßlichen Bürgerkrieg, der die Iserlohner Landwehr in den Tod trieb gegen die deutschen Schützen auf dem Thurme von Durlach, und der in seinen Folgen Dortu zur Kugel, Corvin zum Spinnrade verurtheilte. Wie es geworden ist im Vaterlande, weil wir nicht siegten das sehen Sie! Wenn wir aber siegten in diesen Kämpfen — bei Gott, meine Herrn, statt des Fallbeils, mit dem heute ein rheinischer Staatsprokurator im Bunde mit dem Gesetz des französischen Tyrannen uns bedroht, würden wir aus Ihren Händen heute die Bürgerkrone fordern für unser Haupt.

Nun aber ist das Alles nicht geschehen, hat nicht geschehen können durch uns, und selbst nach dem Buchstaben des Strafgesetzbuches sind wir schuldlos. Die Herrn Vertheidiger haben die Thatsachen bereits in's hellste Licht gestellt, wie diese aus den Zeugenaussagen sich ergeben: ich werde nicht mehr in ermüdendes Detail eingehen, denn ich bin überzeugt, daß schon ehe ein Wort von dieser Seite gesprochen wurde, alle Beweise gegen uns vor Ihrem klaren Verstande in ihr Nichts zerronnen waren. Nur auf eine Thatsache will ich noch aufmerksam machen. Vor tausend Menschen haben wir an jenem Tage, in jener Nacht geredet und gehandelt. Man hat aus jenem Tausend über dreihundert Personen vernommen, und die Verhandlungen dieser Tage werden Ihnen mehr als einmal den Beweis geliefert haben, daß der Bonner Instruktionsrichter ein Mann ist, der seine Pflicht im weitesten Sinne zu erfüllen versteht. Aus diesen Zeugen hat man die zumeist gravirenden ausgesucht und gegen uns

aufgestellt, und Sie haben es mit Ihren Ohren gehört, daß auch nicht ein einziger Zug, der einen wirklichen Beweis gegen uns enthielte, von zweien dieser Zeugen gleichmäßig erzählt und vereidigt worden ist! Was sagen Sie dazu, meine Herrn? Ist es erhört, auf solchen Moorgrund gegen einen Bürger eine dreifache Anklage zu stellen, deren jede auf ein Todesurtheil zielt? Ich verschwende an diese Sache kein Wort mehr: ich habe nicht einmal Veranlassung, aus dem ernsten Ton der Rüge in einen sanften überzugehen und an Ihr Herz mich zu wenden. Das Einzige, wovon ein Schein übrig bleibt, ist: daß ich Bürger zur Bewaffnung aufgereizt hätte. Ich will es Ihnen sagen, wie es mit dieser Aufreizung ging: ich sage es Ihnen gern, weil in meinem Handeln das Eine zweideutig scheinen könnte, daß ich von einem Unternehmen, in das ich mich selbst stürzte, Andere eher abzuhalten suchte. Mit voller Schärfe steht jener zehnte Mai noch vor mir: denn dieser Tag, an dem ich, bis dahin ein hochbeglückter Mann, von all meinem Lebensglück schied, er ist mit den glühenden Nadeln des Schmerzes in meine Seele gegraben. Der Sturm jener drangvollen Zeit riß mir Stück um Stück vom Herzen weg: doch um 5 Uhr stand in mir noch kein Entschluß fest. Ich ging in die Universität, ich hielt ruhig und gelassen wie immer meine Vorlesung: es war meine letzte. Um 6 Uhr trafen die Nachrichten ein aus Elberfeld und Düsseldorf: sie schlugen zündend in meine Brust, ich fühlte, daß für mich die Stunde da sei, wo die Ehre gebot, zu handeln. Aus der Versammlung ging ich nach meiner Wohnung, um Abschied zu nehmen. Ich nahm Abschied von dem Frieden meines Hauses, von dem Amte, das zwölf Jahre mich beglückt, das ich

zwölf Jahre, wie ich glaube, treu verwaltet hatte, ich nahm Abschied von dem Weibe, an dessen Besitz ich schon einmal meine Existenz gesetzt, Abschied von meinen schlafenden Kindern, die nicht träumten, daß sie in dieser Minute einen Vater verloren. Aber als ich nun über die Schwelle trat in die dunkelnde Straße, da sprach ich zu mir: „Du durftest diesen Entschluß fassen, denn welches auch seine Folgen sein mögen, Du weißt es, daß der Trost der Idee und der Ueberzeugung Dich niemals verlassen kann: aber einen andern Gatten, einen andern Vater hast Du kein Recht mit fortzureißen in den gleichen furchtbaren Entschluß!" In dieser Stimmung betrat ich die Rednerbühne, in dieser Stimmung mahnte ich jeden ab, dessen Herz nicht fest sei wie das meinige — und aus dieser Rede macht die Anklage eine unmittelbare Aufreizung! Glauben Sie nicht, meine Herrn, als wolle ich durch Rührung Sie überraschen, Ihr Mitleiden erwecken. Ja, meine Herrn, ich weiß es, und die Begnadigungen des Jahres 1849 haben mich darüber belehrt, daß Ihr „Schuldig!" ein gewisses Todesurtheil in sich schließt: aber trotzdem begehre ich Ihr Mitleid nicht. Nicht für meine Mitbeschuldigten, denn diesen sind Sie nicht Mitleiden, sondern eine Genugthuung schuldig für die lange unverdiente Haft. Nicht für mich, denn so unschätzbar mir Ihre Theilnahme als Bürger und Männer ist, so wenig hat Ihr Mitleiden für mich Werth. Die Leiden, die ich trage, sind so furchtbar, daß Ihr Spruch mich nicht schrecken kann. Man hat über das Maaß der mir zuerkannten Strafe hinaus meine Haft gesteigert durch die grauenvolle Einsamkeit der Isolirzelle, in deren öde Stille kein Trompetenton der kämpfenden Welt draußen, kein Liebesblick treuer Freunde

dringt. Man hat einen deutschen Schriftsteller und Lehrer, der in mehr als einer Brust die Flamme des Geistes und der Schönheit entzündete, man hat ein mittheilsames Herz dazu verdammt, in seelenloser Zwangs-Arbeit, in Versagung aller geistigen Hülfsmittel langsam hinzusterben. Der Giftmischerin, dem Raubmörder, dem entsetzlichen gräulichen Verbrecher, sobald einmal über seinem Haupte das Wort der Begnadigung erscholl, wird es vergönnt, die Luft seines Rheinlandes zu athmen, das Wasser seines grünen Stromes zu trinken — o, diese vierzehn Tage haben es mich gelehrt, welche Seligkeit schon Luft und Wasser der Heimath sind! Mich aber hält der ferne, trübe kalte Nord, und nicht einmal hinter dem Gitter ist es mir vergönnt, die Thränen meines Weibes zu sehen und in die Aurikelaugen meiner Kinder zu blicken! Ich begehre Ihr Mitleiden nicht, denn wie scharf ihr Spruch, wie blutig dieses Gesetzbuch sei, Sie können mein Loos nicht gräßlicher machen, als es ist. Der Mann, den man vor diesen Schranken der Feigheit zu zeihen wagte, hat im letzten Jahre dem Tode in seinen verschiedensten Gestalten so oft, so nah, so kaltblütig ins Auge gesehen, daß auch die Guillotine ihn nicht besonders mehr erschüttert. Ich will Ihr Mitleiden nicht: aber mein Recht verlange ich von Ihnen, mein Recht wälze ich auf Ihr Gewissen, und weil ich weiß, daß Sie, Bürger Geschworne, Ihrem rheinischen Mitbürger sein Recht nicht versagen können, darum erwarte ich mit der ruhigsten Zuversicht aus Ihrem Munde das Nichtschuldig.

Ich habe gesprochen: nun richten Sie!

— — — — — — — — — — — — —

Man kennt den Ausgang dieses Processes: die An-

geklagten wurden nicht schuldig befunden. Wir wollen uns nicht auf specielle Schilderung einzelner Vorgänge bei diesem Processe einlassen, wie dieselben von der unbegrenztesten Theilnahme des Publikums für Kinkel herbeigeführt wurden, es sei uns nur gestattet, die Schlußscene dieses Processes mit wenig Worten zu erwähnen.

Als Kinkel nach Beendigung der Verhandlungen wieder in das Gefängniß zurückgeführt werden sollte, eilte seine Frau schnell zu ihm, um eine Umarmung des Lebewohls zu erhalten. Man wollte sie ihr wehren, da rief Kinkel mit lauter Stimme: „Komm, Johanna! Gieb deinem Mann einen Kuß! Es soll dir das Niemand wehren!“ Und die Gensdarmen traten zur Seite und wehrten nicht. —

Kinkel wurde ins Zuchthaus zurückgebracht; ihm folgte die Theilnahme des ganzen Volks. Die Briefe, welche er allmonatlich einmal an seine Frau schreiben durfte, wurden das allgemeine Eigenthum, und in zahllosen Exemplaren gedruckt — von den unzähligen politischen Gefangenen der neuern Zeit wurde der gefangene Dichter wohl am meisten beklagt.

Von den Blättern der schmerzlichen Freude, die vielleicht ein mitleidsvoller Luftzug in die Zelle des Gefangenen führte, möge das nachfolgende hier seinen Platz finden, ein Gedicht der Frau Kinkel an ihren gefangenen Mann. Es lautet:

Gute Nacht!

Still ist's um mich. Es naht die Mitternacht,
Des Tages helle Farben sind erblichen,
Des Glückes Bild, das lange schon entwichen,
Taucht auf vor meinem Sinn in Lenzespracht.

Die Lampe faſſ' ich wieder, die dein Arm
Einſt vor mir hertrug um dieſelbe Stunde,
Wenn Hand in Hand wir machten unſre Runde
An unſrer Kinder Bettchen lieb und warm.

Noch ruhen ſie, wie damals ſie geruht:
Aus ihren Mündchen, wie aus friſcher Blume,
Weht leis der Unſchuld Hauch im Heiligthume,
Und auf den Wänglein ſpielt der Roſen Glut.

Doch — ach, der Vater ſchmachtet fern, o fern!
Und wie im Schacht herauf von dem Juwele
Ein Glänzen ſteigt, blickt aus dem Grund der Seele
Ihn ewig an der Kindlein Augenſtern.

Wohl nie hat Der in Kindesaug' geſchaut,
Der ſo entriß den Vater ſeinen Sproſſen,
Und eng mit Eiſengittern ihn umſchloſſen,
Wohin nicht dringt der ſüßen Stimmchen Laut.

Doch ob nicht Blick' noch Ruf ihn mehr erreicht —
Zu ihm in ſeine kalten Kerkerräume
Des Weibes und der Kinder Sehnſuchtsträume
Zieh'n wie auf Geiſterſchwingen kühn und leicht.

Gut' Nacht, du treuer Mann, ſchlaf friedlich ein!
Es ſei'n mit dir der Deinen traute Bilder,
Und um dein Ohr ein Lied der Heimath, milder
Als Kettenklirren, rauſche dir vom Rhein!

Balsamisch säus'le der Erinnrung Chor
Um deine Schläfen, bis mit Donnerklängen
Der liebste dir von allen Erdensängen
Einst triumphirend sprengt dein Eisenthor!

— — — — — — — —

In der Nacht vom 6. zum 7. November des Jahres 1850 entfloh Kinkel aus dem Kerker mit Hülfe seines Freundes Karl Schurz und seines Gefangenwärters. Er entkam glücklich nach England, und sah sich bald mit seinem treuen Weib und seinen geliebten Kindern wieder vereinigt. — — —

Wir gehen zur Kritik der Kinkel'schen Gedichte über.

Kinkel ist ein durchaus subjectiver Dichter. Die bei weitem größte Zahl seiner Gedichte könnte man füglich Gelegenheitsgedichte nennen, mit dem Unterschiede übrigens, daß sie bei bestimmten Gelegenheiten nicht gemacht, sondern gedichtet wurden — aber, wie gesagt, die Mehrzahl ist entstanden durch eine Anregung von außen, welche sich zumeist nur auf die Person des Dichters selbst bezog. Wir wollen einige dahin Gehörige erwähnen.

Das Gedicht an Richard Selbach ist eins der ersten, welches der junge Dichter erzeugte, und entstand während seines Aufenthalts in Berlin. Kurze Zeit nachher der schöne Liedercyklus „Beim Tode meiner Mutter Maria". Bei Gelegenheit des Ausscheidens

mehrerer Mitglieder des Maikäferbundes dichtete er an Leo Hasse das Gedicht: „Der Welt Trotz!" und das schönere „Einem Verlorenen!" an Alexander Kaufmann. Die Gedichte an „Johanna" sind unzählige, in die dritte Auflage der gesammelten Gedichte sind unter andern „Elegien im Norden" und „Zehn Sonnette" aufgenommen. Seine Reise nach Italien erzeugte nicht allein Gedichte wie „Triumphbogen des Marcus in der Provence" und „Roma's Erwachen", wozu ihn seine Umgebung speciell begeisterte, sondern er suchte auch soviel als möglich der Form nachzuhelfen, und da das lyrische Gedicht, schnell aus dem Innern des Geistes und Herzens hingeworfen, die Ansprüche an die Form weniger erfüllen kann, so wandte er sich jetzt zu dem erzählenden Gedicht, um die Form eben mehr zu studiren. Eins dieser in Italien entstandenen erzählenden Gedichte ist z. B. „Petrus".

Die beiden nachstehenden Gedichte „Werth der Stunde" und „Hausrecht" zeigen uns Kinkel in einer Selbstschilderung als Dichter und Mensch, sie mögen darum hier ihren Platz finden.

Werth der Stunde.

Die Zeit ist ewig! Wie aus dem Kerne schießt
Der Rieseneichbaum, rauschend im Blätterschmuck,
So wächst Erinnrung unvergänglich
Aus den verrinnenden Augenblicken.

Dein Thun, behüt' es! Von dem Gebirge rollt
Ein luft'ger Schneeball, aber er schwillt im Sturz:
So als Lawine formt sich gräßlich
Flüchtige That zu der mächt'gen Folge.

Gedankenschnell einst flammte die Lust empor
Am schönen Fremdling in der Spartanerin;
Sie wuchs zum Gluthmeer, welches züngelnd
Ilion fraß und der Griechen Fürsten.

Auch Edles keimt nur in der Minute Drang,
Ein Augenblick war's, als des Peliden Kraft
Den weib'schen Prachtschmuck zürnend abwarf,
Nimmer verklingenden Ruhm zu erben.

Du lern' es fassen: groß ist der Augenblick
Im Leben draußen wie in dem eignen Thun,
So viel von Gunst dir schenkt die Stunde,
Acht' es und bann' es in rasche Lieder!

Sei's ein Gedanke, der in dem Haupt dir zuckt,
Sei's ein Gefühl auch, welches die Brust dir hebt:
Sein Recht gewähr' ihm, daß verewigt
Freundlich Geleit es dir sei durch's Leben.

Und wenn die Sturmfluth, welche die Welt bewegt,
Dir Muscheln auswirft auf den verwaschnen Strand:
Der Thränen Perlschmuck wie des Lächelns,
Reih' ihn besorglich auf schwanken Enden.

In trüber Gährung tobt der gemeine Geist,
Nur leidend Dasein wurde dem stumpfen Sinn.
In steter Thatkraft faßt gebietend
Einzig der Dichter des Lebens Inhalt.

Hausrecht.

Selig nenn' ich den Mann, der sich den Herd gebaut!
Draußen rauschet die Welt, draußen erhebt der Feind
Heimlich schillernden Dolch, oder des Mächt'gen Rad
Geht zu Häupten des Armen hin.

Doch im eignen Geviert fühlt sich der Mann ein Mann,
Hausrecht waltet annoch — wer mir die Schwell' entehrt,
Sei's mit geiferndem Wort oder mit Juchtenduft,
Klopft mir nimmer zum zweiten Mal.

In den minnigen Kuß, der es so herzlich sagt:
Dein, ja Dein bin ich ganz! drängt sich kein Federfuchs,
Und kein Zöllner notirt, wenn du auch tausendmal
Holde Frau, mir in's Aug' gelacht.

Hol' der Teufel die Welt! Schleuß uns die Thüren zu,
Wein gieb, laß an dein Knie lehnen mein fröhlich Haupt,
Epheu winde mir drum — so, und nun lachen wir
Alle Narren und Pfaffen aus!

Ein größeres Gedicht, „Die Auswanderer des Ahrthals", erscheint zwar ein wenig Nachbildung des bekannten Freiligrathschen Gedichts, ist aber trotzdem noch schön genug, um hier wiedergegeben zu werden. Der Schluß desselben weist, nebenbei bemerkt, nach, wie dem Dichter die Verehrung der Kunst und die Vermehrung ihrer Jünger am Herzen liegt. Hier folgt das Gedicht selbst.

Die Auswanderer des Ahrthals.

So wollt ihr fort? O seht im Abendbrande
Die ernsten Felsenstirnen mild erglühn!
Schaut diesen weiten Blick in lichte Lande
Vom Fels herab aus dunklem Rebengrün!
Lockt euch nicht mehr des Herbstes würz'ger Segen,
Der purpurn in die Tonnen niederrinnt?
Nicht mehr das Lied, das rings auf schroffen Stegen
Um Burgestrümmer seinen Eppich spinnt?

Hält euch nicht fest des Dorfes duft'ge Linde,
Die schon der Väter Lust und Liebe sah,
Wo euch beim Flußgeräusch im Abendwinde
Von eurem Schatz der erste Gruß geschah?
Ihr wollt nicht mehr vom Wald den Maibaum bringen
Und mit den Dirnen, die nach altem Brauch
Am Maifest ihr erkauft, im Tanz euch schwingen? —
Ach, Bräuche sterben mit der Heimath auch!

Und doch, was schelt' ich? Die Natur nur fehlte,
Als sie einst dichtend formte diese Höhn
Und nicht die Fülle mit dem Reiz vermählte;
Denn ach dieß Land, sie schuf es allzuschön!
Sie gab den Geist euch in des Weines Gabe,
Doch Korn und Waizen maß sie euch zu klein —
Nun darbet ihr in eurer eignen Habe
Und nicht für euch mehr zieht ihr euern Wein!

So geht in Frieden denn, und nehmt den Segen
Des Dichters, den das Vaterland noch hält!
Nicht zagt mein Herz um euch! ihr tragt entgegen
Gesparte Kraft dem Werk der neuen Welt.

Zieh hin, o Greis! wenn schon dein Haupt sich lichtet,
Die Faust ist fest noch und von Arbeit stark;
Bis du den Kindern hast ein Haus errichtet,
Vertrocknet dir noch nicht im Arm das Mark.

Du Rothkopf, der auf schneebedeckten Fluren
So scharf die Fährte sieht beim Otterfang,
Leicht witterst du im feuchten Gras die Spuren,
Die dir verrathen einer Rothhaut Gang.
Den Fuchs zu fangen, kennst du jede Finte,
Und wohl zu messen weißt du Kraut und Loth;
Nicht beben wird in deiner Hand die Flinte,
Wenn dort das Horn des Bisons dich bedroht.

Das weiße Tuch um's braune Haar geschlagen,
Mit Wangen roth, mit Augen deutsch und blau,
Du muntres Mädchen willst den Zug auch wagen?
Die weiße Haut nur hüte dir genau!
Arm fährst du aus des Vaterlandes Hafen,
Dort gibt dein Blut schon Adel dir und Stand;
Vielleicht gebeutst du selbst noch über Sklaven
An eines farb'gen Pflanzers derber Hand.

Auch manche Thräne wird die Täuschung kosten!
Der Hauch der Freiheit ist wie Märzluft scharf;
Schwer pflanzen sich der neuen Hütte Pfosten,
Und jeder wird auch nehmen, was er darf.
Doch euch wird auch die neue Freiheit stärken,
Ihr werdet rasch ergreifen euer Recht;
An euern Kindern werdet bald ihr merken,
Wie klug und stark erwächst ein frei Geschlecht!

O haftet an der mütterlichen Erde,
Die dort aus unerschöpftem Schooß euch speist!
Seid treu dem Pflug und der geliebten Heerde,
Seid treu der Heimath traulich stillem Geist!
Bleibt fern von Bostons lautem Weltmarkttosen
Und von des Yankee kalter Gierigkeit!
Bleibt rein vom nicht'gen Hochmuth des Franzosen,
Von des Creolen träger Lüsternheit!

So zieht denn hin mit eurem kargen Gute,
Ein Einzelkorn in jener Völkersaat!
Und wenn in Zukunft aus gemischtem Blute
Ein einig Volk wird, eins in Sinn und That,
Dann gebt hinzu die keusche deutsche Ehre,
Dann haltet fest den redlich deutschen Muth,
Mit frommem Sinne pflegt des Geists Altäre
Und weckt im kalten Volk der Künste Gluth!

Die beiden Gedichte: „Die Stunden verrauschen" und „Natur und Mensch" möchten allenfalls der Heineschen Manier zur Seite zu stellen sein. Unbegreiflich aber ist es, wie der Dichter in dem letzteren der Natur den Vorwurf machen kann, herzloser zu sein als der Mensch. Dies Gedicht ist der Form nach sehr schön, dem Inhalt nach indeß vollständig verfehlt, und der Gedanke, den der Dichter verfolgt, erscheint als die Schlange, welche sich in den Schwanz beißt. Der Mensch ist von Menschen erschlagen und wird wiederum von einem Menschen begraben. Dieser Todtengräber

ist der Feind des Todten, und es wird ihm zur Ehre angerechnet, daß er den todten Feind begräbt, während die kleinen Geister der umgebenden Natur, Sylphen und Rosenkäferchen und Undinen, sich scheu entfernen, nachdem sie den Ruhenden als Todten erkannt. Wie viel poetischer und insbesondere dichterisch richtiger, wäre es gewesen, wenn die Geister der Natur die umstehenden Bäume geschüttelt und den Todten mit Blüthen oder Blättern oder irgend etwas dem ähnlichen bedeckt hätten. Der Gedanke, daß die Natur kaltherziger sei als der Mensch, ist falsch nach den gewöhnlichen Gesetzen der Poesie. Nachstehend folgen die beiden Gedichte.

Die Stunden verrauschen.

Ei unter der Linde, wie woget das Fest!
Es ist Maitag, ist Maitag, sie tanzen auf's Best',
Und die Welt ist so weit und der Abend so mild,
Der Nachtduft brütet auf Teich und Gefild;
Es regt sich im stillen Gebüsch ein Grauen,
Als wollten die Geister dem Tanz zuschauen.
    Munterer, Zimbeln, Schalmein,
    Wilder, ihr Geigen, darein!
    Die Stunden verrauschen.

Es raunen im Kreis die Jungfräulein:
Wer mag wohl die zierliche Fremde sein?
Feucht ist der Saum am Gewande blau —
Strich sie wohl spät durch den Abendthau?

Hat sie im Zaubersee sich gebadet,
Daß der schmuck'ste Bursch zum Tanz sie ladet?
Munterer, Zimbeln, Schalmein,
Wilder, ihr Geigen, darein!
Die Stunden verrauschen.

Sprich, wer lehrte dich so den Tanz? —
Oft führ' ich ihn Nächtens im Mondenglanz. —
Was trägst du so köstliche Perlen im Ohr? —
Mein Bruder fischte sie mir im Rohr. —
Wie heißt dein Vater, das sollst du mir sagen! —
Ich will leben und tanzen, was hast du zu fragen?
Munterer, Zimbeln, Schalmein,
Wilder, ihr Geigen, darein!
Die Stunden verrauschen.

Es schaudert dem Knaben das Herz in der Brust,
Sie drängt sich an ihn mit erbebender Lust —
Wie bist du so warm und so herrlich gestalt,
Ach und die Fluth ist so grau und so kalt!
— Er faßt nicht ihr Wort, in den männlichen Armen
Fühlt er sie süßer und banger erwarmen.
Munterer, Zimbeln, Schalmein,
Wilder, ihr Geigen, darein!
Die Stunden verrauschen.

Sie tanzen hinweg zum Waldessaum,
Sie sinken in stillen, in langen Traum —
Horch, Lerchenschlag! — Sie stöhnt entsetzt,
Der Mond geht blutig hinunter jetzt,

Der Ost wird hell — mit verzweifelndem Schrei
Wild macht sie aus seinem Arm sich frei. —
    Ferne noch Zimbeln, Schalmein,
    Laut noch die Geige darein —
    Die Stunde verrauschte.

Sie schwebt wie ein Morgennebel zum Teich,
Er folgt ihr hastig durch Dorn und Gezweig —
Sie schwingt sich hinab, und sie winkt noch einmal,
Aus dunkler Fluth steigt auf ein Strahl —
Ist's Morgenroth, ist's Sonnengluth? —
Hilf Gott, es ist ihr rothes Blut!
    Stille nun, Zimbel, Schalmei;
    Geige, nun brich entzwei —
    Die Stunden verrauschen.

Natur und Mensch.

Es haben grimme Schächer erschlagen den Wandersmann;
Da liegt er am sprudelnden Quelle im tiefen düstern Tann.

Und als erschien die Mitternacht, da regt sich's rings im Raum,
Es schwirren Geister der Lüfte als Falter in jedem Baum.

Leuchtkäfer und Leuchtwürmchen, das sind die Geister der Gluth;
Als Irrwisch flackert der Kobold in tollem Sprung um die Fluth.

Aus kleinen Maulwurfshügeln entsteigen ohne Zahl
Die Geister der stillen Erde, die Elfen allzumal.

Zuletzt enttaucht dem Quelle mit wasserblauem Haar
Der Nixen und Undinen leichtfertig scherzende Schaar.

Sie traten zum schönen Todten, sie huben an zu flehn:
O willst mit uns in's Feuchte, in Luft und Erde gehn?

Doch als sie sein Antlitz schauten, das war so matt und bleich —
Wie stob da auseinander das ganze Geisterreich!

Da hat der flinke Sylphe sich nimmer drum gehärmt,
Er ist mit losem Flügel ob allen Blumen geschwärmt.

Da loderte jeder Kobold nur flackernder auf im Tanz,
Da einte buhlend der Käfer dem glühenden Würmchen den Glanz.

Die Elfen begannen munter den zierlichen Ringelreihn,
Den Todten umtanzen sie lächelnd — was sollten sie traurig sein?

Die Nixen schäkern weiter im mondverklärtem Naß —
Stets ist die Geisterseele befreit von Lieb' und Haß.

Da blüht im Ost die Rose des Morgens auf in Pracht:
Es schlüpfen ermüdet die Geister zurück in Wald und Nacht.

Noch liegt der Tode blutig: es malt des Morgens Schein
Auf lilienweißes Antlitz des Lebens Farben ein.

Da kam ein junger Jäger mit frischem, frohem Sang,
In heller Waldlust webend, das Horn gab lauten Klang.

Und als er den Todten erschaute — wohl war er des Todten Feind;
Da ist er hingekniet und hat von Herzen geweint.

Er wusch ihm aus den Wunden das purpurrothe Blut,
Doch mocht' es wenig fruchten, daß er ihn nahm in Hut:

Dieß Auge bleibt geschlossen, dieß Herz schlägt nimmermehr —
Da faßt er leise betend den starken Jägerspeer.

Er gräbt ein Grab und leget den Todten sanft hinein,
Ein Kreuzlein pflanzt er drüber, und Blumen senkt er ein.

Er bläst das Todtenlied ihm mit dumpfem Hörnerton,
Und wieder schweift in's Weite des Waldes treuer Sohn.

Ein außerordentlich bedeutendes schöngeformtes Gedicht ist „Die Windsbraut". Idee wie Form sind gleich schön, man wird es mit vieler Freude lesen.

Die Windsbraut.

Was stöhnt in die Nacht mit des Schmerzes Gewalt?
Was ist's, das im Dunkel so flattert und wallt?
Auf dem Felsen am Strom, auf dem moosigen Thurm
Steht mächtig ein Weib, und sie ruft in den Sturm:

Mein Vater ist todt, mein Schloß zerfällt,
Und ich will nun hinaus in die lockende Welt.
Wer freiet um mich, wer gewinnet den Kranz,
Wer tritt mit dem Kinde des Riesen zum Tanz?

Mich warb ein sterblicher Mann zur Braut,
Doch wie er mich schaute, da hat's ihm gegraut:
Hoch stieg ihm das Haar, scheu bäumte sein Roß,
Fort jagt' er verzagt von dem Riesenschloß.

Und Sehnsucht pocht in der Brust so heiß,
Sie kämpft mit des Hasses erstarrendem Eis.
Dir schwör' ich Rache, du weich Geschlecht:
Wer ist's, wer ist's, der die Schmach mir rächt?

Nicht Schwachem gönnt sich, wer Riesen entstammt;
Euch, Geister, beruf' ich zum strafenden Amt!
Die aus stockendem Tod ihr das Leben erschuft!
Vernehmt, ihr Mächt'gen! die Jungfrau ruft!

Da hebt sich zum Thurm ernst eine Gestalt;
Von grünendem Schilf ist das Haupt umwallt,
Ein blauer Mantel mit Muscheln am Saum
Umfließet den Leib wie mit silbernem Schaum.

Hier bin ich, so komm! In Grotten so kühl,
In der tanzenden Flut, wo durch's Wellengewühl
Die Sonne nur strahlt mit verdämmerndem Glanz,
Da führen mit Perlen gekrönt wir den Tanz!

Doch trotzig wendet die Maid sich ab:
Du schleichst mir zu sanft in des Bettes Grab;
Dich bändigt der Mensch wie ein friedliches Lamm,
Du treibst ihm das Rad und er baut dir Damm.

Fahr' hin! ich fordre den stärkern Gemahl!
Da sinkt der Fluß in das hallende Thal;
Laut rauschet der Schwall und kochet im Fliehn,
Fern hört sie noch zürnend die Wogen ziehn.

Auf kracht der Fels — im Risse steht
Des Salamanders Majestät;
Ein buntes Feuer um ihn wühlt,
Zederndust ihm die Wangen kühlt.

Sei mein, du Maid! In dem Bad von Stahl
Will ich härten den Leib vor der flammenden Qual,
Von Blitzen kreuz' ich das Brautbett dir,
Und Strahlen verweb' ich der Stirne zur Zier.

Doch sie: wie sklavisch den Herd du schmückst,
Wie zahm gefesselt du Lasten rückst!
Wirst erst du kein fröhnender Knecht mehr sein,
Dann kehre zurück, und du magst mich umfrei'n.

Da zerfährt Salamander in zorniger Pracht,
Hoch zucken die Flammen hinauf in die Nacht;
In Blitzen verlodert sein gelbes Kleid,
Und er wirft in die Luft sein Karfunkelgeschmeid.

Aus dunkelm Schlund mit mattem Licht
Herauf der grause Gnome bricht,
Es blitzt in seiner güldnen Kron'
Der Diamant, des Erdkerns Sohn.

Die Adern von Metall gewebt,
Breitschultrig er zum Lichte strebt;
Er hebt den Berg mit donnerndem Krach,
Schweflichte Dämpfe dringen ihm nach.

In den tiefsten Grund, in den mittelsten Kern
Folg', o Gewalt'ge, dem mächtigsten Herrn!
Zwölf Fürsten der edlen Metalle zumal
Erleuchten mit zuckendem Glanz den Saal.

Zwölf Edelstein' als Sklaven flink
Neigen sich, Herrin des Auges Wink;
Es flammt wie der Tag in der ewigen Nacht
Des Stufengesteines unschätzbare Pracht.

Doch höhnisch ruft ihm die Jungfrau zu:
Was ist dein Herrschen, o Prahler du!
Der Bergknapp bricht dir keck ins Haus
Und haut sich die hellen Krystalle heraus.

Wenn erst kein dir entrissenes Gold,
Kein bleiches Silber auf Erden mehr rollt,
Wenn die Tiefe dich einzig als Herrn verehrt,
Dann bist du, o Schwarzer, der Jungfrau werth.

Der Gnom versinkt, und aus dem Spalt
Schießt schwarz und zackig der Basalt.
Still wird's, die Jungfrau sehnend lauscht —
Da plötzlich wogt es mit Macht und es rauscht.

Wie Adlerschwingen so schlägt's die Luft,
Es dröhnen wieder Gebirg und Kluft,
Laut kracht der Wald, und der Strom im Grund
Gibt murrend das Kommen des Siegers kund.

Der Luftgeist naht! in mächt'gem Schritt
Reißt er die Wolken, die Felsen mit;
Zerbrochne Fichten sein Gewand,
Entwurzelten Eichbaum schwinget die Hand.

Ein trotziger Freier mit sausender Hast
Hat er buhlend die Maid in die Locken gefaßt;
Er spielt um das Herz ihr so keck und wild,
Gern sinkt an die Brust ihm das herrliche Bild.

Frei bin ich, o Maid, und du bist mein!
Kein Sterblicher greift in mein Reich hinein.
Fort, fort nun im Lauf, Nichts weiß ich vom Ruh'n,
Stolz wiss' es: Du bist die Windsbraut nun!

Er faßt sie kühn: auf dem Wolkenroß
Reißt er sie fort in das himmlische Schloß,
Wo ihm, von Zephyrn sanft umweht,
Ewig verborgen das Brautbett steht.

Nun jagd sie mit ihm durch Land und Meer,
Wild treibt sie vor sich die Schiffe her;
Zu brechen, was sinnend der Mensch erschuf,
Das ist ihr schauriger Beruf.

Des Waldesstöhnen in Winternacht.
Der Thurm, der prasselnd zu Boden kracht,
Des Schiffers grausiger Todeslaut,
Sie zeugen vom Grolle der Windesbraut.

Aus den heimathlichen Liedern, deren eins wir schon in den „Auswanderern des Ahrthals" mittheilten, möge hier noch ein anderes, „der Kobold von Walportzheim," seinen Platz finden, weil dasselbe nachweist, wie sehr Kinkel das Volksthümliche zu treffen weiß. Es ist dies eins seiner besten Gedichte.

Der Kobold von Walportzheim.

Es ist so um die Mitternacht,
Kann sein, ein bischer später,
Da öffnet sich das Pförtchen sacht
Zu Walportzheim im Peter.
Zwei Bauern treten aus dem Haus
Und aus Sanct Petri Schutz heraus,
Die fürchten nicht den Kobold.

Sie blicken erst zum Himmel auf
Nach all' den schönen Sternen,
Als wollten sie der Sterne Lauf
Heut Nacht recht gründlich lernen.
Dann spricht der Velten: Nun frisch zu,
Bald sind wir an der bunten Kuh
Bei dem verfluchten Kobold.

So, packt mich nur recht fest am Arm,
Und laßt uns tüchtig schreien;
Ich hoff' er thut uns keinen Harm,
Denn seht, wir sind zu zweien.
Doch wie? O weh, Gevattersmann,
Ihr fangt mir schon zu wackeln an —
O du verfluchter Kobold!

Potz Wetter, ich auch spür' ihn schon,
Mir flirrt's so vor der Nase;
Der Weg ist glatt, so recht zum Hohn,
Als wär' er ganz von Glase.
Gevatter Klaus, geht nur gradaus,
Seht ihr, da steht des Müllers Haus —
O du verfluchter Kobold.

— Ei Velten, ihr seid nicht gescheidt,
Stoßt mich nicht in die Rippen!
Was drückt ihr denn nach rechts so weit?
Dort ragen ja nur Klippen!
Ich glaub', ich glaub', ich glaub' am End',
Er hat die Augen euch verblend't,
Der ganz verfluchte Kobold!

— Gevatter Klaus, was wirret euch,
Was wollt ihr links ins Dunkel?
Dort, seht doch, ist ja nur Gesträuch
Und drunter Stromgefunkel!

— Laß los, ich folge meinem Kopf,
Mich oder euch hat er beim Schopf,
Der ganz verfluchte Kobold!

Sie ließen los und auf sein Ziel
Ein jeder eilends rannte;
Der Velten rechts — und stolpernd fiel
Er auf die Felsenkante,
Der Klaus ging links auf sein' Gefahr,
Und — platsch, da lag er in der Ahr!
O du verfluchter Kobold!

Dem einen strömten aus der Nas'
Die hellen blutigen Perlen;
Der andre tief im Wasser saß
Und hielt sich an den Erlen.
So krabbelten sie beid' heran
Und fanden wieder ihre Bahn
Trotz dem verfluchten Kobold.

Und wunderbar — wie der ans Land,
Der auf den Weg gekommen,
Da war der Kobold durchgebrannt
Und ist nicht wiederkommen.
Sie schritten beide mit Gebrumm
Ganz nüchtern fort, und sahn nicht um
Nach dem verfluchten Kobold.

Ehe wir die beste Dichtung Kinkels, „ein Schicksal“, anführen, sei es uns gegönnt, noch auf das bereits oben erwähnte Gedicht zurückzukommen, welches er nach der Rückkehr vom Kriegsgericht in sein Gefängniß dichtete: „Vor den achtzehn Gewehrmäulern.“ Dies Gedicht ehrt den Dichter als Menschen nicht weniger, wie es ihn als poetisch begabt hinstellt. Eine solche Ueberzeugungstreue im Angesicht eines wahrscheinlichen Todes, eine solche schöne Formation im Augenblick der geistigen Erschlaffung, herbeigeführt durch alle Nebenumstände sowohl wie die eben verflossenen Stunden — derartiges mag in den Annalen der Poesie nicht oft verzeichnet worden sein. Man möge dies nachfolgende Gedicht lesen und den Dichter und Menschen ehren, dessen Eigenthum es ist.

Vor den achtzehn Gewehrmäulern.

Trommler, schlagt an und führt mich zum Platz,
Der rasch vom Leben mich scheidet —
Ich fürchte die pfeifende Kugel nicht,
Die mein Gebein mir durchschneidet!
Nein, wie mir durch Augen und Hirn und Herz
Die tödliche Salve knattert,
So spür' ich wie mir die Seele befreit
In Wolkenflöckchen zerflattert.

Was einmal gelebt in der Sonne Schein,
Das kann ja nimmer verenden;
Wozu nun, ewiges Licht der Welt,
Willst meinen Geist du verwenden?
Das heilige Licht, ich hab' es geliebt,
Mein Geist flog auf zu der Sonne,
In's leuchtende All' das ihn liebend gebar,
Ström' ich ihn hinaus mit Wonne.

Die Lerche werd' ich des Morgenroths
In flammenden Wolken geborgen,
Die dem armen Gefangnen im kalten Thurm
Ansagt den nahenden Morgen.
Ein Frühhauch bin ich, ein Bote des Glücks,
Der die Purpurbanner durchfächelt,
Daß der Freiheitskämpfer mit strahlendem Aug'
Entgegen dem Schlachttag lächelt.

Heut bin ich der Sturm, der, ein Gottesgericht,
Durch giftige Nebel schreitet,
Und den aufgerüttelten Moder der Gruft,
Befruchtend auf's Erdreich spreitet;
Und morgen die Blume, die tröstend erquickt
Mit Duft den zagenden Kranken
Und in des Sterbenden Seele weckt
Unsterblichen Lebens Gedanken.

Ein Tropfen bin ich, der niederströmt
Im landbeglückenden Regen,
Die Scheune des Armen, des Winzers Faß
Zu füllen mit nährendem Seegen.
Der Wellen eine bin ich im Meer,
Die das Schiff, das stöhnende, hetzen,
Das den Wucherer trägt und ich schling' ihn hinab,
Ihn mit den erwucherten Schätzen.

Hier steh ich, nun zielt! Nun brichst du, o Leib,
Wenn achtzehn Mündungen knallen!
Die Seele, sie braust in den heiligen Chor
Der Freien, die vor mir gefallen.
Wir kennen nicht Rast, wir durchstreichen die Welt
In Sonnenschein und Gewittern,
Bis die letzte Zwingburg flammend zerbirst,
Und die letzten Ketten zersplittern.

Als letztes von uns anzuführendes Gedicht haben wir uns das Beste von allen vorbehalten: „ein Schicksal.“ Wenn Kinkel nirgend anders seine poetische Befähigung nachgewiesen, wenn er nur dies eine Gedicht gedichtet hätte, er würde an diesem einen erkannt wor-

den sein. Ein einfaches Bild aus dem einfachen Leben — und doch, wie wahr, wie ergreifend, wie poetisch schön! Und dabei ist dem Dichter die Form nicht weniger gelungen, obschon sie ziemlich beengt sein mußte durch die künstlerischen Bedingungen des erzählenden Gedichts. Mit ein paar geringen Ausnahmen, wohin wir vielleicht die Anwendung eines unpoetischen Wortes in der letzten Zeile des vierten Verses und die ziemlich starke Härte der fünften Zeile des fünfzehnten Verses zu rechnen haben, ist die Form eine durchaus vollendete. Doch möge der Leser sich selbst überzeugen.

Ein Schicksal.

Vorsichtig, Bursch! du kennst die Bucht noch nicht
Und bist noch neu im Dorf. Hier unten bricht
Der Wind sich stärker an dem Waldeseck;
Hier, sag' ich dir, sei niemals mir zu keck!
Just bei der Einfahrt in den sichern Hafen
Liebt es der Nix den Uebermuth zu strafen.

So, wir sind drin mit Glück! Das Segel auf!
Hier führt der Wind uns sacht im Schlängellauf
Bis zu dem Dorf, die Fahrt ist nicht mehr schwer,
Da kommt der Mond auch durch die Weiden her.
Zieh's Ruder ein — so recht! Nun kannst du rasten,
'S war heiß heut! von des Tages Schweiß und Lasten.

Sieh, wie's hier still wird. Auf dem Wasser braut
Der Nebel weiß. Man hört doch keinen Laut,
Als aus dem Grund der Unken Glockenklang;
Auch plätscherts leise von der Fische Gang,
Und manchmal geht ein Rauschen durch die Weiden,
Die uns dort hinten von dem Moore scheiden.

Ja, Bursch, so friedlich sieht's nicht immer aus!
Im Märzmond, ei da macht sich's anders kraus!
Wenn von dem ganzen Hochgebirg die Wucht
Geschmolznen Schnees ausfüllt die tiefe Bucht;
Das wälzt sich über alle Bäum' und Dämme
Strudelnd zum Strom hinab in trüber Schwemme.

Dann zeigt der Muth sich! Durch die Strudel muß
Das leichte Dreibord in den Wogenschuß;
Der treibt dann, was er wo am Ufer fand,
In wildem Sturz hinab in's Niederland;
Wir aber rudern wohlgemuth dazwischen
Und holen, was sich eben lohnt zu fischen.

Da war mein Vetter — Junge, der verstand's!
Ich sag's, er war der Stolz des ganzen Lands.
Verwaist, nahm ich an Kindesstatt ihn an —,
Ach Gott, mir ist, als säß' er noch im Kahn!
Da, wo du liegst, da saß er, und ich lehrte,
Wie dich jetzt, ihn das Fischen und die Fährte.

Gott hab' ihn selig! In den wildsten Braus
Der Fluthen fuhr am liebsten er hinaus,
Und Keiner hatte so viel Kraft und Glück;
Die schwersten Balken bracht' er mit zurück,
Auch Hausrath allerlei und Siebensachen
Trieb ihm die Märzfluth an den keken Nachen.

So ging manch Jahr in's Land. Er fischte sich
Ein ganzes Haus zusammen; meisterlich
Hieb er die Balken mit dem Zimmerbeil,
Mit jedem Jahre kam er mehr in Eil':
Er wandte drauf die freien Abendstunden
Und ruhte nicht bis alles war verbunden.

Da kam's heraus, was so zum Fleiß ihn trieb:
Des Nachbars Lieschen hatt' er lange lieb,
Und wie nun alles fix und fertig stand,
Trat er vor mich, das Mädchen an der Hand,
Und sprach: „Seid mir nicht bös! in alten Tagen
Will ich euch gern die Arbeit helfen tragen.

Nur gebt das Mädchen mir! Zieht bei uns ein,
Ihr sollt uns wie ein rechter Vater sein.
Ich hab' mir's gleich beim Bauen ausgedacht
Und eine Kammer bloß für euch gemacht.
Ich fahr' für euch, sie dreht für euch das Rädchen —
Gut sollt ihr's haben — gebt mir nur das Mädchen!"

Was konnt' ich sagen? O das Lieschen war
Ein herzig Kind, mit Augen blau und klar
Und rührig auch im Haus bei allem Thun;
Die sah man nie am Brunnen schwatzend ruh'n,
Und obendrein vom Kopf zu Füßen nieder
Ein Ding so blank und nett, man trifft's nicht wieder.

Im Winter war's. Der gute Pfarrer sprach:
„Heirathet jetzt, denn Fasten kommt darnach;
Bis Ostern warten wär' euch sicher leid;
Jetzt ist noch grad zum Aufgebote Zeit."
Wir Alten hatten auch nichts drauf zu sagen,
Und Hochzeit ward bestimmt in vierzehn Tagen.

Brautlein und Brautgemach war fertig ganz,
Es fehlte nur die Myrthe zu dem Kranz,
Die forderte des Dorfes alter Brauch.
In unserm Schnee gedieh kein grüner Strauch,
Gefroren war der Fluß, auf blanken Sohlen
Wollt' er zur Stadt, beim Gärtner ihn zu holen.

Da brach in selber Nacht aus West ein Wind,
Der leckte fort den Schnee und schob geschwind
Die Decke von dem Fluß; der Oberrhein
Brach unverhofft und vor der Zeit herein,
Und furchtbar kam mit wildem Donnerrollen
Die jähe Fluth dem Eisgang nachgeschwollen.

Zwei Tage trug er's mit geduldgem Sinn,
Am dritten Abend ging er zu ihr hin.
Die Mädchen hatten ihr, wie Vorwitz pflegt,
Das weiße Brautkleid probend angelegt;
Sie stand wie eines Königes Vermählte
In Schönheit da — doch ach, der Brautkranz fehlte.

Er schloß sie herzlich in den starken Arm
Und sprach: „Nun Liebchen, mach dir keinen Harm;
Wir haben Fastnacht morgen, und es drängt
Die Zeit, die sonst den Wunsch uns sehr verlängt;
Drum, will's nicht werden, müssen wir es zwingen —
Heut' Abend will ich dir den Brautkranz bringen!"

Sie sah hinab auf's Wasser, und sie sprach:
„Sei nicht so toll, uns bleibt ja Zeit hernach.
Ostern kommt bald, was treibst du denn so sehr?
Meinst wohl, zu Ostern liebt ich dich nicht mehr?
Voll sieben Jahre sind wir still versprochen —
Dich ängsten nun die kurzen sieben Wochen?"

Da sprach er: „Ja, so manches Jahr bis heut
Hab' ich mich nun auf diesen Tag gefreut,
Wie sich ein Kindlein freut auf Weihnacht schier.
Ich liebe dich und keine mehr nach dir.
Sind wir getraut, so weiß ich doch das Eine,
Daß überm Grab du ewig bist die Meine."

Sie sah mit Zittern, daß so fest er war,
Und leise sprach sie: „Muß denn dieses Haar
Die Myrthe schmücken? Willst du's, geh' ich so
Mit dir zur Trauung gern und herzensfroh,
Und wolltest du ein mir versprochen Leben
Den Wellen um ein welkend Kränzchen geben?"

Da ward er zornig, und er sprach im Grimm:
„Fürwahr, hier sprachst ein Wort du, das war schlimm.
Ich nähm' ein Weib vor Priester und Altar,
Das herkäm' seiner Jungfrauehre bar?
Sollst du zur Kirche gehn gleich einer Dirne,
Die schmachvoll senket die entweihte Stirne?

Und spräch' ein Bursch mir: Ei wie kam das so,
Daß Lieschen nicht des Kranzes wurde froh?
Und spräch es einer nur in plumpem Spaß,
Bei meiner Seele, nicht vertrüg ich das —
Er oder ich! Nicht möcht' ich deine Liebe,
Wenn solch' ein Flecken auf dir haften bliebe!"

Sie kniete hin vor ihm — er riß sich fort;
Sie weinte laut — er sprach das stolze Wort:
„Eh' ich dich kannte, war die Fluth mir traut,
Sie liebte mich wie eine wilde Braut!
Wär' ich jetzt bang vor ihr, das wäre leidig,
Meinst wohl, auf deine Schönheit ist sie neidig?"

Er kam zum Strand herab, band los den Kahn,
Die Fischer alle sahn ihn düster an.
Kopfschüttelnd sprachen sie wohl das und dieß,
Derweil ich ihn mit nassem Aug' entließ;
Ich kannt' ihn leider — aller Welt Gewalten,
Sie hätten jetzt ihn nicht mehr festgehalten.

Sie saß am Fenster oben, hoffte doch,
Mein Warnen werd' ihn endlich rühren noch.
Da sah sie ihn im Kahn schon auf der Bucht —
Die letzte Bitte hieß es jetzt versucht,
Und händeringend lief sie längs dem Strande,
Ob sie ihn locken möchte noch zum Lande.

Sie war im Brautkleid, wie sie's eben trug;
Sie jagte hinter ihm in wildem Flug;
Es schlugen ihr die Weiden ins Gesicht,
Das Kleid zerriß der Dorn — sie merkt' es nicht;
Der Kahn flog rasch, schon scholl des Stromes Brausen,
Doch rascher trieb die Angst sie und das Grausen.

Da sperrten jach die Fluthen ihre Bahn;
Still hielt sie, und sie sah des Liebsten Kahn
Dort unten wogen an dem letzten Eck. —
Wild brach im Schrei heraus ihr kalter Schreck;
Da erst sah er empor und jetzt erkannte
Er sie, verzweifelnd auf des Ufers Kante.

Er ruft ihr zu — gewiß ein tröstend Wort!
Allein der Sturm nahm's auf den Flügeln fort.
Er giebt ihr drauf ein Zeichen mit der Hand,
Das sie in Todesängsten nicht verstand —
Stehn blieb sie flehend mit gehobnen Händen,
Nicht kann er seine Blicke von ihr wenden.

Er sieht auf's Wasser nicht, auf's Steuer nicht,
Er starrt nur in ihr leichenblaß Gesicht.
Noch schützt ihn vor dem Sturm der Waldessaum,
Doch jetzt schon tanzt der Kahn im freien Raum,
Schon ist er in den Strom hinausgetrieben —
Er achtet's nicht, er schaut nur nach der Lieben.

Da hatten in des Ufers weichen Sand
Die Wellen einen Baumstamm eingerannt;
Wild krachten über ihm die Schollen auf,
Der Kahn schoß dran in vogelschnellem Lauf —
Wohl mannshoch hub er sich am Vordertheile,
Der Mast zerbrach, das Segel flog am Seile.

Der Sturm ergriffs und bog in Einem Nu
Das lecke Boot der groll'nden Tiefe zu.
Emporgeschleudert von dem jähen Stoß
Flog er kopfüber in den Fluthenschooß;
Dreimal hub er empor die wunden Glieder —
Dreimal stieß ihn das Eis zum Abgrund nieder.

Er kam nicht mehr an's Licht. Die Nacht brach ein
Und schlang des Tages und der Hoffnung Schein.
Wir Andern eilten längs dem Strande her,
Ihn sahn wir sinken, aber sie nicht mehr;
Am Abhang lag vom Brautkleid nur ein Fetzen,
Das sie zerriß in tödtlichem Entsetzen.

Drei Tage drauf, da kamen Kinder bleich
Und zitternd aus dem nahen Waldbereich;
Die hatten sie gesehn, zerwühlt das Haar,
Die Wangen blutig, Brust und Füße bar,
Und vor des Auges scharfem starrem Blinken
Meinten sie in den Boden zu versinken.

Was aus ihr ward seitdem, ist Niemand kund,
Ob sie noch lebend schweift im Waldesgrund,
Ob ihrem Bräut'gam sie gefolgt als Braut
Und dieser Fluth den Leib und Schmerz vertraut?
Nur Eins verbürgt die allgemeine Sage:
Man sieht sie manchmal noch am späten Tage.

Sie sagen, wenn sie jetzt sich blicken läßt,
Liegt Morgens eine Leich' am Ufer fest;
Doch meint sie's gut mit uns und zeigt uns an,
Wenn sie den Sturm sieht aus dem Westen nahn,
Und seit mein Vetter dort im Eis versunken,
Ist aus dem Dorfe Niemand mehr ertrunken.

Wend' um das Segel, links geht jetzt die Fahrt,
Wo breiter Spiegel uns die Krümmung spart;
Nun haben wir — paß auf, was ist das da?
Dort auf dem grünen Fleck, dem Erlbusch nah,
Sieh' dort — im Nebel kaum zu unterscheiden?
Hilf Gott! Sie ist's! Da sitzt sie in den Weiden!

Muth, junger Bursch! Wir müssen dran vorbei;
Um Gotteswillen, nur aus Angst kein Schrei!
Die kommt heut' nicht umsonst! Spürst du es wohl,
Schon springt der Wind auf und die Fluth geht hohl;
Sie will uns warnen und sie scheint zu winken —
Siehst du die nasse Hand im Mondlicht blinken?

Vorbei, Vorbei! Der Nebel hüllt sie ein.
Nun aber gilt's noch einmal rührig sein.
Frisch an's Geschäft, die Riemen eingelegt!
Merkst du, wie schon der Sturm die Erlen fegt?
Schlag tapfer zu! in einer Viertelstunde
Bricht ein Gewitter aus dem Felsenschlunde.

Gott helfe Jedem, der in dieser Nacht
Den Strom befährt, wenn Wasserlieschen wacht,
Und gönn' ihm ein Gebet noch vor dem Tod!
Uns thut sie nichts. Hier sind wir aus der Noth,
Dort blinken schon des Dorfes Lichter helle —
Zieh' ein! Nun, Gott sei Dank, wir sind zur Stelle!

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Bei weitem weniger Werth als auf dies Gedicht und z. B. auf das größere „der Grobschmied von Antwerpen“ können wir auf das vielgepriesene Gedicht „Otto der Schütz“ legen. Die außerordentliche Theilnahme, welche gerade diesem Erzeugniß der Kinkel'schen Muse zu Theil wurde, kann uns trotzdem nicht abhalten, nicht in den allgemeinen Chor der Lobredner einzustimmen. Wir haben an diesem Gedicht viel auszusetzen gefunden, wir haben uns nicht daran erwärmen können, und wir sind von unserer Empfänglichkeit für die Schönheiten der wahren Poesie zu sehr überzeugt, als daß wir uns bei dieser Beurtheilung dem Verfasser gegenüber im Unrecht halten könnten. Um zuerst von der Form zu sprechen, so ist dieselbe mitunter sehr hart und hat zu dem einen gewissen nicht unbedeutenden Ueberfluß an durchaus nicht poetischen Ausdrücken, an zu starken poetischen Licenzen. Wir wollen nur ein Paar derselben herausheben, wie z. B. das Wort „umzirken“ in dem nachstehenden Verse:

„Es hämmerte der Specht die Birken,
Die rings das Försterhaus umzirken.“

oder:

„Mich dünkt ein Wolf ist dir ein Quark.“

oder endlich:

> „Um Liebe fleht aus kalten Mauern
> Der Unke glockenheller Laut —.“

Wir könnten noch vieles Derartige anführen, es sei aber schon mit diesen wenigen Beispielen genug.

Was den Inhalt betrifft, so erhebt er sich kaum über das Niveau des Gewöhnlichen, ist weder reich an absonderlich schönen Gedanken, noch neuen erhebenden Bildern. Mit wenig Worten ist es der folgende: Otto, der zweite Sohn des Landgrafen Heinrich von Thüringen ist vom Vater für das Kloster bestimmt, während ihm das Herz voll ist von Schlachtenmuth und Jagdlust, während der Arm stark ist und die Seele nach Ritterthaten begehrt. Der ältere Bruder, der weit mehr Geschmack am stillen Klosterleben hegt, als der jüngere, dagegen aber Widerwillen aller Art an Regierungs- und sonstigen Mannesgeschäften, soll dem Vater in der Regierung folgen. Der jüngere Sohn Otto entzieht sich der väterlichen Bestimmung und Herrschaft durch die Flucht, und kommt auf derselben nach Cleve am Niederrhein. Hier findet er einen alten Jägersmann, der ihn mit zu dem Armbrustschießen nimmt, welches Graf Dietrich von Cleve eben abhält. Otto gewinnt den Preis und verliert gleichzeitig sein Herz an des Grafen schöne Tochter Elsbeth. Um in

ihrer Nähe bleiben zu können, tritt er in die Dienste des Grafen Dietrich, reitet mit ihm zur Jagd u. s. w. und gewinnt endlich das Herz der Geliebten. Bei einer Falkenjagd rettet er sie vor dem drohenden Tode, die Herzen der beiden Liebenden öffnen sich in der Hütte des alten Jägers; ihm vertraut Otto zugleich die Kunde seiner Geburt, seiner Herkunft. Ein andrer Diener des Grafen, Ebbo, das böse Princip in dem Gedicht, hatte mittlerweile Otto's Liebe zu der schönen Grafentochter erspäht und sie dem Vater verrathen, der indeß den Verräther als einen Verläumder abwieß. Kurze Zeit nach der erwähnten Jagd kehrt ein Ritter bei dem Grafen ein, ihm aus seiner Jugend befreundet, und jetzt in Diensten des Landgrafen von Thüringen. Dessen älterer Sohn ist gestorben, and er hat den treuen Diener ausgesucht, den flüchtigen jüngern aufzusuchen und zum Vaterherzen zurückzuführen. Otto öffnet ihm beim Einreiten das Thor, wird von ihm sogleich erkannt, und unbekannt mit dem Zweck seiner zufälligen Ankunft entflieht er aus der Burg zu dem alten Jäger. Der Gesandte des Landgrafen theilt dem Grafen Dietrich mit, wie er Otto lange gesucht und nun hier gefunden habe, und bittet ihn, den Entflohenen wenn möglich wenigstens nach Cleve zurückzuführen. Der Graf übernimmt das, nebenbei bemerkt auf eine sehr unkluge Weise, indem er den erwähnten Ebbo, der

sich rühmt, Otto's Aufenthaltsort zu kennen, beauftragt, mit einer Anzahl Knechte den Flüchtling zu fangen und zurückzubringen.

Der Herr Graf meint zu dem Ritter Homburg:

„Merkst, Freund, du meinen klugen Sinn?
Der Bursch bot Otto längst die Fehde,
Er spann um ihn des Spähers Netze,
Drum brauch' ich ihn zu dieser Hetze.
Viel sichrer bringt mir ihn der Feind,
Als wer's mit ihm am treusten meint."

Wie bereits bemerkt, ist das eine sehr schlechte Politik, welche der Graf Dietrich da befolgt. Indeß gelang es Otto mit Hülfe des alten Jägers, sich die Knechte vom Hals zu schaffen, die ihn gefangen nehmen sollten, und er kehrte am andern Tage nach Cleve zurück. Weshalb er dies that, ist uns nicht recht klar geworden; wollte er dem Grafen Dietrich die Wahrheit sagen, wie er das nun nach seiner Rückkehr that, so konnte er das ja gestern eben so gut als heute thun; die Flucht zu dem alten Förster erscheint durchaus nicht motivirt, da ja sogleich die Rückkehr darauf folgt. Der Graf hört seine Beichte an und erklärt ihm, er müsse ihn im Interesse des Vaters als Gefangenen betrachten

und ihn zurückschicken. Vor dem Kloster könne ihn nur eine rasche Verheirathung retten.

„Als Schütze hast du dich vermessen
Und kühn nach Elsbeth ausgeschaut;
Der Herzog nehme sie zur Braut.
Doch stell' ich zu der Frauen Lobe
Vorher noch eine Minneprobe.

Und Elsbeth in der Thür erscheint,
Die süße Rose, bleich, verweint,
Sie kniet zu ihres Vaters Füßen;
Der spricht: bist du bereit zu büßen?
Der Schütz bekennt, daß er dich nimmt,
Auch du seist ihm gar hold gesinnt.
Er hat mir lang gedient in Treuen,
Ich will ihn ehren und erfreuen.
So hab' ich's denn bei mir beschlossen:
Willst du, nimm ihn zum Ehgenossen!"

Die schöne Elsbeth antwortet hierauf, unseres Erachtens nicht eben sehr liebevoll:

„Herr Vater, daß ihr mich entehrt,
Beim höchsten Gott, nicht bin ich's werth!
Vor allen Männern in der Welt

Dünkt Otto mich der erste Held,
Und wär' er hoch wie ich geboren,
Ihn hätt' ich zum Gemahl erkoren.
Doch rein blieb mir der keusche Muth, (?!)
Es quillt in mir des Grales Blut,
Die Maid von Lohengrin entstammt
Ward nie zum Schützenweib verdammt,
Ihr müßt ein Arges von mir denken,
Daß ihr mich wollt an Ehren kränken!"

Der Vater antwortet:

„Wohlan, so ist das Loos gefallen,
Sprach Dietrich, und in Klosterhallen
Ist Otto fürder festgebannt,
Nie kos't ihn guten Weibes Hand,
Dein Jawort einzig konnt' ihn retten —
Nun sind vernietet seine Ketten!"

Jetzt erkennt die Grafentochter denn doch noch, daß das Recht der Liebe dem sogenannten Rechte der Ahnen vorausgeht, sie wird von der Gewalt der Leidenschaft überwunden, erklärt sich bereit, Otto den Schütz zu heirathen, und wird natürlich nicht wenig erfreut, als sie erfährt, daß derselbe nicht allein ein Armbrustschütze, sondern auch zukünftiger Landgraf von Thüringen ist. —

Wir wollen aus dem Gedicht noch den dritten Gesang, die Schilderung des Schützenfestes, als das beste Stück, mittheilen.

Der Meisterschuß.

O fröhlich Leben an dem Rhein,
Gespeist von Kraft, getränkt von Wein,
Wie grüßest du in Sommerlust
Unsterblich jung des Dichters Brust!
So lang noch stehn die Felsenhallen,
Wird rheinischer Gesang erschallen;
So lang der Strom mit stillem Gang
Die Wimpel führt das Thal entlang,
Wird Liebe jubelnd ihn befahren
Und ew'gen Jugendmuth bewahren.
So lang noch rauschen diese Wälder
Und grün noch stehn die satten Felder,
So lang sich Trauben röthlich färben,
Wird nicht ein froh Geschlecht ersterben.
Dir gab, o Rheinland, Gottes Huld
Des Nachbarn wilde Ungeduld.
Der Franke neidet deine Schöne
Und seiner Gier bist du ein Ziel;
Drum üben deine schmucken Söhne
Die Kraft im ernsten Waffenspiel;
Drum rufen deine Schützenfeste
Von nah und fern heran die Gäste,
Und steten Sieges klar bewußt
Vereint dem Ernst sich stolze Lust!

Auf weitgedehntem grünen Rasen,
Wo sonst behaglich Heerden grasen,
Ist heut ein männlich Fest bestellt.
Inmitten ragt ein buntes Zelt;
Auf Balken zierlich aufgeschichtet
Ist ein Altan emporgerichtet,
Drauf weht das Banner mit dem Schwane.
Ihr habt die Sage viel vernommen,
Wie einst des Hauses großer Ahne
Vom Schwan gelenkt an's Land geschwommen.
Von Montsalvatsch war's Lohengrün,
Beatrix warb er zum Gemahle;
Wohl trieb ein kläglich Schicksal ihn
Hinweg von ihr zum Dienst dem Grale,
Doch blieb dem Stamm von ihr geboren
Des Vaters Banner unverloren.
Solch hohen Stammes rühmte sich
Der Graf von Cleve, Dieterich;
Auch war von altem Blut geboren,
Die er zum Ehgemahl erkoren.
Doch sicher noch ein junges Blut
War ihr holdselig Töchterlein,
Das zeigte wohl ihr froher Muth
Und ihrer Wangen Purpurschein.
Recht zwischen Jungfrau noch und Kind,
Stand sie auf jener blumigen Grenze,
Wo noch die Unschuld keck gesinnt
Ums Haupt sich windet bunte Kränze,
Und doch ein tief wehmüthig Ahnen
Schon mag an künft'ge Liebe mahnen.
Sie saß im blauen Sammtgewand,
Umflattert von dem Purpurbanner,

Und hielt den Kranz in ihrer Hand
Zum Preis dem stärksten Bogenspanner.
Mit lichten Blumen war durchwoben
Der schöngewundnen Flechten Pracht,
So wie ihr Kleid am Himmel droben
Mit bunten Sternen stickt die Nacht.
Wie zart der Jungfrau Lippen glühen,
Zwei Knöspchen, die im Blätterschleier
Nur auf den Lenzhauch harr'n als Freier,
Im Kusse feurig aufzublühen!
Doch ungetrübt von Liebesthränen
Und unberührt von Schmerzgefühl,
Noch nicht verzehrt von Angst und Sehnen
Sah klar dies Aug' auf's Volksgewühl.
Denn rings aus ihres Vaters Ländern
War fröhlich Volk herbeigekommen;
Mit Wimpeln reich verziert und Bändern
Kommt Kahn und Schalde hergeschwommen.
Der Köhlerbursch aus Wäldern weit
Führt her des Försters zages Mädchen,
Das nur sein Stübchen kennt und Rädchen
Und stumm bestaunt die Herrlichkeit.
Dort aus dem engen Stadtthor rückt
Der Bürger Schaar mit ihren Frauen,
In schwarzen Kleidern, goldgeschmückt,
Gar ernst und würdig anzuschauen.
Es wogt des Volkes dunkler Hauf;
Da glänzt, und dort ein Jäger auf,
Wie aus den Tannen schwarzer Nacht
Die Birk' in grüner Blätterpracht.
Die schauen nicht nach Mädchen heute
Wie sonst wohl muntre Jägersleute;

Heut' gilt's nicht einer Dirne Kuß,
Heut' gilt's mit Ernst den Meisterschuß,
Und lockend winkt dem Waldessohne
Aus Jungfrau'nhand die Ehrenkrone.

Horch, ein Trompetenstoß! Am Ziel
Erscheinen blanker Schützen viel,
Auf guten Rossen, wohlbewehrt,
Des Grafen Mannen hochgeehrt,
Sie reiten langsam durch die Bahn
Und säubern sie vom Gaffervolke,
Dann im Galopp zum Ziel heran,
Daß ihnen folgt des Staubes Wolke.
Sie springen ab, und Jeder nimmt
Den Platz, den ihm sein Rang bestimmt.

Jetzt tritt der Graf aus seinem Zelt,
Ein Lebehoch durchbraust das Feld.
Der Edelknappe schenkt ihm ein
In neuen goldnen Becher Wein.
Den hebt er hoch und schauet mild
Die Schützen an und ruft: es gilt
Jedwedem Mann der Trunk, der brav
Heut oder je ins Schwarze traf.
Den Becher aber setz' ich dran
Als Preis dem Schützenfürsten heute,
Es sei nun einer meiner Leute,
Es sei ein fremd und freier Mann!

Zum zweitenmal Trompetenstoß,
Die Schützen werfen rasch das Loos,
Das ihrer Schüsse Ordnung mißt
Und abwehrt Zank und Hinterlist,

Nun schweigt das Feld, die Schützen auch,
Und stumm nach Sitten und Gebrauch
Tritt zu dem Scheibenstand heran
Mit seiner Armbrust jeder Mann.
Du hörst mit starker Arme Kräften
Die Sehnen in die Kerben heften.
Und drauf der Bolze schneidend Pfeifen,
Die wie ein Blitz die Luft durchstreifen
Und neckisch bald ins Blaue irren,
Bald krachend in die Scheibe schwirren.
Dann nennt am Ziel des Herolds Stimme
Der Ringe Zahl mit lautem Schrei;
Doch blieb das schwarze Rund noch frei,
Und nur mit schlecht verhohlnem Grimme
Leis murrend bösgelauntem Glück,
Kehrt jeder Schütz vom Stand zurück.
Zuletzt nun tritt der Förster vor.
Da raunt das Volk sich rings ins Ohr:
Der hat so oft den Sieg gewonnen!
Aus tiefem Waldgrund ist's der Starke,
Erwachsen fern vom Blick der Sonnen
Und aufgenährt mit Bärenmarke!
Vor trat er fest und keck und wild,
Ein erzgegossen Mannesbild,
Auch hier in der Entscheidungsstunde
Verlassen nicht von seinem Hunde.

Als wär' es gleich ihm, ob's ihm glückt,
Faßt er sein Schießzeug, zielt und drückt —
Laut klappt's! mit Klang und Eselsohr
Hüpft munter der Hanswurst empor,
Der künstlich hinterm Ziel versteckt
Vom Bolze ward heraufgeschreckt.
Sieg ruft der Herold. Sieg! erschallt
Der laute Ruf von Jung und Alt.
Der Schütz mit lässig stillem Schritt
Vor seines Fürsten Auge tritt;
Ihm winkt der Kranz, Trompetenton
Begrüßt den Schützenkönig schon.

Doch halt! so ruft's vom Scheibenstand,
Es steht ein schlanker Jüngling dort:
Euch ist der Jüngling wohl bekannt,
Er kommt zu lösen nun sein Wort.
Er spricht: Gestrenger Herr und Graf,
Ihr botet jedem euern Becher:
Wohl hielt sich euer Schütze brav,
Doch mir ist Arm und Blick nicht schwächer.
Gestattet mir den Schuß zu proben:
Ihr sollt den bessern Schützen loben.
Es winkt der Herr: die Bahn wird leer;
Rings steht das Volk, ein brausend Meer;
Durch alle schwirrt ein leiser Ton,
Mitleid bei Frau'n, bei Männern Hohn,
Und nur dem Förster bange pochte
Das Herz wie er's auch hehlen mochte.

Der fremde Jüngling neigt sich hold,
Daß ihm der Locken sonnig Gold
Als Schleier vor den Augen weht;
Dann steht er aufrecht fest und stät,
Wirft Haupt und Haar sich in's Genick
Und mißt die Bahn mit freiem Blick.
Die Armbrust faßt er nun mit Kraft:
Es war von Ebenholz ihr Schaft,
Darin von Elfenbeine weiß
Viel Blumen eingelegt mit Fleiß.
Am Kolben reich mit Silberglanz
Von Jägerspiel ein bunter Kranz:
Ein Hirsch vom Hörnerton gehetzt,
Ein Hund vom Eberzahn zerfetzt,
Ein Fräulein mit dem Federspiel,
Auch Auerstier' und Bären viel,
Des Waidwerks Pracht mit Lust und Grauen
Gab schmuckes Bildniß hier zn schauen.
Der Bügel, blau von Stahl und blank,
Wie eine Glocke hell erklang.
Mit Sorgfalt prüft der Schütz die Sehne,
Ob sie sich leicht und fügsam dehne;
Selbst hatt' er sie in Winterstunden
Aus wilden Marders Darm gewunden.
Inmitten wo die Sehne faßt
Des Bolzes tödtlich schwere Last,
Da schürzt, daß nicht im Schuß sie springe,
Zum Knoten er die Doppelschlinge.
Und als die Spannung wohl vollbracht,
Die Sehne schnellt er nun mit Macht;
Laut wie der Harfe höchste Saite,
Erklang der schneid'ge Ton in's Weite.

Nun aus dem Köcher nimmt er Bolze,
Geschnitzt aus festem Eichenholze;
Er wählt den glättesten, der scharf
Gekantet, blanke Lichter warf.
Und wie er alles wohl erprobt,
Mit Lächeln er das Schießzeug lobt.
Er setzt den Bogen vor die Brust,
Er spannt ihn leicht mit stolzer Lust,
Und staunend sahn die Schützen an
Den starken Arm bei zartem Mann.
Wild blitzt sein Aug' auf's Ziel gewandt,
Als wollt' er's sengen mit dem Brand;
Doch bändigt er des Herzens Wellen,
Die hoch in Siegeshoffnung schwellen,
Er kühlt sich den entflammten Sinn,
Klar, fest und stille schaut er hin;
Er drückt — der Bügel mächtig klingt,
Lautschwirrend sich die Sehne schwingt,
Es saust der Bolz — er hat getroffen!
Da stand mit weiter Spalte offen
Des Försters Bolz, ihn schnitt in's Mark
Des Jünglings Schuß gerecht und stark.

Der Herold tritt zum Scheibenhaus,
Er zieht die Bolze beid' heraus
Und legt sie in des Grafen Hand,
Der staunend ob dem Wunder stand.
Des Försters Bolz war ganz zerschmettert,
Gleich einer Rose aufgeblättert,
Es saß darin der zweite Bolz,
Fest eingekeilt ins harte Holz,

Und war hinfort kein Zweifel dran,
Wer hier den Meisterschuß gethan. —

Wir fügen noch hinzu, daß wir diese Probe bereits aus der achten Auflage des Gedichtes entnehmen konnten, während uns zur Auswahl der oben mitgetheilten Gedichte die dritte Auflage der gesammelten Gedichte vorlag, beide sind im Verlag der Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart erschienen. —

Wir verlassen Kinkel als Dichter, um zu seiner wissenschaftlichen Thätigkeit, seinen Studien der Kunst und ihrer Geschichte überzugehen, welche im Jahre 1845 in dem ersten Theil eines Werkes „Geschichte der bildenden Künste bei den christlichen Völkern, vom Anfang unserer Zeitrechnung bis zur Gegenwart" bei Henry u. Cohen in Bonn erschienen sind. Selbst das vor uns liegende Bruchstück dieses Werkes — es sollte in vier halbjährigen Lieferungen erscheinen, leider ist es aber bis jetzt bei der ersten geblieben — ist ein entschiedener Beweis, daß der Verfasser mit einem seltenen Fleiß und aller Empfänglichkeit und Lust eines bedeutenden seines Vorhabens bewußten Autors an's Werk gegangen ist. Diese erste Abtheilung enthält die altchristliche Kunst im ersten Jahrtausend: als die bedeutendsten Abschnitte daraus heben wir hervor:

Altchristliche Kunst — Abendländisch-römischer Kirchenbau — Die antike Basilika — Umgestaltung des antiken Bauwerks — Byzantinischer Baustil — Ferner die Schilderung einer Menge einzelner bedeutender Bauwerke jener Periode, als der Sophienkirche in Constantinopel, des Münsters zu Aachen u. s. w. u. s. w.

Wir läugnen nicht, daß wir bei Durchlesen dieses ersten Theils vom lebendigsten Verlangen erfüllt wurden, die Fortsetzung recht bald in unsern Händen zu sehen. Soviel wir wissen, ist der größere Theil des Manuscripts bereits fertig — warum läßt ihn der Verfasser nicht erscheinen? — Wir theilen die meisterhaft geschriebene Einleitung zu dem ganzen Werke hier mit.

Einleitung in die Geschichte der bildenden Künste bei den christlichen Völkern.

In den Menschen theilen sich Natur und Geist. Mit seiner sichtbaren Seite gehört er dem körperlichen Stoffe an, und steht als das edelste der zahllosen Gebilde da, welche die schaffende Natur in demselben ausprägte: mit dem Geiste aber vermag er sich dieser Schranke der Formen, Farben und Töne gegenüberzustellen, sich selbstständig und thätig zu empfinden. Auf diesem allbekannten, aber vom Denken noch nie

ergründeten Geheimniß seiner Doppelnatur ruht das Wesen seiner edeln Schöpfung, der Kunst. Alle Kunst ist Darstellung eines geistigen Inhalts in sinnlich schöner Form. Fehlt eins dieser beiden Stücke, so ist wahre Kunst noch nicht vorhanden. Denn das rein Geistige, sofern es gegen die schöne Form gleichgültig ist und nur nach Wahrheit, Gerechtigkeit oder Güte strebt, gehört andern Gebieten des Geisteslebens an, der Wissenschaft, der Sittlichkeit, der Religion: alles bloß sinnlich Schöne aber, so lang ihm die Idee fehlt, wird ebensowenig Kunstwerk, sondern bleibt im Stoffe gefangen und verfällt im beßten Falle, weil es doch nur wieder zu sinnlichen Zwecken dient, dem Kreise der Nützlichkeit und des Handwerks. Aus diesem Grunde gewährt die Kunst sowol Dem der in ihr schafft, als der ihre Werke empfindend genießt, eine allseitigere, vollständigere Befriedigung als die andern Schöpfungen des Geistes, weil in ihr der ganze Mensch nach beiden Seiten seines Wesens hin sich ausspricht und wiederfindet. Und während auf allen übrigen Gebieten Trennung der Geister stattfindet, während die Wissenschaft nur Wenigen gehört, und selbst die Religion eben-so oft scheidet als einigt, bildet die Kunst das große Pantheon aller Menschen oder doch aller Genossen des Einen Volks und Blutes. Am Kunstwerk freut sich nicht der Denker allein, sondern gleichermaßen

auch der Ungebildete, wenn gleich Jener mehr den allgemeinen geistigen Gehalt, Dieser mehr die Schönheit der Formen im Einzelnen auf seine Seele wirken läßt. Erst wenn er in der Kunst sich ausprägt, wird der Gedanke Allgemeingut, und auch bei uns, wo die ungeheure Kluft der Bildung zwischen höhern und niedern Ständen so tief schmerzlich sich eingerissen hat, ist diese gemeinsame Kunstfreude noch ein tröstliches Einigungsmittel aller Stufen. Aus diesem Grunde gehört aber auch die Anschauung Dessen, was Menschengeist und Menschenhand bis heute in der Kunst geleistet haben, ebenso wesentlich wie politische Geschichte zu den unerläßlichen Anforderungen der allgemein menschlichen Bildung. Und hier verlangt wol zuerst Das unsere Aufmerksamkeit was uns am nächsten liegt, nicht aber was durch Zeit oder Ort weit von uns getrennt nur durch gelehrte Forschung oder mühevolles Aufsuchen uns sich erschließt. Darum werden wir in diesem Buche nicht bei längst im Zeitenstrom versunknen oder doch innerlich abgestorbenen Völkern die Kunst in ihrer Kindheit aufsuchen, nicht einmal Hellas und Rom zuerst begrüßen, sondern frisch hineingreifen in die Schöpfungen, welche an uns selbst in unmittelbarer Nähe herantreten und unserm eignen Gefühle verwandt sind. Es soll diejenige Gestalt der Kunst vor unser geistiges Auge treten, welche in den letzten achtzehnhundert Jahren

unseres Geschlechtes aus der neu gestifteten Religion des Christenthums emporgewachsen ist.

Die drei Grundrichtungen der Kunst.

Schon gleich in ihren Ursprüngen schließt sich alle Kunst an geistige Bedürfnisse an. Denn was die bloße Naturnothwendigkeit hervorbringt, die Hütte des Wilden in roher Kegelform oder sein schlichtes an Stangen befestigtes Zeltdach, ist ebensowenig Kunstwerk als das bunte Gewebe aus Pflanzenfasern oder Wolle, mit dem er seinen Leib gegen die Kälte schützt, oder das geschliffene und gehärtete Eisen, welches ihm das Thier mordet und den Acker umbricht. Erst wo Geist und Gedanke erwacht sind, lebt auch Kunst auf, und dieß geschieht in zwei Formen: alle ursprüngliche Kunst ist entweder religiös oder historisch monumental. Aus dem unbestimmten Schauer vor den Naturgewalten springen in der Seele der jugendlichen Völker bestimmte Göttergestalten hervor, liebenswürdig oder schrecklich: die erste Beobachtung und Trennung der Naturkräfte ruft sogleich die Poesie hervor in der Form der heiligen Sage, des Mythos. Doch auf dieser Stufe vermag die Menschheit nicht stehen zu bleiben: sie muß sich zu den so ins Leben getretnen Göttern in ein festes Verhältniß setzen, indem sie ihnen eine bestimmte

Verehrung widmet. Der Kultus aber als der Leib der Religion fordert alsbald sehr stark eine mannigfache Kunstübung. An den Plätzen, wo in vorzüglich mächtigen Erscheinungen die göttlichen Naturkräfte ihr Spiel treiben, im stillen Urwald, am raschen Quell, auf dem weitumschauenden Berge werden die Götter gegenwärtig geglaubt, und Tempel erheben sich um sie zu umschließen. Naturgegenstände, in denen Kraft und Eigenschaft der einzelnen Götter sich besonders fühlbar ausprägt, werden als Symbole nachgebildet und zum Zweck des Kultus verwendet: der Kultus selbst aber, damit er feierlich sich ordne, fordert das von Musik begleitete Lied oder den religiösen Tanz. Und von allem Diesem ist denn der Sprung nicht mehr weit bis zu dem Versuche, die Gottheit nun in ihrer eigensten Gestalt, wie die Fantasie der Dichter sie schon längst ausgeprägt, auch im Stoffe leiblich sichtbar abzubilden. So bricht erst unförmlich, mit widriger Häufung der Glieder oder mit Vermischung menschlicher und thierischer Theile, zuletzt aber in edler Menschengestalt des Götterbild und mit ihm die Bildhauerei aus der symbolischen Hülle des Kultus hervor.

Indem sich aber diese religiösen Gedanken zur Klarheit der plastischen Anschauung und Darstellung entfalten, bleibt das jetzt erst entstehende, durch die junge Religion vereinigte Volk nicht müßig in den übrigen

Lebenskreisen. Es erschafft aus sich den Staat, und mit diesem Schritte tritt es in die Geschichte hinein. Aus den bisher Gleichstehenden heben sich einzelne große Persönlichkeiten als Helden, Erfinder, Gesetzgeber hervor, andre minder geordnete Völker erfahren in großen Schlachten die Uebermacht des jugendlichen Staates. Solche Personen und Begebenheiten werden alsbald in ihrer Bedeutuug begriffen, und je weniger noch das geschriebene Wort ihnen die Ewigkeit verbürgt, desto eifriger wird ein anderes mehr massenhaftes und greifbares Mittel aufgesucht, um jene ermuthigenden und volksthümlichen Erinnerungen unauslöschlich auf die kommenden Geschlechter fortzupflanzen. Das Denkmal entsteht, und mit ihm ist der Anfang der historischen Kunst gemacht. Im Volksgesang, der bald zum abgeschlossenen Epos wird, schreitet das Schattenbild der großen Vorzeit an der festlich versammelten Menge vorüber, oder die heilige Väterschlacht wird von bewaffneten Jünglingen im Kriegstanz nachgebildet, bis zuletzt die noch weiter entwickelte Poesie es sogar wagt, im historischen Drama gleichsam ein wirkliches Nachbild des Geschehenen aufzustellen. Dem entspricht der Gang der bildenden Künste. Zu Anfang sucht man nur eine bloß gedächtnißmäßige Erinnerung dem Helden gerade da zu retten, wo er seinem Volke ewig zu entschwinden drohte; an der Stelle wo er gefallen oder

begraben worden ist, erhebt sich der Riesenhügel oder eine schlichte unbehauene Säule als Denkstein. Manchmal auch wird gerade der Leib des großen Königs verewigt, indem ein künstlicher Berg, als gleichseitige Pyramide aufgemauert, seine Asche vor dem Verstäuben und vor unheiligem Raube schirmt. Aber Kunst ist Beides noch nicht: diese mit kühnerem Streben sucht den Geist des Todten in derselben Offenbarung festzuhalten wie er sich im Leben kundgethan, also in einem Abbilde seines Leibes: so wird die Steinsäule zur Porträtstatue, und an die Stelle der formlosen Pyramide tritt ein Stein mit Reliefs verziert, welche dem späteren Wanderer andeuten sollen warum dem Gestorbenen solche Ehre geworden. Doch wie sich von dem einzelnen Manne langsam das Volk löst und sich selbst in seinen Thaten achten lernt, so genügt auch das Einzelbild nicht mehr, und es steigt aus der Tiefe der Seele die Kunst hervor, welche Massen von Gestalten in ihrer Gegenwirkung sinnlich darzustellen vermag: die historische Kunst erweitert sich zur Malerei. — Ist aber so der Vergangenheit ihr Recht geworden, so will die Gegenwart auch was ihr gebührt: das Leben besinnt sich, daß es noch mehr Recht hat als der Tod, und die Kunst, je mehr Staat und Volksthum reifen, tritt immer entschiedener ins Praktische hinein, bald dem ernsten Zweck der Gemeinschaft, bald dem heitern

Genusse dienstbar. Der König will in prunkvollen Räumen seine Herrlichkeit dem Volke zeigen und zu staunendem Genusse hingeben: er baut sich den Prachtpalast. Oder das Volk, nachdem es Priester- und Despotenherrschaft bezwungen, will einen würdigen Raum zu seinen gemeinsamen Berathungen, zu Kriegesspiel und Körperübung oder zu der politischen Festfeier des Theaters. Der verdiente Bürger sieht oft noch bei Lebzeiten sein Bildniß auf dem Markte aufgestellt, und die Wand der Versammlungshalle füllt sich mit Gemälden die den Enkeln den Freiheitsmuth der Ahnen ins Herz prägen. Auch das ist noch eine wahrhaft historische Kunst, weil sie auf Völker und ihr Heil wirkt: aber hier steht sie auf der Grenze, über welche hinaus sie zur Darstellung des wirklich gegenwärtigen Lebens fortschreitet.

Dies ist die dritte und letzte Gestalt der Kunst. Nachdem in der Religion die Menschheit sich der Gottheit, in der historischen Kunst das Einzelvolk sich den übrigen Völkern entgegengestellt hat, löst sich nun aus dem Gesammtvolke der Einzelne mit seinen Anschauungen und Empfindungen als Schöpfer wie als Gegenstand der Kunst heraus. Hierdurch wird das Gebiet der Kunst unermeßlich erweitert: die ganze W i r k l i c h k e i t in ihrem völlig unberechenbaren Umfang bietet sich ihr auf dieser Stufe zum Vorbilde. Nun erwacht

das niedre Drama, welches den nicht mehr ungewöhnlichen Menschen in seiner Art zu denken und zu empfinden abbildet, und die Komödie, welche sogar am Zufälligen, Seltsamen, an Dem was von der Regel sittlicher Schönheit abweicht, ihr besonderes Gefallen hat. Edler spricht die subjektive Lyrik Lust und Schmerz des einzelnen Individuums aus. Während die Kunst im Uebermenschlichen, im Göttlichen und Heldenhaften begann, steigt sie jetzt unter das Menschliche herab; Thier, Pflanze, Naturansicht werden dargestellt, und zumeist die Malerei gewinnt hier das weite Feld der sogenannten Kabinetstücke. Auf dieser Stufe gilt vor Allem genaue Nachahmung des Wirklichen die Technik wächst in dem Grade in welchem die Kraft der Idee sich vermindert, und so liegt hier der Uebergang der Kunst in die bloße Zierlichkeit und damit ins Handwerk nahe: sie mündet aus in die bürgerliche Architectur, in Goldschmiedekunst und Manufaktur, in leichtes Gelegenheitsgedicht und Salonmusik, in Tanz zum bloßen Vergnügen und in dekorirende oder tapetendruckende Zimmermalerei, also in all' jene erheiternden aber geistlosen Luxusthätigkeiten, welche das bürgerliche, gesellschaftliche, häusliche Leben behaglich und anmuthig ausschmücken.

Heidnische und christliche Kunst.

Gleicherweise wie die Kunst bei den Völkern des Alterthums, ist auch die moderne Kunst aus der Wurzel einer jungen Religion, des Christenthums, ursprünglich emporgeschossen: alsdann sind junge Völker in ihren Dienst eingetreten, welche ihr einen historischen Schwung gegeben haben, bis sie endlich auf jener dritten entschieden realistischen Stufe angelangt ist. Jedoch tritt uns hier alsobald ein mächtiger Unterschied zwischen der christlichen und antiken Kunst entgegen. Im Alterthum war alle Kunst in viel höherem Grade national als bei uns. Jedes Volk stand isolirt dem andern gegenüber mit seinen besondern Göttern und ebenso seiner besondern Geschichte. Der Grieche konnte sich so wenig an der düstern Größe ägyptischer Tempel freuen, als der Aegypter für die seelige menschliche Schönheit des griechischen Marmors begeistern, denn die verschiedene Glaubens- und Staatsentwicklung erzeugte auch ein grundverschiedenes Natur- und Kunstgefühl. Bei uns ist das anders: die moderne Kulturwelt ist durch eine gemeinsame Religion, durchs Christenthum, unter sich verknüpft. Dieß giebt ihr in allen ihren Grundanschauungen eine feste Einigkeit, auf der alle Verhältnisse dieser Völker zu einander beruhen.

Indem aber das Christenthum zugleich den Anspruch macht, Weltreligion zu sein, stellt es die dem Alterthum unbekannte Idee der allgemeinen Menschheit hoch über die Nationalität und bewirkt so, daß kein Volk für sich allein auf der Bahn der Bildung, Wissenschaft und Kunst fortschreitet, sondern daß ein jedes für alle arbeitet. Darum trägt die jetzige Kunst der keltischen, germanischen und slavischen Völker, so weit in Abstammung und Wohnsitz diese auseinanderliegen, dennoch in viel höherem Grade gemeinschaftliche Züge, als dies z. B. zwischen dem sprachlich und räumlich sich näherstehenden Perser und Inder im Alterthum der Fall war. Während sich demnach die Kunstgeschichte der vorchristlichen Welt in lauter fast ganz unverknüpfte Bildungsgeschichten der einzelnen Völker auseinanderlegt, haben wir in der modernen Welt eine unzerreißbare Einheit vor uns. Freilich ergab sich daraus auch ein Uebelstand. Indem das Allgemeine, die Religion, die Menschheit über das Besondere von Nationalität gestellt wurde, blieb das kirchliche Element im Anfang der modernen Kunst für eine lange Reihe von Jahrhunderten das allein Herrschende, während die historische Kunst, die stets im speciellen Völkerleben ihre Wurzeln schlägt, bis heute noch nicht zu gleich bedeutender Blüthe sich hat entfalten können. Es ist wahr, das Christenthum ersetzt den Mangel des Histo=

rischen einigermaßen durch sich selbst. Die Religionen des Alterthums sind ohne Geschichte, Dionysos und Afrodite haben nie gelebt, Isis und Osiris sind nur verkörperte Naturbetrachtung: darum bedarf dort die Religion in der Kunst einer Ergänzung durch Aufnahme der Volksgeschichte. Christus aber, soviel Ranken auch die Sage um sein Leben gewunden hat, ist nicht selbst Sage; sein Auftreten, seine Geburt, vor Allem sein Tod sind auch von nichtchristlichen Schriftstellern bezeugt. Ebensowenig sind die Apostel mythisch, ihre Schriften und Thaten wirken nach bis auf diesen Tag. Den großen Stifter umgiebt ein Kreis der edelsten Menschheit, Männer in verschiedenster Abstufung, vom greisen Petrus bis zur strengen Jungfräulichkeit des Johannes, Frauen von der Mutter abwärts, die nach altem Glauben der Kirche die Mutterwürde gewann ohne den eigenthümlichen Adel der Jungfrau zu opfern, bis zur tiefgefallenen Sünderin, die an seiner Hand zu sittlicher und leiblicher Schönheit wieder erblüht. Ja noch tief ins geschichtliche Leben der Vorzeit dehnt sich dieser Kreis der christlichen Kunst aus: er umschließt die starken Männer des Judenthums, die in freudigem Glauben an den Sieg des Guten das künftige Heil der Welt vorausverkündigten: neben die Profeten aber treten die Sibyllen als weissagende Christusbotinnen des Heidenthums. Und ebensowenig

hat die heilige Familie gegen die Zukunft sich abgegrenzt: ans Evangelium schließt sich die Kirche an, und derselbe Geist des Glaubens und der That, der den Stifter in den Tod riß, hat nach ihm unzählige Heilige und Märtyrer über Erdenlust und Erdenschmerz siegen lassen. So tritt der christlichen Kunst als beständiges Objekt die Geschichte entgegen, und was in der alten Welt getrennt war, Religion und Historie, ist hier Eins: Christus am Kreuze ist ebensosehr Gegenstand der Verehrung als Denkmal des größten Faktums der Weltgeschichte. Das aber bleibt dennoch wahr, daß dieß keine ächte Volksgeschichte genannt werden kann, da sie, auf fernem fremdem Boden erwachsen, zu dem Staate eben gar keine Beziehung hat. Es ging der Kunst wie der Kirche: beide haben den Staat negirt bis ans Ende des Mittelalters.

Hier treffen wir nun auf den Hauptunterschied der christlich-kirchlichen Kunst von den Schöpfungen des Alterthums: ein Unterschied, der nirgendwo schlagender vor die Seele tritt, als wenn wir das Gebild des Mittelalters mit dem hellenischen Kunstwerk vergleichen, beides die Höhepunkte christlicher und heidnischer Schöpferkraft. Das Heidenthum des Hellenen war die allseitigste Entfaltung des Menschlichen, die bis jetzt auf Erden gelungen ist: das Christenthum beginnt mit der Forderung, daß der Mensch in seiner Einzelschöne und

Einzelkraft sich selbst verläugne. So zieht die Kunst des Heidenthums das Göttliche in die holden Schranken der Sinnlichkeit hinab, die christliche aber feiert ihren Triumf, wenn sie den Menschen darstellt wie er diese Schranken durchbricht und in den reinen Aether der Idee emporsteigt. Die Götter Homers sind gesteigerte Menschen, stärker, schöner als wir und vor Allem unsterblich, in jedem Wesentlichen aber, in Gestalt, Empfindung, Leidenschaft den Sterblichen gleich, während das Christenthum den Menschensohn selbst in idealer Verklärung auffaßt und so allem Bedürfniß und Genuß des Irdischen entrückt. So legt sich auch der hellenische Tempel mit breiter stiller Masse auf die Erde hin, als Abschluß eines Felsen oder Vorgebirgs, als Bekrönung einer Stadt: in ihm wohnt der Gott im Bildniß verkörpert, nach oben braucht also der ganze Bau nicht hinzuweisen, nicht auf ein Fernes, Unerreichbares zu deuten. Wie so ganz anders die höchste Form christlicher Baukunst, der gothische Dom! Schmal und schlank ruht er auf dem Boden, die Höhe überwiegt gebieterisch die Breiten- und Längenausdehnung, jedes Einzeltheilchen reißt sich aufstrebend, gen Himmel verblühend, vom Grunde los: Spitzbogen, Giebeldreieck und Thurm ringen unaufhaltsam nach dem Unendlichen fort. Gleiches Gesetz beherrscht die andern bildenden Künste. Dem Heiden spaltet sich die

Gottheit in einzelne Kräfte, Ideen, Naturgewalten: weil sie Einzelwesen sind, kann er sie in festgeschlossener Form darstellen, denn Gott als das unermeßliche Eine ist ihm unbekannt. Die Künste haben also kein Bedürfniß etwas blos Geahntes auszusprechen, sie können Alles in den Formen auffassen, welche die göttlich beseelte Natur ihnen vorgezeichnet hat, und die Menschengestalt genügt ihnen überall zur Darstellung des Göttlichen. Ist dies eine Begrenzung, so öffnet sich dafür die Erde zu schrankenlosem Genuß, eine schöne Menschheit bietet nackt ihre herrlichen Formen dem Künstler zum Studium dar. Im Christenthum wird diese Sinnenschönheit gering geachtet gegen das Geistige: die Menschengestalt hat ihm nur Bedeutung, sofern in ihr ein Tieferes, Inneres sich ausprägt, sofern sie Spiegelung des Einen Göttlichen ist. Galt dort die Form an sich, so gilt hier der Ausdruck; war dem Heiden der ganze Leib beseelt, so braucht die christliche Kunst eigentlich nur das Antlitz, auf welchem jener Widerschein eines Höheren sich fast ausschließlich ausprägt. Und indem noch dazu durch Uebertragung jüdischer Sitte die Nacktheit im Leben ausgeschlossen wird, stirbt sie in der Kunst. Die Bildhauerei, welche auf den ganzen Körper angewiesen ist, verliert ihren Sinn und tritt hinter die Malerei zurück, weil diese durch die Farbe im Stande ist den Ausdruck mächtiger

wirken zu lassen. Während der heidnische Künstler den Menschen in der Fülle sinnlicher Kraft und in heiterer Schönheit auffaßt, prägte ihm die christliche Kunst, so lange sie kirchlich blieb, den Charakter unbefriedigter Sehnsucht auf, und ließ jegliche Gestalt über sich hinaus auf ein Höheres hinweisen.

Fragen wir uns nun, ob diese Weltflucht denn wirklich der innerste Charakter des Christenthums sei, so darf das entschieden verneint werden. Wenigstens bei dem Stifter dieses Glaubens finden wir sie nicht: er hat freudig und menschlich genießend gelebt und sich, wie schon die Gleichnisse beweisen, innig liebend und empfindend an die Natur und sogar an kleinliches Menschenleben angeschlossen; auch liegt kein Welthaß in seiner Lehre. Denn wie er in sich, in einem Menschenbilde, die Offenbarung der Gottheit sah, schuf er eine Gemeinschaft, in welcher diese Offenbarung an reinen Menschen als eine ewige sich fortsetzen sollte. Und indem er so das Ewige im Vergänglichen aufwies, gewährte er die Möglichkeit eine Kunst zu schaffen; er gab ihr Leib und Seele zugleich. Aber auf diesem Wege ging man anfangs nicht weiter: die kunst- und naturfeindlichen Gedanken des gesunkenen Judenthums überwältigten die Gemeine mit der Furcht neuer Abgötterei, die junge Kirche fand auf Erden keine Heimath, nur Druck und Verfolgung. Wie hätte sie

das Irdische anerkennen sollen, von dem sie nur Noth litt, wie die Kunst gelten lassen, die sie im Dienste der hassenden Heiden fand? Da sanken die heitern hellenischen Götter in der Anschauung der Gemeine zu mörderischen, verführenden, sinnverwirrenden Teufelsfratzen hinunter, da sprach schon der bahnbrechende Apostel, auf den die erste Kirche sich gründete, Petrus, in seinem Briefe es aus, daß die Christen nur Pilger und Fremdlinge auf dieser Erde seien, und selbst dem großen Origenes waren die Menschenseelen Geister, welche aus höhern und heiligern Räumen herabgefallen hier im Kerker des Leibes frühere Verschuldungen abbüßten. Die Kirche fing an die Welt zu hassen oder zu verachten die sie umbilden sollte, und selbst dann, als es ihr im Römerreiche wohl ward, blieb im Mönchthum die strenge Ansicht übrig. Wol gewann im Mittelalter die Kirche den entschiedenen Sieg, aber sie liebte es doch noch sich als leidende aufzufassen, als Kämpferin gegen die Ungläubigen und gegen das Reich dieser Welt, das sie im Staate zu sehen glaubte. Darum blieb ihr auch damals jener Zug der Sehnsucht, ja indem sie jetzt zum erstenmale ihre Kunstformen sich selbst erschuf, prägte sie ihre Tendenz denselben stärker als je vorher auf. Schwinden mußte diese Tendenz erst, als die christlichen Völker die weltbeherrschenden wurden: da, am Ende des Mittelalters,

trat auch die antike Welt in ihre Rechte wieder ein, im fünfzehnten Jahrhundert lernte man begreifen, daß das Heidenthum in Literatur und Kunst auf richtigerem Wege gewesen war als das Mittelalter. Der Protestantismus mit Anerkennung des Leiblichen als des von Natur Berechtigten riß sich von der bisherigen Kunsttradizion, überhaupt von der heiligen Kunst los und ging zumeist in Holland zur Auffassung des realen irdischen Lebens über. In ihm blieb nur als Sekte die Vorstellung zurück, welche die Pietisten sowol wie die Gegner des Christenthums uns jetzt so gern als die ursprüngliche Lehre aufdringen möchten: daß die Welt ein Jammerthal, ihre künstlerische Verklärung also wider die Religion sei. Auf jener erneuten, im edelsten Sinne heidnischen Kunstanschauung, auf dem Gedanken, daß die Schöpfung und alles rein Menschliche auch außerhalb der kirchlichen Sfäre ein Göttliches sei, hat die moderne Kunst mit ihrer kräftigen Neigung für Natur und Geschichte sich entwickelt.

Die bildenden Künste.

Aus dem vollen Kranze der Künste gedenken wir für unsere Darstellung nur drei herauszunehmen, weil nur sie eine gemeinschaftliche Geschichte haben. Es

sind die, welche man in besonderm Sinne die bildenden zu nennen pflegt.

In Wahrheit hat die uralte Zählung vollkommen Recht, welche sieben Künste annimmt, nicht die neue, welche zwei davon wegstreicht weil sie im System für sie keinen Platz zu finden weiß. Da in aller Kunst der Stoff, in welchem die Idee sich ausprägt, den höchsten Einfluß übt, ist es keineswegs so falsch und äußerlich wie die Modefilosofie behauptet, wenn man nach dem Stoffe alle sieben Künste in drei Gruppen theilt.

Die erste Gruppe bedient sich des Lautes und wirkt so durchs Ohr auf die Seele ein. Der Laut wird nach Länge und Kürze, nach Höhe und Tiefe, nach Stärke und Schwäche gemessen, er verbindet sich mit andern Lauten zu Rhythmus und Harmonie, und drückt so in reizvollem Wechsel die innere Bewegung der Idee aus. Zu dieser Gruppe gehört zuvörderst die Poesie, denn alle Dichtung ist von Anfang nicht aufs Lesen berechnet, sondern auf lebendigen Vortrag, dann aber die Musik, am schärfsten von ihrer Schwester gesondert, wo sie als Ton lebloser Instrumente auftritt, ursprünglich aber mit ihr verwachsen, indem sie als Gesang den Vortrag der Poesie steigert.

Hat nun aber der Mensch seine Sprachwerkzeuge zum Hervorbringen des Kunstwerks gebildet, so wird

bald auch der übrige Leib, zumeist in seinen bewegtesten Gliedern, Arm und Fuß, sich geltend machen. Zwei Künste treten auf, in denen durch die bewegte Gestalt des lebendigen Menschen selbst die Idee verkörpert wird. Das ist der Tanz, der jetzt freilich zu einem bloßen gesellschaftlichen, eben so kunst- wie geistlosen Vergnügen herabgesunken ist, der aber in seinen Anfängen stets ideenvoll auftritt, religiös oder politisch. Aus ihm entsteht (und die Alten nannten Beides mit Einem Namen) die Mimik, indem sie den wiederkehrenden, streng geordneten, alle Tänzer gleichmäßig bindenden Rhythmus verläßt, Jedem nach dem Ausdruck seiner jedesmaligen Empfindung eine verschiedene Gebärde vorzeichnet, und so durch lebendigen Wechsel dieses Gefühlsausdrucks eine wohlgeordnete Handlung wiederspiegelt. Vergleichen wir den Tanz mit der strofischen Poesie, so ist Mimik deren Auflösung in wirksame Prosa. Eine redende Kunst ist sie ursprünglich keineswegs, denn in römischer Kaiserzeit, wo sie zuerst glänzend ausgebildet wurde, trat sie als reine Pantomime ohne gesprochenes Wort auf, aber sie kann sich mit Poesie und Musik verbunden zur Ausführung der Dramas oder der Oper erheben.

Nun aber wendet sich der schöpferisch erregte Sinn auch nach außen: er ergreift den leblosen, unorganischen Stoff, und prägt ihm durch Formung

die Idee auf. Dieß ist der höchste Triumf des Geistes über die Natur, weil er hier auch das Todte mit seinem Leben durchstralt. Auf diesem Wege entstehen die drei bildenden Künste, die sich gesetzmäßig aus einander entwickeln: Architektur, Bildnerei, Malerei. Die Architektur wurzelt noch am stärksten in der praktischen Nothwendigkeit und steht deshalb dem Handwerk am nächsten; auch spiegeln sich in ihr noch keine sittlichen Gesetze ab, da sie bloß Darstellung des Schönen in der unorganischen Natur ist und auf das Gesetz der Schwere sich gründen muß. Darum erscheint die Bildnerei schon als Fortschritt, indem sie die belebte Natur nachbildet. Der Mensch ist ihre Aufgabe, aber auch bei ihm hält sie sich zumeist noch an die Naturseite, indem sie seinen Geist in der ganzen Fülle seiner Form ausprägt. Gilt es aber, den Menschen in seiner Beziehung zur Welt, zur Natur, zum Staate, in seinem Verkehr mit andern Menschen, gilt es also ihn als sittlich handelnden zu fassen, dann muß er aus der Isolirung der Einzelstatue heraustreten, und so reift die Malerei, welche ihn im Bezuge auf seine Umgebungen darstellt.

Schon aus dieser Betrachtung ergiebt sich, daß die sieben Künste in einer unwandelbaren geschichtlichen Reihenfolge nach einander erblühen mußten. Den ersten Boden für die Kunst ebnete die Poesie, welche in

diesem Sinne die Mutter aller Künste heißen mag; sie war es, welche in Form der heiligen oder der vaterländischen Sage die idealen Gestalten erst erschuf, die hernach durch Mimik und bildende Künste zur wirklichen Anschauung gebracht worden sind. Darum erwacht die Poesie und ihre anfänglich unzertrennliche Begleiterin, die Musik, unter den Völkern eher als die bildende Kunst. Der Gott muß im Geiste da sein ehe die Baukunst ihm den Tempel errichtet, und erst wenn dieser fertig ist findet die Skulptur ihre Nische, die Malerei ihre Wandfläche mit wirklichen Gestalten zu beleben. Dieselbe Erscheinung wiederholt sich in den einzelnen Epochen der Kunst: die Literaturen blühen am frühesten, sie sind die unmittelbaren Klänge der zu frischer That emporgehobenen Volksbrust; aber wenn die Thaten längst vorüber sind, dann vermag die jüngste Kunst, die Malerei, auch einem gesunkenen Volke noch eine heitere Herbstblüte zu spenden. So schuf in Hellas Homer lange vorher die Götter, ehe man sie in würdiger Gestalt im Tempel abbildete und anbetete; so schritt im ersten Christenthume die Apokalypse den Kirchenbauten und der symbolischen Malerei voran. Im Mittelalter sind Nibelungen, Parzifal und Tristan vor den großen gothischen Domen hergegangen. Ja selbst die bildende Kunst unserer Tage ist erst den großen Literaturen in Frankreich und Deutschland nachgefolgt.

Aus diesem Grunde ist es auch bei der Geschichte der bildenden Künste unerläßlich, auf jeder Stufe zu den vorhergehenden Leistungen der Poesie zurückzublicken und sich auf diesem Wege den allgemeinen Bildungszustand der Nazionen zu vergegenwärtigen. Alsdann führt die Zeitfolge selbst darauf, jedesmal zuerst die Architektur und dann in meistens gleich strenger Reihe die beiden andern Künste zu behandeln.

Drei Zeiträume der Kunst bei den modernen Völkern.

Die ächte Kunst steht in nahem Zusammenhange mit dem Leben, mit dem Staate, mit dem Volksthume. Sie bleibt also vom Strome der Geschichte nicht unberührt: große politische Wandlungen der Völker, große neue Gedanken in der Wissenschaft, große Fortschritte der allgemeinen Kultur wirken allmächtig auf die Kunst ein. Eben darum giebt es in ihr, wie in aller Geschichte, bestimmte Zeitpunkte, wo ein neuer Aufschwung anhebt und zu Entwickelungen führt, die von denen der früheren Jahrhunderte grundverschieden sind. Versuchen wir in unserem Gebiete diese Epochenpunkte aufzufinden.

1. Die Kunst der Christen unter Einfluß der Antike.

Die altchristliche Kunst, so lang sie auf dem Boden des griechisch-römischen Lebens stehen bleibt, theilt

mit der ganzen damaligen Bildung und Wissenschaft der Christen das Geschick einer nur halben Selbstständigkeit. Bei ihrer anfänglichen Gleichgültigkeit gegen das Schöne vermochte die Kirche keine neue Kunstform zu schaffen, und hätte sie es gewollt, es wäre umsonst gewesen, weil mit dem neuen Glauben ja kein neuer Volksgeist entstand. Also wie man unzählige Dogmen aus dem alten Testament und der heidnischen Filosofie, die Sprache des Kultus und der Mission aber von den Griechen entlieh, so wurde die christliche Poesie schon in ihrem ersten, ungezweifelt großartigen Werke, der Offenbarung des Johannes, abhängig von hebräischer Symbolik und Dichtungsform, besonders vom Daniel und den andern Profetenbüchern; die bildende Kunst aber, da sie bei den Juden keine Muster vorfand, schloß sich an die heidnischen Formen an, wie sie damals mit voller Allgemeingültigkeit das ganze Römerreich beherrschten. Um es mit Einem Wort zu sagen, aus seinem eigensten Geiste erschuf das Christenthum noch keine Kunst; als es dieselbe aber nicht mehr entbehren konnte, borgte es für sie die fremden Formen und suchte diese, wohl oder übel, seinen Zwecken anzupassen. Man wird leicht begreifen, daß Rom, überhaupt Italien, in diesem Bestreben voranging, um so mehr, weil hier auch für die Kirche ein Mittelpunkt sich bildete, ein Kern von Macht und Geisteskraft, aus

dem hernach die neue priesterliche Weltherrschaft Roms erwachsen ist. Wirklich können wir in der antikchristlichen Kunst diesen abendländisch-römischen Typus, besonders in der Architektur, unterscheiden.

Eigenthümlich steht diesem Typus der Stil von Byzanz gegenüber. Seit Constantin dorthin den Reichssitz verlegt hatte, erhob sich dieser verkommene Ort, der wider den Willen des Kaisers von ihm den Namen Constantinopel erhielt, zum Centrum der morgenländischen Christenheit und des bald vom großen Römerreich abgetrennten oströmischen Staates. Es entstand dort, wo nie eines Apostels Fuß gewandelt, dennoch durch die Macht, welche nach verlorner Freiheit der Völker allezeit der Einzelwille übt, ein zweites Papstthum, das bald mit dem altrömischen den Wettstreit begann und noch heute mit ihm die Kirchenherrschaft theilt. Der Staat wurde durch consequente Durchführung einer auf strengen Gehorsam gegründeten Bureaukratie in sich stark genug gemacht, um länger als das abendländische Rom der Vermischung mit den Barbaren zu widerstehen. Dadurch blieb die Nazionalität abgeschlossener, die Elemente der Bildung versanken nicht so oft in Sturm und Plünderung, und hatte man einmal eine Kunst, so konnte diese sich ungehindert von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzen. Nun hatte aber Constantins Bigotterie von seiner

neuen Schöpfung alle heidnischen Bestandtheile fern zu halten gesucht, Byzanz wurde was es werden sollte, eine durchaus christliche Stadt. Darin lag sowol der Aufschwung der dortigen Kunst begründet als ihre Verknöcherung. Hier imponirte nicht, wie in Alt-Rom, auf jedem Schritte ein großartiges Heidenthum; Mönche ergriffen die Kunst als zweckmäßiges Mittel das Volk zu erbauen, religiös zu belehren; früher als anderswo finden wir in Byzanz die Bilderverehrung, welche sieben Jahrhunderte nach Christus eben dort den heftigsten Lehrstreit erweckt hat. Eine solche Kunst mußte freier vom Einflusse klassischer Formen bleiben als die abendländische; zumeist da sie erst im sechsten Jahrhundert durch Justinian I. in lebhaften Betrieb kam, als das Band mit Alt-Rom bereits zerrissen war. Mit dem Christenthum hat sie sich über die ganze anatolische und russische Kirche ausgebreitet, aber auch mehrfach im frühen Mittelalter auf das Abendland befruchtend eingewirkt.

Endlich verdienen in dieser altchristlichen Kunstperiode auch die neuen Völker Beachtung, welche seit den Anfängen des Christenthums, anfangs überall zurückgeschlagen, bald aber siegreich, ins weströmische Reich einbrachen. In der That erscheinen diese unsere Vorväter damals im wilden zerstörungslustigen Knabenalter, also daß sie noch viel zu lernen und an sich zu schleifen

hatten, bevor sie an Schönheit und Kunst denken mochten. Aber der Schritt vom Knaben zum fantasievollen Jüngling geschieht rascher als man denkt. Nicht gleichgültig konnten die Sieger gegen die Segnungen der Kultur bleiben, die sie in den eroberten Ländern vorfanden. Von Byzanz aus (so scheint es) empfingen sie, noch auf ihren Wanderzügen, das Christenthum, dann nahm sich Rom ihrer an und gab ihnen Lehrer, Mönche und praktische Kenntnisse. Auch die ersten Erregungen der Kunst kamen ihnen von Byzanz und Rom, und noch war kein bewußter Trieb da, Neues, Schöneres zu schaffen. Selbst Karls des Großen Hof hatte nur lateinische Bildung; wie quält sich Eginhart seinen Helden in klassischem Latein zu preisen, wie schlägt Alkuin den fetzenhaften Purpur klassischer Erudizion um die dürren Schultern seiner sklavisch von der Tradizion abhängigen Theologie! Aber unbewußt wirkte doch der junge Volksgeist auf die überlieferten Formen ein, und was Theodorich in Ravenna, Karl in Aachen baute, stellt sich nicht ohne Selbstständigkeit und Würde neben die ältern Werke; in Skulptur und Malerei aber treten hie und da schon Formen auf, welche von der Kunst der Griechen und Römer ganz unabhängig sind und in der eigenen heidnischen Vorzeit der germanischen Völker ihre Wurzeln schlagen.

Wollen wir indes den allgemeinen Charakter dieser

ganzen Periode würdigen, so bleibt dennoch die Kunst in ihr noch wesentlich von der Antike gebunden. Dieser Zeitraum umfaßt, rund gerechnet, das erste christliche Jahrtausend; so lange blieben die neuen Völker auch im Leben in der Schule des römischen Alterthums.

2. Die Kunst des Mittelalters.

Als Wendepunkt dieser Verhältnisse dürfen wir getrost das zehnte Jahrhundert ansehen, obwol dasselbe eins der dunkelsten in der ganzen Weltgeschichte war und mit Recht den Namen des eisernen trägt. Für die mittelalterliche Geschichte ist dieß Jahrhundert der rauhe Märzmonat, in dessen Stürmen gleichwol die Keime zu der Maiblüte der Hohenstaufenzeit zuerst emporschwellen.

Die Kunst liebt den Frieden, aber sie kann den Krieg nicht missen: wenigstens zeigt ein Blick auf die alte Welt, daß in seinem Gefolge in Aegypten und Hellas die höchste Kunstblüte eintrat. Der Krieg läßt die Kunst feiern: er zerstört die alten Vorbilder, unterbricht die starre Ueberlieferung von Kunstmitteln und Kunstvorschriften und macht Platz für junge Schöpfungen. Zugleich aber belebt er das Nazionalgefühl und setzt die Völker, indem er ihnen Kraftanstrengung zumuthet, in

einen jugendlichen Schwung, der Fantasie und Kunstsinn aufregt. Alle neuen Stile knüpfen sich an solche tiefeingreifende, in Kampf und Sturm geweckte Erregungen des Völkerbewußtseins an.

Solch ein erregendes Jahrhundert war aber gerade das zehnte gewesen. Das Reich Karls des Großen zerfiel rasch, und es lösten sich aus ihm drei Völker, welche selbstständige Staaten schufen: Deutsche, Franzosen, Italiener. Nicht ohne unermeßliches Blut konnte das geschehen, denn hier sollten ja die natürlichen Grenzen der Sprache und der Stammesverwandtschaft gefunden und festgestellt werden, welche seitdem im Ganzen und Großen geblieben sind bis auf diesen Tag. Man weiß, daß besonders zwischen Deutschen und Franzosen der Streit um Lothringen und Burgund sich noch tief ins zweite Jahrtausend hineinzog, und daß die Verhältnisse Deutschlands zu Italien eigentlich erst in dem gegenwärtigen Jahrhundert sich entschieden haben. Am stärksten aber tobten doch diese Kämpfe unter den sächsischen Königen und Kaisern. In derselben Zeit verfiel Rom den Parteiungen Italiens, und durch unwürdige Besetzung des heiligen Stuhls verlor es seine ganze bildende und friedenstiftende Wirksamkeit unter den überalpinischen Völkern. Endlich drang auf das in sich tobende, noch zu keiner starken Staatsverfassung durchgedrungene Europa äußerer Angriff ein. Wol nie sind

die Christenvölker unseres Welttheils, auf denen doch aller geistige Fortschritt der Welt beruhete, in so großer Gefahr gänzlichen Untergangs gewesen wie im Anfang des zehnten Jahrhunderts. Vom Norden kam der heidnische Normanne; er drang, von der Mündung der Flüsse mit leichten Booten heraufsteigend, bis ins Herz der christlichen Staaten ein. Es war als ob er gemerkt hätte, worin das Uebergewicht seiner Feinde bestand, in der Bildung, im Christenthum: denn wir sehen ihn zumeist in England und Frankreich Klöster und Bibliotheken, in Deutschland bischöfliche Stiftungen, wie das eben aufgeblühte Hamburg, nicht bloß ausplündern, sondern zerstören und niederbrennen. Außerdem litten durch ihn besonders die uralten Römerstädte in den Flußthälern, in welchen sich gerade die stärksten Reste klassischer Bildung erhalten hatten. Eben so feindlich zeigte sich, von Süden vordringend, der Sarrazene, der bereits in Asien, Aegypten und Nordafrika die Christenreiche unterworfen hatte und nun auf die drei Spitzen, welche Europa nach dem Süden vorstreckt, seinen Angriffsstoß richtete. Spanien hatte er am frühesten durch Ueberrumpelung gewonnen, im neunten Jahrhundert nahm er Sizilien, im zehnten saß er am Garigliano auf der Südgrenze Mittelitaliens fest, seine leichten Scharen streiften bis Rom und plünderten schon die Kirchen außerhalb der Thore. Von undurchdringlichem

Dornwald geschützt gründeten sizilianische Araber an der provenzalischen Küste das Seeschloß Fraxinetum, und ihre Raubzüge gingen bis zum genfer See. Kaum daß Konstantinopel durch sein griechisches Feuer den maurischen Angriff zurückwies. Daß auch diese fanatischen Christenfeinde die Brennpunkte europäischer Kultur, Klöster und Kirchen, nicht verschonten, wird man glauben. Zuletzt aber, als sollte auch der letzte europäische Strom der von römischer Kultur getränkt war, die Donau, in ursprüngliche Rohheit zurücksinken, brachen durchs Thor der Karpathen die Ungarn mit grausamer Zerstörungslust vor, versuchten sich erst an dem noch immer blühenden und reichen Oberitalien, bis sie, dort blutig zurückgewiesen, nun in die bairischen Lande bis gegen Lothringen hin und auf Sachsen sich wendeten, das kaum hundert Jahre dem Christenthume gewonnen war. In der That ein Zustand wie berechnet darauf alles Bisherige von Grund aus aufzuwühlen, alle Lebens- und Kunstformen in Scherben zu zerschlagen. Die verzweifelnde Christenheit glaubte in den Wehen des Weltgerichts zu leben: mit dem Ablauf des ersten Jahrtausends erwartete man das Ende der irdischen Dinge, und Tausende pilgerten ins heilige Land, um dort den Herrn ankommen zu sehen zum jüngsten Tage.

Aber unter all diesem Schutte hatte ein junges und schöneres Leben schon stark genug seine Wurzeln aus-

gebreitet, um seit der Mitte des zehnten Jahrhunderts in zahllosen hoffnungsreichen Knospen zum Lichte zu bringen. Die Völker hatten ihre erste politische Schule bestanden, unter neuen Dynastien blühten Burgund, Frankreich, Deutschland auf, Italien wurde durch Ottos Eroberung zwar nicht beglückt aber doch beruhigt. Ein kühner Papst entriß den Sarrazenen ihre Burg, indem er persönlich die Scharen zum Angriff führte: dieß Werk vollendeten zu Gunsten der Kirche die tapfern Abenteurer der Normandie, welche bald auch in Sizilien wieder Fuß faßten; in Spanien aber entstanden in den Nordgebirgen aus kleinen Grafschaften christliche Königreiche, welche durch fortschreitende Eroberung in jedem Jahrhundert mächtiger wurden. Auch die andern äußern Feinde christlicher Bildung wurden gefahrlos, seit sie das Christenthum angenommen hatten: aus Frankreich drang es zu den Normannen, die den nordöstlichen Winkel des Königreichs bleibend erobert hatten, aus Deutschland nach dem skandinavischen Norden, aus Byzanz zu den Russen. Lauter Veränderungen, die noch ins eiserne Jahrhundert fallen; ebenso das innere Erstarken der abendländischen Nazionen. Bisher hatte in Frankreich der ursprüngliche Stamm, der romanisirte Kelte, den eingedrungenen Franken, in Deutschland der Franke den Sachsen gehaßt; in Italien mag es zwischen dem Altrömer und dem erobernden Gothen und Longobarden

nicht anders gestanden haben. Jetzt aber, wo der Kampf nach außen ging, vollzog sich die Legirung des verschiedenen Blutes vollständig, und die einst Getrennten entwickelten sich zu wahrer, einträchtiger Nazionalität. Zugleich kam ein neuer Geist in die Päpste und durch sie in den Klerus: die Weltherrschaft, die man anstrebte, mußte durch Verdienste erobert werden; als man sie durch Gregor VII. besaß, lag es nahe sie durch Glanz und Schönheit klerikalischen Lebens, durch imposante Kirchenbauten, durch den Reiz der Kunst zu repräsentiren. Endlich kam von Spanien her ein neuer Anstoß, Franzosen gingen auf die dortigen Akademien der Mauren und trugen die daselbst gewonnene filosofische und naturwissenschaftliche Erkenntniß in die Kloster- und Domschulen ihres Vaterlandes hinein.

So ging das gefürchtete tausendste Jahr vorüber, und die Welt blieb stehen. Die Menschheit athmete auf; wir haben ein ausdrückliches Zeugniß, daß seit dem Jahr 1003 in allen Landen große Kirchenbauten seien begonnen worden. Mannigfache Einflüsse wirkten auf die neu emporblühende Kunst: noch kannte man da und dort altchristliche Vorbilder, Byzanz schloß sich dem Abendlande auch durch die Heirath Ottos II. mit der griechischen Kaisertochter, noch mehr durch die Kreuzzüge an; auch wirkte von Spanien her und in Sizilien und der Normandie maurische Kunst ein, welche

dazumal bereits in reicher Blüte stand. Aber das Beßte gab der Volksgeist selbst hinzu: aus der Verschmelzung germanisch-strengen Geistes mit dem mildernden Christenthum sind jene Schöpfungen des Mittelalters hervorgegangen, welche in einzelnen Erscheinungen sogar das heidnische Alterthum überbieten. Diese ganze Kunst folgt der Zeitströmung, sie schließt sich enge der Kirche an: wir dürfen diese Periode sowol dem Gehalt wie der Form nach als die der kirchlichen Kunst bezeichnen.

Noch einmal zerfällt aber dieser Zeitraum in sich; er hat eine romanische und eine germanische Hälfte.

Die romanische Kunst reicht vom eisernen Jahrhundert bis gegen 1200, und erhält sich in einzelnen Ländern noch über diesen Zeitpunkt hinaus, obwol gemischt mit den Formen des germanischen Stils. Anfangs regellos, fantastisch, jedem Künstler Freiheit lassend, verziert sie den altchristlichen Stil nur mit neuem Ornament; dann regelt sie sich, neigt am Ende ihrer Blüte zu rein klassischen, mildruhigen Gestaltungen zurück, und läuft in ein Streben nach befriedigter weltlicher Schönheit aus. Aber solchen Frieden wollte die Welt noch nicht: die großen Schöpfungen des Mittelalters zerfielen, mit denen auch die romanische Kunst aufgewachsen war; Papstthum und Kaiserthum, Ritterwesen und weltliche Minne, fröhlich ge-

nießendes, fein gebildetes Klosterleben befriedigten nicht mehr: neue Kräfte drangen ans Licht, Bürgerthum, Bettelorden, tieferes Denken in Scholastik und Mystik, ernsterer Kampf gegen die Veräußerlichung der Religion machten sich geltend.

Da schöpfte tiefer, ausschließlicher aus der deutschen Sinnesweise der neue Stil seine Formen. Wie die Zeit gohr, so gohr die germanische Kunst; durch alle ihre Gebilde zittert ein Schmerz der Sehnsucht, eine überirdische Liebesglut, der die leibliche Hülle zu eng wird. Alle Werke der Baukunst streben hoch empor wie von der Erde abgewendet; die beiden darstellenden Künste aber lassen den Ausdruck des Charakters und des Gemüthslebens so stark hervorbrechen, daß er die Gestalten selbst aufzehrt und die natürliche Schönheitslinie weit überschreitet. Noch stärker und ausschließlicher als im romanischen Stil waltet das Religiöse vor; was davon die Kunst nicht auszusprechen vermag, das drückt sie in reichwuchernder Symbolik aus. Der Laienstand wirft in die Kunst alle seine kirchlichen Bestrebungen hinein und verwendet sie zur höchsten Vollendung des Kultus, der sein ganzes religiöses Leben ausfüllt; der Einzelne giebt sich mit Aufopferung seiner ganzen Kraft, oft selbst seines Namens, der gemeinschaftlichen Massenarbeit hin. Es war die Zeit, als Franz von Assisi himmlische Liebe

mit der vollen Glut der irdischen feierte und Katharina von Siena ihr Herz mit dem des Christuskindes tauschte; die Zeit, als Dante die ganze Kraft einer noch halb barbarischen Fantasie auf dichterische Verklärung eines scholastischen Systems wendete, und ein deutscher Kaiser an Gift starb weil er den Leib des Herrn in der Hostie nicht schänden wollte: solch eine Zeit vermochte auch den kölner Dom zu erschaffen.

3. Die moderne Kunst.

Sehr langsam ist das Mittelalter gestorben: eben so langsam verblühte seine Kunst. Schon seit dem Sturz der Hohenstaufen, also schon dritthalb Jahrhunderte vor der Reformazion, begannen die treibenden Ideen zu erkalten, welche bis dahin alle Gemüther mit wahrer Jünglingsbegeisterung entzündet hatten. Wol spannten sich diese Ideen nochmals zum Siege an, ja äußerlich betrachtet blieben sie noch im Besitz der Herrschaft, aber nur mit bitterem Kampfe. Denn auf allen Geistesgebieten, in Volksleben, Wissenschaft und populärer Literatur, macht schon im vierzehnten Jahrhundert eine scharfe, prüfende, zersetzende, Richtung sich Bahn, die im fünfzehnten gegen das Bestehende sich in einen muthigen Kampf wirft. Wie im Beginn

des Mittelalters die Völker, so ringen jetzt die Einzelgeister nach Freiheit; auf dem Gebiete der Religion wie der Kunst werden die strengen Schranken der Kirchlichkeit gesprengt. Zugleich aber geht in der Richtung des Forschens eine große Aenderung vor. Das Mittelalter wandte seinen Blick über die Erde hinaus auf das Ferne, Fremde, Jenseitige; die Theologie war die herrschende Wissenschaft, die Filosofie ihre Magd. Das wurde anders, die Gedanken der Menschen wandten sich auf die gegenwärtige Welt, und aus dieser Sinnesrichtung gingen die großen Erfindungen und Entdeckungen hervor, die am Ende jenes Jahrhunders mit der Auffindung Amerikas ihren Gipfel erreichten. Die Naturwissenschaften schälten die Hülle der Geheimlehre von sich ab, in der sie während des ganzen Mittelalters gelegen hatten; durch sie wurde die schöne Erde dem Menschen wieder bekannt und heimatlich. Im Mittelalter lebte man in Ideen, jetzt machten die Dinge sich geltend; der junge Geist war ein realistischer, aufs Praktische gewendeter. Dieser Bestrebung kam nun mit wunderbarer Gleichzeitigkeit die Wiedergeburt des Heidenthums in Italien entgegen, die ebenfalls diesem fünfzehnten Jahrhundert angehört. Das neuerschlossene Verständniß der altklassischen Schriftsteller, das Studium antiker Bildwerke rief den Sinn für schöne Form hervor, die man früher über dem geistigen und Gemüths-

ausdruck vernachlässigt hatte; auch im Leben nahm die Sinnlichkeit wieder ihr Recht. Noch einmal gelang es den Italienern, im Wendepunkte der Zeiten das Größte in den darstellenden Künsten zu erreichen und Werke wie die eines Raffael zu erschaffen, in denen sich die alte kirchliche Innigkeit mit dem jungen Sinne für volle Formschönheit zu zauberischer Wirkung verband. Aber das war ein kurzer Zeitpunkt, und schon Raffael ging in Bildern, die er nicht für die Päpste malte, zur fäligen Nacktheit des heidnischen Olymps über, Michel Angelo aber erschuf eine Menschheit so voll von trotziger Kraft, daß sie mehr himmelstürmenden Giganten als christlichen Heiligen gleich sah. In diese Revoluzion der Kunst trat nun plötzlich die Glaubensspaltung ein, und man muß es nicht läugnen wollen, daß es nun mit der eigentlich kirchlichen Kunst zu Ende war. Der protestantische Glaube schloß die Kunst ganz von der Kirche aus; sie warf sich in den Ländern, wo er herrschte, auf den lebendig erwachten Natursinn, auf die Landschaft, aufs Porträt, auf das Genre in weitester Bedeutung, um hier ihre Schule für spätere wahre Geschichtsmalerei durchzumachen. In katholischen Ländern dagegen gab es freilich noch zahllose Heiligenbilder, aber sie wurden nicht mehr mit innerer Glut und naiver Andacht, auch nicht mehr in früherer Ausschließlichkeit gemalt. Derselbe Correggio, der die

heilige Nacht schuf, schilderte doch unendlich gewaltiger in seiner Leda, Io, Danae den höchsten Rausch sinnlicher Glut, und auch Tizians Madonnen stehen seinen Venusbildern nicht gleich. Ebenfalls wird wol Niemand des Rubens giganteske Apostelgestalten oder flandrische Magdalenen so fromm oder auch nur so schön finden, wie die rührenden Heiligenfiguren, die hundert Jahre früher auf demselben noch unerschütterten Kirchenboden Memling oder Messys gemalt hat. Wie in den Gedanken der modernen Welt die Freiheit an die Stelle der Religion, an die der Theologie aber Filosofie, Naturkunde, Geschichte getreten sind, so wird auch die kirchliche Kunst überall von der weltlichen aus dem Felde geschlagen.

Allerdings geschah das zunächst nicht ohne großen Schaden für die Kunst. Die Fessellosigkeit des Künstlers isolirte ihn, und so wurde der heilige Bund der drei Künste zersprengt, der im gothischen Dom so herrliche Massenwirkung hervorbrachte; an die mächtigen gemeinschaftlichen Werke des Mittelalters durfte man kaum noch denken. Indem aber der Typus, die Tradizion durchbrochen war, verlor der Einzelne eine wohlthätige Schranke; das Kleinliche, Barocke, Manierirte, wie es der subjectiven Künstlerlaune behagt, brach unaufhaltsam in die Kunst ein. Auch vermochte weder die bloße Naturnachahmung der Niederländer noch

die heiße Sinnlichkeit der Italiener einen Ersatz für den verlorenen Gehalt, für die Kraft und Tiefe der kirchlichen Idee zu gewähren. Das Alte war verloren; das Neue, wohin man strebte, war noch nicht gefunden, noch nicht der Menschengeist in seiner geschichtlichen That zu Ehren gebracht, und so artete die haltungslos gewordene Kunst in Plattheit oder in Frivolität aus.

Am meisten versank sie so unter den Händen der Franzosen des siebzehnten Jahrhunderts, welche sie ganz in den Dienst des Luxus und der Despotie stellten. Die französischen Könige, in denen Genuß, Reichthum und Macht des Landes sich vereinigte, nahmen den zugleich bequemen und prachtvollen Stiel der Renaissance für ihre Schlösser an, und es war nicht ohne geistigen Zusammenhang daß man ihn in den Formen weiterbildete, welche unter ähnlichen Verhältnissen in dem gleichfalls despotischen Rom der Kaiserzeit Mode gewesen waren. An ihnen hatte man also von vorn herein ein verdorbenes Muster, aber die Zeit, vielleicht leise ahnend wie kalt und fremd dieser Stil sei, suchte ihm nun noch gar durch Ueberladung des Ornaments nachzuhelfen. Das Gefühl für die ursprüngliche Bedeutung dieser Verzierungen erlosch, und so entstand im vorigen Jahrhundert aus der noch imposanten Renaissance der Roccocostil, dessen We-

sen die Auflösung aller Formen in spielende, ideenlose Ornamentik ist. Auch die freie Natur wurde in dieß architektonische System hineingezogen, die französische Gartenbaukunst benutzte den Baumwuchs zum barocken Formenspiel, und die übrigen Künste eilten Wände und Decken mit flauen Kalkbildern zu füllen oder unter nordischem Sturm und Regen frierende nackte Götterstatuen zu placiren. Doch blieb Eines: der Sinn für Massenwirkung; ein falsches, aber immer noch künstlerisches Bestreben, nämlich das malerische trat an die Architektur heran. Dieß erlosch erst gegen Ende des Jahrhunderts, als die Architektur in den gegenwärtigen trostlosen Kasernenstil herabsank.

Auf neuem Studium der ächten Antike erblühte die jüngste, jetzt noch lebendige Kunst. Winckelmann wies vom römischen Vorbild auf die reinen Schönheitsideale der Hellenen, Lessing vom französischen Geschmack auf die Natürlichkeit zurück; Goethe, obwol er zuerst die germanische Baukunst wieder zu Ehren brachte und mit ächten deutsch-historischen Theaterstücken begann, endete doch mit Dramen von antiker Ruhe und Reinheit. Auch die bildenden Künste warfen die spätrömischen Muster fort; die Kunst der Hellenen ward Losungswort. Aber nur die Skulptur gewann dabei; der antike Baustil blieb dem Volke ewig fremd, die Malerei wurde kalt und griff nicht ins Leben ein.

Das fühlte sich bald; wir erlebten die Reakzion gegen die Antike von Seiten der romantischen Schule, die anfangs in Poesie und Kunst, wie in diesem Augenblick denn auch im Leben, das Heil im Mittelalter sah. Ihr geschah ihr Recht, indem der Eigensinn der Mode und des Kunstgeschmacks eilends über sie hinwegschritt und wie mit bitterm Hohn auf all diese verrotteten Bestrebungen nur die allerschlechteste Vergangenheit, Renaissance und Roccoco, nachahmte. Aber die ächten Künstler blieben von Theorien unverwirrt, und mitten unter jenen Narrheiten erwachte besonders in der Malerei das jüngste gesunde Streben, das im Anschluß an Natur und Volksleben seine Stärke hat, in den jüngern Erscheinungen aber den Ruf der Zeit nach historischer Kunst zu begreifen anfängt.

Wir haben in der kurzen Zeit eines halben Jahrhunderts das sonderbare Vergnügen gehabt, daß die Kunst der Mode alle vergangenen Formen uns noch einmal abspiegelte, die antike, die mittelalterliche, die des vorigen Jahrhunderts: mit diesem Guckkastenspaß hat es nunmehr ein Ende, da es für die Affen der Kunst Nichts mehr nachzuahmen giebt. Wir sind auf den Punkt gekommen, wo wir das Bauen, Bilden und Malen aufgeben, oder einen neuen, unserm Zeitgeiste verwandten Stil auffinden müssen. — — — —

Wir kommen zu einer andern größern Production Kinkels, welche besondere Beachtung verdient. Es sind dies die:

Erzählungen von Gottfried und Johanna Kinkel.

Wie wir schon aus diesem Titel ersehen, hat auch Frau Kinkel Beiträge zu diesen „Erzählungen" geliefert, mit denen wir es hier aber nicht zu thun haben. Von den darin enthaltenen Arbeiten Gottfried Kinkels führen wir zuerst den „Traum im Spessart" an, ein reizendes Märchen, wozu der Verfasser die ersten Anregungen auf einer mit seinem Freunde Fresenius zusammen gemachten Reise nach Nürnberg erhielt. Vollendet wurde es erst später, man sieht, daß das Märchen erst vollendet worden, nachdem Kinkels Bekehrung zum Pantheismus erfolgt war.

Der „Hauskrieg" ist eine Dorfgeschichte vom Niederrhein, welche weniger auf künstlerischen Werth, als auf wahrheitsgetreue Darstellung Anspruch machen dürfte. Alle diese an einander gereihten Scenen sind mit ergreifender Wahrheit geschrieben, aber der Autor hätte, ohne der Wahrheit zu nahe zu treten, immerhin die Form etwas veredeln können. Der Schluß des

„Hauskriegs" ist besonders gelungen, sonst sind hin und wieder ein Paar Längen zu bemerken. Noch mehr geschieht das bei der Erzählung „die Heimathlosen", welche Kinkel in Rastatt im Gefängnisse schrieb. Wir würden, nehmen wir nicht Rücksicht auf die Verhältnisse, unter welchen diese Novelle geschrieben wurde, an derselben viel zu tadeln haben, namentlich dünkt uns das Verfahren der aristokratischen gegen die Proletarierfamilie weit mehr aus dem milden Herzen des Verfassers als aus der Wirklichkeit entsprungen. Wir möchten sehr zweifeln, ob die Dankbarkeit der erstern, und wenn noch so viel Grund dafür vorhanden wäre, wirklich so weit reichen würde, als der Dichter angenommen. Wir haben in den vergangenen Jahren oft genug Gelegenheit gehabt, uns von gegentheiligen Erscheinungen zu überzeugen. —

Wir haben uns von diesen „Erzählungen" das Beste bis zuletzt aufgehoben, die Dorfgeschichte „Margret".

Diese „Margret" ist nicht allein die beste Erzählung des ganzen vorliegenden Bandes, sie ist auch die beste sogenannte „Dorfgeschichte", welche jemals geschrieben wurde — sie übertrifft die Auerbach'schen um ein sehr bedeutendes — wir möchten sie sogar nebst der Novelle „Sirene" von Starklof für das novellistische Meisterstück der neueren Zeit erklären. Form

wie Inhalt sind gleich schön, die Charaktere bis auf den unbedeutendsten herab mit größter Wahrheitstreue geschildert, mehrere Scenen darin von echt dramatischem Effect. Beim Lesen dieser wunderschönen Arbeit Kinkels haben wir nur eine schwache Stelle darin gefunden, die Beschreibung des Schützenfestes ist etwas zu breit gerathen, und das ist der einzige Vorwurf, welcher dieser Novelle zu machen ist.

Ehe wir dieselbe als Probe und Empfehlung des ganzen Buches hier wiedergeben, wollen wir uns als nicht uninteressant aus dem Strodtmannschen Buche über Kinkel etwas von der Entstehung der „Margret" erzählen lassen. Strodtmann sagt darüber: „Das Hauptereigniß während der ersten Ehejahre war die Krankheit des kleinen Gottfried mit ihren Folgen. Er hatte Gehirn- und Magenerweichung — ein Uebel, das bisher für unheilbar galt. Auch zeigte sich auf seiner Stirn jenes blaue Todesäderchen, von dem in der „Margret" die Rede ist, und die Poppelsdorfer Weiber behaupteten deshalb einstimmig, er müsse sterben. Das Kind war von Jedem aufgegeben; monatelang schwebte es in Todesgefahr, und während drei voller Wochen hatte es den Anschein eines Sterbenden oder vielmehr Todten, so daß Gottfried und Johanna oft darüber stritten, ob es noch athme. Sie lebten Tag und Nacht nur für die Pflege des Kindes, die

so mühsam war, daß oft vier Personen zugleich um dasselbe beschäftigt sein mußten. Zuletzt hielten sie Alles für verlorene Mühe, und fuhren dennoch mit der strengsten Sorgfalt fort. Es war Johannen, als sähe sie den Tod mit diesem Kinde in den Armen entfliehen, und sie müßte hinterher rennen und es ihm abjagen. Jedes neue Mittel, das der Arzt ersann, wurde trotz aller Geldverlegenheiten durch anderseitige Entbehrungen herbeigeschafft. Die langen Nächte hindurch hielt Johanna die Hand des Kindes. Anfangs war es schlaflos und schaute sie mit den großen blauen Augen unverwandt an, als wolle es seine Seele in ihre hinüber flüchten. Später kannte es Niemanden, die Augen waren gebrochen oder starrten seitwärts. In der „Margret" stehen Erinnerungen an jene Tage, wo die Sonne aufging und ihre Strahlen wie die winkenden Finger des Todesengels über die Goldhärchen streiften. Johanna wollte den Kleinen zuletzt nicht mehr aus den Armen lassen, aus Furcht, er möchte anderswo sterben als an ihrer Brust. Hannchen war damals schon geboren und Adela unter dem Herzen. Noch ein Jahr nachher litt der Knabe an den Folgen der Krankheit. Die Eltern hatten fast nicht geschlafen, nichts mehr arbeiten und erwerben können, und waren im Frühling, als Kinkel die „Margret" schrieb, in der tiefsten Noth 2c. 2c. — —

Wir führen noch an, daß die „Margret" zuerst in dem von Kinkel herausgegebenen Jahrbuch „Vom Rhein" abgedruckt wurde, und dann in diese Gesammtausgabe der Erzählungen aufgenommen ist, die im Verlag der Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart erschien. Aus derselben entnehmen wir die hier folgende

„Margret".

Eine Geschichte vom Lande.

Am obern Schlusse des schönen Ahrthals, wo das Flüßchen dem Fuße eines starkansteigenden Berges entspringt, liegt in die grüne Schlucht zurückgezogen das Städtchen Blankenheim im Schutz und Schirm der jetzt zertrümmerten Grafenburg, der es seinen Ursprung dankt. Mancher Wanderer wird sich mit Vergnügen des lieben Oertchens erinnern, wo er nach den rauhen Pfaden der obern Ahr oder nach beschwerlicher Eiffelfahrt zum ersten Mal wieder städtisches Behagen in reizender ländlicher Umgebung fand. Zumeist wer etwa im ersten Frühling das Thal besuchte, gedenkt sicher mit Entzücken des weiten weißen Blütenschleiers, mit dem die ganze Schlucht wie übersponnen liegt, ein blühend Idyll mitten unter den wilden Eiffelhöhen,

deren theils kahle theils bewaldete Rücken die Stadt rings umziehen. Im Schirm dieser Höhen ruht sie und genießt in Folge dieser Lage eines rheinischen Sommers, während eine Viertelstunde Weges die Berge hinauf genügt, uns in eine rauhe, nur der Fichte noch günstige Luft zu versetzen.

Freilich sieht's denn im Winter ganz anders aus. Sein über die endlosen Schneeflächen ringsum hersausender Hauch schont auch das Thal nicht. Die Wiese dorrt vor ihm, durch welche in der milderen Jahreszeit die junge Ahr so munter herabtanzt, tiefer Schnee sperrt die Stadt von dem gebildeten Leben entfernterer Gegenden und selbst von dem Verkehr mit den benachbarten Ortschaften ab. Dann ziehen sich die Honoratioren Abends ins Casino zusammen, spielen Karten und trinken Wein; draußen aber vor den Mauern ist's nimmer gut hausen.

Am wenigsten erwünscht kommt denn in solchen Zeiten der Besuch der Wölfe, welche durch den hinter Blankenheim endlos sich ausdehnenden Zitterwald aus den Ardennen vorrücken und ihren räuberischen Hunger bis dicht vor die Stadtthore tragen. Unser ungründlicher Nachbar, der Franzose, hat die Singvögel aus seinen Laubhainen, die Hasen aus seinen Feldern weggeschossen, aber nicht Ausdauer genug gehabt jenes widrig gemeine Raubthier zu tilgen: an seiner Süd-

und Nordgrenze, in Pyrenäen und Ardennen, höhnt es noch den civilisirten Zustand des Landes. Was von diesen grauen und bösen Gästen nach Deutschland herüber kommt, findet jetzt meist rasch seine Kugel: aber so lange ist's noch nicht her, daß man sie sogar in der Rheinebene und, wenn das Eis ihnen eine Brücke über den großen Strom gab, selbst auf dem rechten Ufer antraf. Die ganze Eiffel bildet noch bis heute ihre Domäne, der sie einen Winterbesuch abzustatten niemals verfehlen. Nachts gehen sie am liebsten auf die Hunde an der Kette aus, am Tage holen sie vor den Augen der Hirten Schafe von den Weideplätzen. Selten werden sie dem Menschen gefährlich; doch geht die unheimliche Sage im Volk, daß ein Wolf, der einmal aus grimmigem Mangel an Nahrung Menschenfleisch gekostet habe, hernach an keinem Thier sich mehr vergreifen möge.

Jener Wald nun, der ihren Zug gegen Blankenheim hin deckt, zieht sich fast von der Stadt an, nämlich von dem Thiergarten der alten Grafen bei den Schloßtrümmern, über einen hohen Bergrücken fort, der die Stromscheide zwischen Ahr und Kyll bildet. Beiderseits liegen spärliche Dörfer meilenweit aus einander; hie und da trifft man einen Bauernhof, und wo in tiefen bebuschten Rinnen Bäche jenen größern Flüßchen zulaufen, hat sich wol eine einsame Mühle

auf einem Stück mühsam gerodeten Wiesen- oder Ackerlandes angesiedelt.

Solch ein Fleck in der tiefen lautlosen Stille einer flimmerkalten Winternacht liegt vor uns; nicht einmal das Rauschen des Wassers oder der leis plätschernde Umschwung des Mühlrades regt sich, Alles starrt im Eise. An den Menschen und sein Dasein mahnt nur ein schwaches Licht in einem Fenster des kleinen an die Mühle angelehnten Nebenbaues, das gegen den kalten, blauen, östlich über die schneeigen Baum- und Bergspitzen heraufkommenden Mond mit warmem Roth sich absetzt. Sonst herrscht allwärts der ernste, grausige, allem Leben feindliche Todesschlaf einer herben Wild- und Waldnatur.

Bei jener Lampe aber wacht und klopft ein armes Menschenherz — ein junges Weib beim Sterbette ihres Kindes. Sie ist nicht Jungfrau, nicht Weib, nicht Wittwe, aber dennoch ist sie Mutter. Ganz einsam und verlassen übt sie ihre Pflicht: über die fiebernde Stirn des Kindes, das in tiefem, starrem Gehirnschlaf, mit gespenstig halb geöffneten Augen fühllos ihre Mühe hinnimmt, schlägt sie rasch wechselnd die nassen kühlenden Tücher — und zwischen jedem Aufschlag kniet sie vor der Mutter Gottes hin, die zwischen den Fenstern unter der Lampe hängt, und spricht ein stilles, ringendes Gebet.

Gott und seine Heiligen sind furchtbar stumm in solchen Nächten! Die einsame Mutter erfuhr es. Kein Engel kam herab, seine heilende Hand auf die Stirn des kranken Knaben zu legen, das heiße Fieber stieg gegen die Mitternacht hin, immer schneller mußte sie das kühlende Linnen erneuern. Ueber die dunkle Ecke, wo das Kind vor dem Lampenschein geschützt lag, fiel jetzt mit blassem, blauem Licht der Mondschein, wob einen Glanz um das blonde müde Köpfchen und schlich nach kurzer Frist wieder darüber hinweg, als hätte er das Sterbende noch einmal mit dem Strahl des Lebens umleuchten wollen und dann der ewigen Nacht geweiht. Die Stunden rannen hin, die Mutter, stumpf von Leid und Ermattung, empfand ihren Gang nicht mehr und hörte gleichgültig den Schlag der Wanduhr, der ihren Wandel verkündigte.

Gegen Morgen ging der Odemzug des Kindes ruhiger, die Händchen wurden kühler, die Adern der Stirn begannen leiser zu schlagen und die Augdeckel zogen sich fester zu. Sie wußte jetzt aus der Erfahrung dreier schrecklichen Wochen, daß ihr das Kind wieder auf Einen Tag geschenkt sei. Noch einmal legte sie, das Köpfchen sanft aufhebend, ein feuchtes Linnen unter. Dann setzte sie sich beiseit ans Fenster, lehnte den Kopf auf die aufgestützten Hände, hielt die heiße schmerzende Stirn an die gefrornen Scheiben und sah mit den verwachten,

verweinten Augen in die trostlose Schneenacht hinaus, die der Mond in ihrer ganzen lautlosen Erstorbenheit noch blasser und leichenhafter malte.

Und nun, da keine äußere Thätigkeit und Sorge sie mehr zerstreute, erwachte ihr inneres Auge. Ihre ganze Vergangenheit lief in raschen Bildern vor ihr vorüber, jede frühere Lust, jeder vergangene Schmerz bohrte sich tief und wühlend in ihre müde Seele ein, und alle diese kämpfenden Erinnerungen führten sie zuletzt wieder zu ihrer Gegenwart, zu ihrer gräßlichen Verlassenheit, zum Sterbebett ihres schönen Kindes.

Margret war das Kind begüterter Eltern aus einem benachbarten großen Dorfe. Ihr Vater hatte unter Napoleon gedient, viele Länder gesehen und mit dem verständigen Blicke, der dem rheinfränkischen Stamme eigen ist, Menschen und Sitten beobachtet. Ueberall fand er daß Kenntniß Macht gibt, und als er mit einem zerschossenen Arme, aber sonst noch rüstig, in sein väterliches Dorf zurückkehrte, ein Weib nahm und sein kleines Erbgut zu bewirthschaften anfing, da wandte er Alles was er gesehen und in achtsamem Herzen bewahrt hatte auf sein Arbeiten an, nicht in dem neuernden Geiste halber Bauernbildung, der Alles versucht und gleich wieder aufgibt bevor es sich als nützlich hat bewähren könneu, sondern mit besonnener und geduldiger Prüfung Zum Staunen des Dorfes trat er,

der schlichte Mann vom Pfluge, in einen benachbarten Verein reicher und gebildeter Grundbesitzer ein, der eben damals zur Aufbesserung der schmählich vernachlässigten Landwirthschaft jener Gebirge zusammentrat; gern nahmen ihn die Theoretiker auf, die von seinem sichern Blick und seiner verständigen Erfahrung Vieles lernten, während dagegen er von ihnen die Resultate der neuern Wissenschaft für den Landbau empfing und sogleich benutzte. In fünfzehn Jahren stand der Mann, der so klein angefangen hatte, bloß durch die Macht des Verstandes unter den wohlhabendsten Leuten seiner Gemeine da, und die erst über seine neuen Bebauungsweisen und die wunderlichen Besserungen und Futterkräuter lachend den Kopf geschüttelt, beeiferten sich jetzt von ihm zu lernen. Man wählte ihn zum Schöffen, und wenn er seine Meinung über eine gemeinschaftliche Maßregel im Gemeinerath oder auch im Wirthshause vortrug, so war Alles still; dem scharfen schwarzen Auge, den ruhig hingestellten Gründen, der beredten praktischen Ausführung seiner Vorschläge vermochte auch kein Gegner zu widerstehen, und er war im Geiste der Fürst seines Kreises, obwol an äußerer Stellung und an Reichthum der alte Schultheiß noch über ihm stand.

Jenen Schatz von Kenntnissen nun, dem er sein Lebensglück dankte, wollte er um jeden Preis auch seiner ganzen Familie ins Leben mitgeben. Er hatte neun

Kinder und sah also voraus, daß von seinem Erbe auf jedes doch nur ein kleines Theil fallen werde, daß sie also gleich ihm wieder unten anfangen müßten, wenn sie es in der Welt zu etwas Rechtem bringen wollten. Die Söhne nahm er selbst in seine Schule, gewöhnte sie von früh auf an eignes kräftiges Zugreifen bei der Feldarbeit, führte sie schon als Knaben mit auf die Jagd und theilte ihnen alle Vortheile mit, die sich dem Landleben und der allnährenden Erde abgewinnen lassen. Dann mußten sie, die Kinder eines wohlbegüterten Landmannes, dennoch ohne Ausnahme für ein paar Jahre als Knechte auf großen Gütern bei tüchtigen Gutsbesitzern eintreten: denn beim Militär hatte der Alte gelernt, daß nur wer vortrefflich gehorchen gelernt hat hernach vortrefflich zu befehlen versteht. Dann aber, mit klugem Blicke die zu große Zahl der Bevölkerung in einem rauhen, wenig ergiebigen Lande wägend, schloß er sich, einer der Ersten, mit Rath und That an die große Auswanderung nach Amerika an, welche noch jetzt von jenen Gegenden abströmt. Die beiden ältesten Söhne gingen, trotz den Thränen der Mutter, mit einer mäßigen Geldsumme nach Michigan, die beiden nächsten in der Reihe folgten zwei Jahre später mit der ältern Schwester und einem bedeutenden Nachschuß von Geld. Hierfür mußte der Vater einen ansehnlichen Theil seiner Ländereien

veräußern, aber er ließ sich auch von den Abziehenden, deren Schicksal er so gesichert hatte, einen schriftlichen Revers ausstellen, daß sie nach seinem Tode keinen weitern Anspruch ans Erbgut machen wollten. Wirklich ging es den jungen Leuten in Amerika vortrefflich, da sie Fleiß, praktischen Blick und ein Betriebskapital vom Vater mitgebracht hatten. Die Söhne konnten in jedem Briefe Besseres von ihrem Haus- und Viehstand melden, das Mädchen, durch Schönheit und eine in Amerika seltene Bildung ausgezeichnet, hatte einen der reichsten Pflanzer aus dem Süden geheiratet und gebot über achtzig Sklaven und Sklavinnen.

Und so gelang es ihm auch mit den zu Hause gebliebenen Kindern trefflich. Zwei Söhne verheirateten sich in reiche Häuser, dem letzten, jüngsten wurde das väterliche Haus und Gut bestimmt. So blieb nur noch die kleine Margret übrig; sie war noch ein Kind, als nun ihre Mutter nach kurzem Krankenlager starb.

Hier fühlte nun der Vater, daß sein Wissen nicht ausreiche für alles Feinere was Frauen lernen können und lernen sollten. Ihm selbst war seine Jugend vernachläſſigt worden: der Mann, der mit seinem Geiste die amerikanischen Verhältnisse überblickte und seine ganze Umgebung beherrschte, hatte als Kind nicht schreiben gelernt und später nur mühsam die Fähigkeit sich erworben Geschriebenes zu lesen und seinen Namen

mit steifer Hand hinzumalen. Und doch liebte er, und so auch die verstorbene Mutter, diese Margret vor allen Kindern; zuletzt im Alter, nachdem das vorhergehende Kind schon acht Jahre alt, war dieß Nesthäkchen wie eine ungehoffte Weihnachtsfreude den Eltern noch geschenkt worden. Früh schon anstellig und dem Vater nachschlagend zeigte sie auch für Anderes als für Spinnen und Nähen Sinn, und der alte Schulmagister fand, als sie zehn Jahre alt war, daß sie von ihm nichts mehr lernen könne, obwol er sich wohlweislich hütete davon ein Wort zu sagen.

Trotz dem sah der kluge Schöffe sehr bald ein, wie es damit stand: es verdroß ihn daß sein Mädchen noch bis zur ersten Kommunion auf den Schulbänken sitzen sollte, ohne davon etwas im spätern Leben Förderliches zu gewinnen. Er sann sich einen Plan aus und griff zur Ausführung. Theils beim Wein im Wirthshaus, theils im Gespräch mit den Frauen der reicheren Gemeineleute verfolgte er ihn: er wußte ein Dutzend Familien für ihn zu gewinnen. Es sollte nämlich ein studirter Mann auf ein paar Jahre ins Dorf gezogen werden, um etwa zwanzig Kinder in Demjenigen zu unterrichten was die Dorfschule nicht leistete. Manche Bauern hatten Söhne zum Studiren bestimmt, mehrere Frauen wünschten ihren Kindern städtische Erziehung zu geben. Der Schöffe erbot sich, den künftigen Lehrer

zu sich in Kost und Wohnung zu nehmen, schon weil er sich freute dadurch manche Stunde Gespräch mit einem gebildeten Manne zu gewinnen: die anderen Familien sollten ein kleines Schulgeld erlegen, das, als man hernach die Köpfe der angemeldeten Schüler zählte, dreimal so groß war als das Salair, womit der Adel sich seinen ersten Bedienten unter dem Namen eines Hauslehrers ins Haus zu miethen pflegt.

Als dieß feststand, ging der Schöffe selbst in die nahe Universitätsstadt, fragte einen zufällig begegnenden Studenten nach dem allerbeßten Professor den sie an der Universität für die Sprachen hätten, und ging frisch weg auf dessen Haus zu. Der berühmte Philolog, zu dem er dort geführt wurde, sah den Mann im Linnenkittel erst erstaunt an bei der Bitte, ihm den wackersten seiner Studenten als Bauernhauslehrer zu empfehlen: als er ihn aber seinen verständigen Plan in klarer, einfacher Rede darlegen hörte und zuletzt mit Staunen den Betrag des angebotenen Einkommens vernahm, da nannte er sogleich einen höchst tüchtigen Jüngling, der eben bei Beendigung seiner Studien unversorgt war, und schon am Abend wanderte der Schöffe mit dem neuen Lehrer seiner Heimat zu.

Die Wahl war gut getroffen. Der Lehrer war auf der Universität ein kräftiger Demagog und Turner ge-

wesen, neigte nicht zur städtischen Ueberfeinerung, und selbst Bauernsohn fand er sich in das schlichte aber reichliche Leben beim Schöffen leicht und gern hinein. Den Knaben gab er Latein und sonstige Gymnasialfächer, brachte sie auch so weit, daß die meisten beim spätern Eintritt in öffentliche Schulen ein paar Klassen übersprangen. Die Mädchen aber unterrichtete er mit den Knaben zusammen im Deutschen, in Erdbeschreibung, Vaterlands- und Völkerkunde und in Geschichte. Vom nächsten Quellchen und Mühlbach, von den überall sichtbaren Nachbarhöhen beginnend führte er die Einbildungskraft und die Begriffe seiner kleinen Schüler ins Ahrthal, an den Rhein, an die See, und so weiter in allen Ländern und Herrlichkeiten umher: dann erst begann er die Geschicke der Menschen auf unserm Balle zu berichten. Er war eine der herrlichen Naturen, bei denen jedes Wissen augenblicks ins Praktische, jedes Ferne ins Nächste übergeht, und der stürmische Freiheitsmuth, mit dem er die Gegenwart umgestalten wollte, gab seinen Erzählungen aus der Geschichte eine Glut, die als zündende Menschen- und Vaterlandsliebe in die jungen Herzen schlug. Alles Fremdländische, alles Charakterlose, alle Verirrungen der modernen Kultur hielt er von ihnen fern, schon weil ihm selbst das Alles fern lag. Mit leuchtendem Auge hing selbst der alte Schöffe in diesen Unterrichtsstunden an dem Munde des männ-

lichen Jünglings, mit noch leuchterndem die kleine Margret.

Der Sinn des Mädchens ist weich und auf alles Milde gewendet, so lang es jung bleibt. Schwindet dieser frühe Duft vor ihm, erwacht der schärfer sondernde Verstand, so wird das Weib, weil sein Denken meist keine edeln und großen Stoffe ergreift, kleinlich, persönlich-beobachtend und leicht herb, bösartig oder gemein. Ist aber jener anfänglichen Wärme ein Gedanke geboten, sind dem Kinde Dinge und mächtige Personen bekannt geworden, dann erhält sich an diesen Erinnerungen die Jugend des Geistes und des Gemüthes, das reifende Denken sinkt nicht ins Kleine, Alltägliche hinunter, und die ganze Hingabe die in der weiblichen Natur liegt wird zur Nachahmung jener großen Menschen und ihrer reinen Thaten. Solch ein Weib wird stärker in seinem festen Willen, aufopferungsfähiger für die erkannte Pflicht und ausdauernder in seiner Lebensaufgabe, als der kräftigste Mann.

Margret lernte aus diesem Unterricht, was zu allen Zeiten wenig Weiber begreifen, daß die Pflicht mehr ist als das Gefühl, der Beruf wichtiger als die Neigung. Das gab ihr in Allem was sie that, auch im Kleinsten, eine Macht des Willens, die bei andern Frauen zum widrigen Eigensinn geworden wäre. Sie aber hatte Erkenntniß genug, nur an das ihren Willen

zu setzen was eines Willens werth war. In allem Uebrigen blieb Margret ein Kind vom Lande gleich allen andern Dorfmädchen. Zwei Frauen des Dorfes, die Küsterin und die Wundärztin, gaben ihren Töchtern, als diese ins Jungfernalter traten, städtische Hüte, Umschlagtücher und Sonnenschirme, und eine reiche Bäuerin schickte die ihren gar auf ein Jahr in eine Pension zu Professoren- und Kaufmannstöchtern: „damit sie doch sich unterhalten lernen," wie die Mutter sagte. Dieß hätte der Schöffe nie gelitten, und Margret hätte es nie gewollt. Im Sommer führte sie mit den Mägden die Sichel und den Melkeimer, im Winter spann sie. Obwol sie Sonntags unsre beßten Schriftsteller las und sie besser verstand als die städtischen Nähmädchen, redete sie doch mit Jedermann den derben Dialect, an welchem die Rheinländer so fest halten. Auch ihre Tracht blieb die ländliche; nur auf den Reihen und am Festtag trug sie den kostbaren aber immer der Dorfsitte gemäßen Putz, wie man ihn am Rhein bei reichen Halfenstöchtern sieht. Es ist eine kleidsame Tracht: das Haar wird vorne schlicht gescheitelt, nach hinten aber heruntergekämmt und dann über den Kopf in rundem, auf dem Nacken liegenden Wulst wieder heraufgeschlagen. Eine große, eckig gebogene Goldspange sitzt auf beiden Schläfen auf und trägt auf dem obern Bügel die weiße, nur das Hinterhaupt bedeckende Haube von klarem Stoff

mit der kostbaren Spitze, welche handbreit um Stirn und Wangen flattert. Das Kleid fällt lang und faltig an den Hüften herunter, ein Spitzentuch liegt über Schultern und Brust; lange Handschuhe decken den untern Theil des vollen, vom Sonnenbrand gerötheten Armes. Man findet in diesem Stande zuweilen die schönsten, schlanksten Gestalten: mit großen festen Schritten sieht man sie wol am Arme ihrer Bursche auf den Jahrmärkten herumziehen, das Körbchen am Arme, mit klugen braunen Augen, voll von Selbstgefühl auf ihre Jugendfülle und auf den Respekt, den ihnen der Reichthum ihres Vaters unter ihren Umgebungen erwirbt.

Solch ein Mädchen wurde Margret, nicht eben fein oder besonders hübsch, aber kräftig an Leib und Seele, klar und frisch wie ein blühender Schlehdorn. Weil sie ernster und männlicher war als die meisten andern Dirnen, hielten die Bursche des Dorfes sie für stolz, und vielleicht war sie das auch. Aber fremde Manieren hatte sie nicht an sich, und auf dem Tanzboden wußte sie zwischen reichen und armen Burschen keinen Unterschied.

Mit ihr war als Spielgenoß und später auch als Mitschüler in jenen Unterrichtsstunden bei dem neuen Lehrer der einzige Sohn des Schultheißen aufgewachsen, nicht allein der reichste Erbe im Dorfe, sondern auch der schmuckste und tüchtigste Junge von allen, strebsam,

verständig und kühn. Trefflich führte Nikola seine Büchse, auf die Jagd nahmen ihn auch die benachbarten herrschaftlichen Jäger gerne mit, und wer mit dem alten, gebrechlichen Schultheißen ein Geschäft hatte, verhandelte lieber mit dem raschen Sohne. Daß er hübsch war, hätte Niemand abstreiten dürfen, und er selbst wußte es am beßten, auch wenn's ihm die Mädchen nicht zu verstehen gegeben hätten. Gegen eine starke Neigung zur Eitelkeit hatte schon bei dem Knaben der Student der jenen Unterricht gab vergebens angekämpft; er trug sich städtischer und modischer als die andern Bursche, und auf seinen Betrieb hatte der Schultheiß die Hauptstube seines Hauses, als sie einer Auffrischung bedurfte, nicht neu mit Wasserfarbe malen sondern mit Tapeten auskleiden lassen.

Das Gefühl beiderseitig anerkannter Tüchtigkeit hatte Nikola und Margret von früh auf zusammengeführt und vertraut gemacht, und als sie älter wurden zweifelte Niemand daran, daß aus ihnen ein Paar werden sollte: wer hätte auch im ganzen Dorfe besser zusammengepaßt? Aber zu einer Erklärung war es zwischen ihnen beiden noch nicht gekommen.

Das jährliche Dorffest des Vogelschießens kam heran. Früh morgens zogen Trommler und Pfeifer durch alle Straßen, Buben und kleine Mädchen jubelnd hinter ihnen her. Die Bursche, welche durch Zahlung

eines mäßigen Geldes am Rechte des Königsschusses sich betheiligt hatten, putzten ihre Büchsen und Stutzer und bürsteten die grünwollenen Schützenhüte aus, die nur an diesem Feste getragen werden: die Herzen der Mädchen aber pochten voller Erwartung, ob ihr Schatz oder ein anderer dießmal den Vogel abschießen möchte.

Um elf Uhr, nach dem Hochamte, begann der Fahnenschwenk. Paarweis zogen die Schützen zur Kirche und holten die seidene Fahne mit dem Bilde der Maria ab. Der Fähnrich trat gleich hinter die Musikanten, dann folgte der Schützenkönig des vorigen Jahres, dessen Ehrenregiment nun zu Ende ging, und hinter ihm die andern Schützen, deren jeder insgeheim hoffte heut an seine Stelle zu treten. Auf dem Hauptplatz unter der Linde angekommen stellten sich die Jünglinge in einen Kreis, um welchen die Masse der übrigen Dorfbewohner wogte. Der Fähnrich trat in die Mitte: es war ein stattlicher Bursch mit hübschgekräuseltem Schnurrbart; er trug das blaue Barett mit drei Federn und die breite weißseidene Schärpe. Trommel und Pfeife spielten eine alte muntre Weise: nach ihrem Takt erhub er die Fahne in die Luft, schwang sie über dem Haupte; dann stemmte er den Schaft in die Seite und ließ das flatternde Banner mitten um seinen Leib in weitem Kreise rauschen, dreimal rechts, dreimal links herum. Hierauf erhub er den einen Fuß, und um

das Knie des andern beschrieb die Fahne, dicht am Boden herwehend ohne ihn zu berühren, ihre raschen rauschenden Kreise: auch um den rechten Fuß führte sie sodann die andre Hand, während der linke sich erhub sie durchzulassen. Zuletzt noch einmal wogte das Banner unter dem jauchzenden Zuruf der Massen in fester Faust hoch in den Lüften über dem Haupte des Starken, der stolz auf die gelungene Schaustellung mit flammendem Antlitz aufgerichtet stand. Nun gings wieder in feierlichem Zuge, aber hastiger und ungeduldiger, zur Vogelstange oben am Walde. Die Schützen zogen ihre Loose, während man im Dorf eilfertig die Suppe und das Sonntagsrindfleisch aß, und noch stand die Sonne mitten am Himmel, als gegen den monströsen hölzernen Vogel, dessen Gleichen auch Raff's Naturgeschichte nicht kennt, das muntre Pfeifen der Büchsenkugeln begann.

Glückliche Schüsse fegten den Schwanz, die Flügel und zuletzt auch den Kopf weg; ein lautes Triumfgeschrei der Jugend folgte jedem herabsplitternden Theile, und die kleinen Jungen balgten sich um die Holzspäne. Aber der Rumpf, obwohl am Ende klein wie eine Hand und ganz ungestalt von Streifschüssen, haftete noch auf dem letzten starken Nagel. Die Entscheidung konnte jetzt jeder nächste Schuß bringen, die heiße Spannung der Schützen gab ihnen eine vorher

seltene Sicherheit im Zielen, und oft zitterte der Vogel, wenn die Kugeln dicht unter ihm gegen den eisenbeschlagenen Mast prallten. Dem Nikola bebte die Büchse in der Hand; krampfhaft zählte er die Schützen, die noch vor ihm an der Reihe waren; der letzte hatte den Nagel krummgeschossen, an welchem das kleine Holzstück jetzt wie an einem einzigen Splitter im Winde schwankte. Da spannte Nikola den Hahn, trank ein großes Glas des besten Ahrweins, drückte den Hut fester in die Stirne und warf unter der Krempe einen Blick auf Margret herüber, die gerade vor ihm am Waldabhang unter andern Mädchen stand. Alsdann schritt er zum Schützenstand, legte an und wartete einen Augenblick ab, als der Abendwind den Vogel nicht mehr schaukelte. Jetzt schoß er, der Nagel fuhr zerbrochen aus der Spitze des Mastes, und in weitem Bogen sprangen die Trümmer des Vogels zerspällt auf die Köpfe der Zuschauer herab.

Waren bis dahin die Herzen der Männer in Spannung gewesen, so kam nun das Zittern an die Mädchen. Keines hatte mit Nikola ein heimliches Verständniß, keins durfte sich Hoffnung machen, und doch konnte kein Zweifel sein, daß Die, welche er zur Königin nähme auch die Erwählte seines Herzens sei. Aber als wäre das eine längst beschlossene und abgemachte Sache, ging Nikola, die Büchse über die Achsel

hängend, drüben zum Waldrand hinauf, umfaßte Margret, gab ihr einen herzhaften Kuß und führte sie als Königin auf den Schützenplatz. Die andern Bursche wählten ebenso rasch ihre Dirnen, die Musikanten setzten sich in Marsch und man zog zu dem eine gute halbe Stunde weiter auf einem schönen Berge aufgeschlagenen Schützenzelt, wo Alles zum Reihentanz eingerichtet war.

Margret ging selig und stolz an der Hand ihres Nikola, und ehe man noch oben anlangte, wurde auch bereits ein festerer Bund zwischen beiden jungen Herzen geschlossen, die ja schon von der Wiege an still mit einander verwachsen waren.

Den Meisten kam es ganz gelegen daß eben Nikola den Königsschuß gethan hatte. Er war so reich daß er nicht zu sparen brauchte, und übernahm alsbald die Zeche für die ganze Gesellschaft der Schützen und ihrer Mädchen. Die blanken Thaler die er in die Mützen der Musikanten springen ließ, der feurige Wein von Altenahr den er preisgab und die frische sommerliche Lebensluft des Gebirges entzündeten bald den wildesten Tanz. Nach dem ersten Walzer zog Nikola seine Margret aus dem Zelt: sie gingen unter die Kirschbäume beim Saume des Waldes, umfaßten sich mit Inbrunst und wechselten ihre Küsse. Es waren die ersten Küsse die sie gaben und empfingen — die ersten, welche verdienen Küsse zu heißen. Sie sind gefährlich und verhängniß-

voll. Margret fühlte ein leises Beben in allen Gliedern, sie spürte ihr Blut rasch und heiß aus dem Herzen in die Wangen strömen: sie faßte Nikola an der Hand und führte ihn wie im Spiele unter Plaudern und Kosen zu dem Tanzreihen zurück.

Dort unter dem Zelt fanden sie ein wildes Leben: die Mädchen glühten wie Pfingstrosen, die Bursche athmeten tief vom Tanze auf. Als das Paar wieder eintrat, bliesen die Musikanten, wie es verabredet war, Tusch, und Alles rief laut und fröhlich mit erhobenen Gläsern: Unser Herr Bräutigam, des Schultheißen Nikola, soll leben, und sein Bräutchen, des Schöffen Margret, auch daneben! Erröthend nahm Margret, lachend Nikola den Glückwunsch an. Die Bursche wollten ihm ihre Gläser zubringen, er aber rief: Wartet ein wenig, mein Verlöbniß muß in Walporzheimer getrunken werden!

Der dunkelglühende, starke Sohn der Ahrtraube, wie er auf den heißesten schwarzen Schieferfelsen des Thales reift, rann in die Kelchgläser. Nikola trank mit Allen, und auch Margret mußte stärker Bescheid thun als sie wünschte. Die Mädchen brachten ihr einen Kranz, die Bursche dem Nikola einen Rosenstrauß mit Bändern ins Knopfloch. Der Walzer begann von Neuem, von den beiden schlanken, stolzen Gestalten eröffnet. Und nun ergoß sich auch durch

ihre Adern die ungebändigte Lebenslust: bis über die Mitternacht hinaus wurden Nikola und Margret nicht müde, in jedem neuen Tanz sich wieder zu umschlingen und Herz an Herz schlagen zu hören.

Als die Hähne aus den Thälern die Mitternacht anzeigten, gingen die meisten Bursche mit ihren Mädchen heim. Nikola, weil er den Wirth machte, mußte der letzte sein, und suchte manches Paar durch Zutrinken noch festzuhalten. Als endlich die Musikanten ihre Geigen in die Ecke gestellt und sich auf die Streu gelegt hatten, als nur der Wirth noch schlaftrunken hinter dem Schenktisch saß, brach auch er mit seiner Braut auf. Vor das Zelt getreten, sahen sie den Himmel von einer plötzlich aufziehenden Wetterwolke dunkel, ein paar schwere Tropfen fielen herab, eine matte Schwüle lag über dem Walde. Nikola meinte, sie sollten den Regen noch unterm Zelte abwarten. Aber Margret war bange wegen des späten Ausbleibens und mochte sich keinem Gerede aussetzen, da man wußte, daß sie mit Nikola allein zurückgeblieben war. Sie drängte also zum Fortgehen: vielleicht, sagte sie, erreichen wir noch vor dem Dorf die letzten Paare und kommen gar vor Ausbruch des Wetters heim.

Dann laß uns den nächsten Weg gehen durch den Busch, antwortete Nikola: dort haben wir auch eher Schutz als auf dem Felde.

Sie schlugen den kleinen Waldweg ein: er ging steil abwärts, und Nikola hielt stützend den Busen Margrets an sein wildes Herz gepreßt, während seine Wange auf ihrer heißen vollen Schulter ruhte. Es war eine furchtbar schwüle Juninacht, Johannisfünkchen gaukelten zwischen den dunkeln Sträuchern, kein Laut klang in diese träumende Stille herüber, aber die Wetterwolke zog schwarz und schwärzer über ihr Haupt, und fern überm Walde hörten sie schon das laute Platschen des Regens, der auch ihnen rasch näher drang. Es ist unmöglich, sagte Nikola, wir zwingens nicht bis nach Hause: komm in das Mooshüttchen auf dem Vogelherd, das liegt ganz nahe hierbei in meinem Busch. Damit zog er sie durchs pfadlose Gebüsch; sie zitterte als sie ihm folgte und wußte nicht warum.

Die Hütte nahm sie auf: Moos, Wald und Wetter woben eine dichte undurchdringliche Nacht um sie her. Im Hollunder vor dem Pförtchen saß eine späte Nachtigall und schlug, wie bange vor dem Wetter, ihre tiefsten, bebendsten, erschreckendsten Klänge; durch die kleinen Fenster streckte üppiges Geißblatt seine Blütensträuße herein und füllte die Hütte mit berauschendem, sinnverwirrendem Duft; ein Johannisfünkchen schwebte hindurch und zeigte mit seinem flüchtigen Glanz dem Mädchen das lodernde Auge des Geliebten.

Dazwischen entlud sich der Regen und durchbrach mit wildem Rauschen die stille Nachtschwüle. Müde von Tanz, Glück und Sehnsucht saßen sie auf der weichen Moosbank: die Welt mit all ihren Gedanken lag fern von ihnen — nur ihre Herzen wachten, ihre Lippen fanden sich, ihre Arme umwanden sich.

Oestlich über dem Walde dämmerte ein grauer Schein, im West verzuckte das Gewitter mit rothem Wetterleuchten. Da trat das Paar aus der Hütte. Margret nahm weinend den Kranz aus ihren Haaren und streute seine welken Blumen in den Hollunderbusch: weich und innig an den Geliebten geschmiegt stieg sie durchs Gebüsch zum Dorfe hernieder und achtete es nicht daß die Tropfen ihr Kleid durchnäßten. Mit Schrecken sah sie in der Stube des Vaters ein Licht brennen: Nikola aber umfaßte sie unter der Hofthür noch einmal mit voller Inbrunst und jauchzender Seligkeit und ging dann die Gasse des Dorfes hinunter nach dem Schultheißenhause.

Der jüngste Bruder machte der Margret die Hausthür auf. Aber du bleibst lange, sagte er, der Vater liegt oben auf dem Bett, es ist ihm seit gestern Abend nicht recht, und wir haben so eben den Großknecht auf dem Schimmel nach dem Doctor geschickt. Geh hinauf zu ihm, ich mache jetzt in der Küche geschwind Feuer, und dann kochst du ihm einen Hollunderthee.

Margret flog die Treppe hinauf: blutroth trat sie vor den Vater, denn sie meinte Jeder müsse ihre Schuld auf ihrer Stirne lesen, und erwartete vom Vater heftigen Tadel. Der aber war weich wie man ihn selten sah, bot ihr die Hand und sagte: Ich habe es schon gestern Abend von den jungen Gesellen gehört, du bist Braut und hast, das muß ich sagen, einen wackern Burschen mitgekriegt. Sieh, Margret, das freut mich, denn nun hab' ich auch dich versorgt, mein letztes Kind — und mein liebstes, setzte er leise hinzu, nun es mit mir auch einmal zu Ende geht.

Weinend über die Güte des Vaters stürzte Margret an seine Brust und suchte ihm die Todesgedanken auszureden. Nein, sagte der Alte, laß das: mein Lebtage bin ich gesund gewesen, und die starken Bäume brechen am ersten: so wie heut war mirs noch nie zu Muth.

Nach neun Tagen kniete Margret am Sarg des Vaters: er war an einem hitzigen Fieber verschieden. Neben ihr ging Nikola zum Kirchhof, da er sich nun als zur Familie gehörig ansah. Die beiden Brautleute beschlossen, nach der Sitte ein Jahr zu warten, und kamen von jetzt an, da Margret ohnehin wegen ihrer Trauer keinen Tanz besuchte, nur noch in andrer Leute Gesellschaft zusammen, wo sie denn ganz unverhohlen sich als Braut und Bräutigam küßten und ver-

traulich unter einander plauderten. Bei der Freiheit, die auf dem Lande im Verkehr der jungen Leute herrscht, dachte über jenen nächtlichen Heimgang aus dem Schützenzelte keine Seele etwas Arges. Margret selbst glaubte ihr Vergehen (denn so erschien es ihrer reinen Seele) abgebüßt durch den Schmerz, daß ihr Vater ins Grab gegangen war mit einer besseren Meinung von ihr als sie es verdiente. An Nikolas Treue zu zweifeln kam ihr gar nicht in den Sinn.

Aber auch die kleine Schuld fordert oft eine große Buße ein. Nach zwei Monaten wurde Nikola vor die Untersuchungskommission gefordert, um sich zum preußischen Militärdienste zu stellen. Als einziger Sohn und Stütze seines alten Vaters war er bereits zwei Mal zurückgestellt worden und hatte auch jetzt die allersicherste Aussicht vollständig frei zu kommen. Lustig zog er eines Morgens mit den übrigen Burschen seines Zuges nach einer nahen Stadt aus und nahm lachend von Margret Abschied.

Nun aber war von den höhern militärischen Behörden vor Kurzem Unterschleif bei den Aushebungen bemerkt worden. Einige Regimentsärzte, welche, der Bestechung zugänglich, begüterten Bauersöhnen unredliche Untauglichkeitsscheine ausgestellt hatten, mußten ihre Stellen räumen, größere Strenge und Gleichmäßigkeit des Verfahrens gegen Arm und Reich wur-

den den Untersuchungskommissionen von neuem eingeschärft. Nikola hatte die Sache zu leicht genommen: die frühern Gründe der Zurückstellung ließ man nicht mehr gelten, man fand daß er zwar keinen Bruder, aber zwei tüchtige, gesunde, junge Schwäger habe, die dem alten Schultheißen mittlerweil schon in der Wirthschaft durchhelfen könnten. Auch stach der schöne schlanke Junge den Offizieren sehr in die Augen: man fand unter dem Meßstock, daß er die gehörige Größe habe um unter die Garde zu treten, und das Endurtheil war daß er einem Regiment zugewiesen wurde, das in der großen Hauptstadt des Staates garnisonirte: binnen Monatsfrist mußte er sich, da seine Zurückstellungstermine abgelaufen waren, zum Eintritt stellen. Das war ihm verdrießlich um Margrets willen, aber es reizte ihn auch die Uniform des Gardisten und der Aufenthalt in einer so fernen und so schönen Stadt. Da er doch mit seiner Heirat noch ein Jahr warten sollte und bei guter Aufführung gewiß war mit höchstens zwei Jahren loszukommen, so kehrte er nicht eigentlich mißvergnügt zu seiner Braut zurück.

Als aber diese den Zettel an seiner Mütze sah und die Sache vernahm, wurde sie leichenblaß und fiel rücklings in den Stuhl zurück. Vergebens tröstete er sie: sie nahm ihn bei der Hand und führte ihn in den Baumgarten hinter dem Hause, wo sie allein waren.

Dort fiel sie wie verzweifelnd an seine Brust, und wilde, unerschöpfliche Thränen rannen nieder. Nikola ahnte endlich was sie so erschüttere, er hob ihren Kopf auf und sah in ihre Augen: sie waren müde und glanzlos. Ists denn wahr? fragte er — sie antwortete nicht, sie umarmte ihn nur so fest wie noch nie. Nikola wurde blaß, und auch seine Augen flossen, aber mit der innigsten Herzlichkeit küßte er ihr die Thränen weg und sagte: Dann gehören wir ja nun erst recht zusammen; sei munter mein Mädchen, nun heiraten wir in vierzehn Tagen.

Ach, sagte Margret, du willst als Soldat eine Frau haben?

Hab' ich ein Kind, antwortete Nikola, so will ich auch die Mutter dazu haben.

Aber was werden die Leute sagen, wenn ich im Trauerjahr meines Vaters heirate?

Die laß du reden was sie wollen, erwiederte der junge Mann. Besser gegen die Sitte anstoßen als die Ehre verlieren. Und wenn du erst meine Frau bist, so möcht' ich doch Den sehen der wider des Schultheißen Nikola Frau zu mucken wagt. Und nun dürfen wir keine Zeit verlieren. Du mußt deine Papiere schaffen und ich muß meines Vaters Einwilligung haben. Komm!

Die Papiere! Dieß Wort ist schon manchem jungen

Brautpaar ein Schrecken geworden. Die französische Gesetzgebung, welche am Rheine herrscht, hat mit großem Verstande den Eigensinn der Eltern bei Verheiratung ihrer Kinder beschränkt, indem sie dem Volljährigen nach Erfüllung gewisser Formalitäten das Recht giebt, auch ohne Einwilligung der Eltern die Ehe zu schließen. Aber auf Einem Punkt schleppt jene Gesetzgebung eine unleidliche und lächerliche Freiheitsbeschränkung nach: sie rückt, wenn die Eltern todt sind, in deren Rechte die Großeltern ein und fordert, ehe die Trauung gestattet wird, deren Befragung oder ihren Todtenschein. In diesem Falle befand sich Margret.

Beide Eltern waren todt: drei Großeltern ruhten auf dem Kirchhof des Dorfes, nur die Großmutter mütterlicher Seite war hoch betagt einer verheirateten Tochter in ein kleines hessisches Dorf nachgezogen, dessen Namen Margret nicht einmal deutlich mehr wußte. Der Bürgermeister eröffnete dem Nikola, als er zur bürgerlichen Trauung sich meldete, daß er wenigstens ein Attest vom Vorstand jenes Dörfchens beibringen müsse, welches darthue, daß man dort den Namen der Gestorbenen nicht auffinden könne. Noch an demselben Tage ging der Brief dorthin ab: es verflossen zwei angstvolle Wochen, dann kam er uneröffnet znrück mit der Aufschrift auf der Adresse, daß ein Ort dieses Namens in beiden Hessen nicht aufzufinden sei. Augen-

blicklich machte Nikola sich auf die Reise, sparte Geld und Mühe nicht und fand endlich den Ort. Der alte halbblinde Pfarrer suchte in den nachlässig geschriebenen Sterbelisten wieder mehrere Tage lang, und Nikola half ihm. Endlich fanden sie in einem noch im vorigen Jahrhundert angelegten Register den Namen und den Todestag der alten Frau auf. Nikola erhielt das Attest und flog auf dem Dampfboot den Rhein hinunter zu seiner Geliebten. Noch war eben Zeit, die gesetzlichen Ankündigungen und die Trauung vor dem Tage des Abmarsches vorzunehmen: da aber fand er Margret in Fieberfantasien wieder; die raschen Schicksalsschläge, welche sie seit jener Nacht betroffen hatten, die Angst um das Bekanntwerden ihres Zustandes, die fürchterliche Spannung der letzten Wochen hatte ihr eine heftige Krankheit zugezogen. Der Doktor versicherte: es werde ihr Tod sein, wenn man sie jetzt aufrege, und der Pfarrer, der die Kranke besuchte, mußte auch mit Schmerz erklären daß weder der Bürgermeister noch er jetzt die Trauung vornehmen dürften, da Margret offenbar ihrer Sinne nicht mächtig und daher unfähig sei eine gerichtlich gültige Erklärung abzugeben. Nikola meinte rasend zu werden: der Doktor aber zog ihn bei Seite und sagte: Halten Sie den Kopf oben, junger Mann. Ich weiß leider, warum Sie so eilig sind, und ich verspreche Ihnen, unserer

Kranken auch nach der Genesung zur Seite zu stehen. Jetzt können Sie nichts thun: reisen Sie ruhig ab und bleiben Sie dem armen Mädchen treu.

Der Abschiedstag kam: Nikola faßte die heiße Hand seiner Braut, die im Fieber ihn laut anlachte und ausrief: Sei lustig, Nikola, morgen heiraten wir ja. Der Brautkranz ist schon fertig, im Fliederbusch liegt er, weißt Du, beim Mooshäuschen oben im Wald. Gestern hab' ich auch die Nachtigall gehört, der Bruder sagt, ich wär' närrisch, denn im Herbst schlügen die Nachtigallen nicht. Es ist aber doch wahr, schau, da fliegen ja auch die Johannisfünkchen, sieh' hier, dort, und da mir dicht vor der Stirn —

Ihre verzehrenden Augen starrten weitgeöffnet in die leere Luft hinaus. Nikola riß sich in Verzweiflung von ihrem schauerlichen Anblick los, drückte noch einen Kuß auf ihre Stirn und hörte auf der Treppe einen lauten Jammerschrei den sie ihm nachsandte.

Margrets Krankheit dauerte bei ihrer kräftigen Jugend nicht lange: nach wenigen Wochen konnte sie schon wieder die freie Luft ertragen. Man hatte ihr anfangs Nikolas Abreise verborgen, und ihr eigenes Unglück entschwand ihrem Bewußtsein vor der Schwäche ihres Gehirns. Nun aber, wie sie wieder auf dem Stuhle vors Haus getragen wurde, wie sie über die Nachbardächer im Glanz der warmen Herbstsonne den

bräunlichen Wald und durchs fallende Laub das Moos-hüttchen vorscheinen sah — da legte sich auch die Erinnerung wieder wie eine Zentnerlast auf ihr armes Herz. Und als sie nun endlich doch erfahren mußte daß Nikola nicht ihr Mann vor der Welt geworden sei ehe er abreiste, als sie nun ihre Schmach nah und näher herankommen sah, da gingen fürchterliche Gedanken und Rathschläge durch ihre Seele.

Aber es kam ihrem bessern Gewissen der Doktor zu Hülfe, als er der Genesenden den letzten Besuch machte: er wollte sein Wort halten das er dem Nikola gegeben hatte. Schonend lockte er ein Bekenntniß von Margret heraus dessen Inhalt er längst wußte, und bewog sie, um ihrer Seele Ruhe wieder zu geben, gleich in den nächsten Tagen auch dem Pfarrer ihre Beichte abzulegen. Der Letztere übernahm es der Familie das Geheimniß zu eröffnen.

Von jetzt kamen schwere Tage über Margret. Zwar sie selbst, als sie mit Gott sich wieder versöhnt wußte und bei dem sonst fremden Manne, dem Doktor, menschliche Liebe und Theilnahme gefunden hatte, gewann ihre alte Kraft und Entschlossenheit wieder: aber sie brauchte sie auch in dem Kampf mit der Außenwelt, der nun begann.

Die älteren, außer dem Hause verheirateten Brüder, aufgereizt von ihren Weibern, waren über die Un-

ehre entrüstet, welche die Schwester über die Familie brachte, und wandten sich mit ganz kaltem Herzen von ihr ab. Der jüngste Bruder war ihr wol gut und blieb es auch, aber er hatte ein schwaches Gemüth und es wurde ihm doch lästig, sie im Hause zu behalten. Man nahm die Erbtheilung vor, und die Geschwister glaubten sich völlig berechtigt, bei dieser die Schwester für ihr Vergehen zu bestrafen. Der Vermögensstand fand sich nicht ganz so glänzend wie man erwartet hatte. Der jüngste Sohn, der nach der Anordnung des Vaters das Hauptgut übernahm, mußte doch große Schulden darauf machen, um die andern Brüder abzufinden, und suchte dafür Margrets Antheil, der ihm ja ebenfalls zur Last fiel, möglichst gering anzusetzen. Da die andern Geschwister nicht für sie sprachen, wurde sie hierbei bedeutend verkürzt, und es fiel ihr nur eine Summe zu die zu ihrer und des Kindes Erhaltung allenfalls hinreichte, aber weit von der Aussteuer abstach auf die sie bei Lebzeiten ihres Vaters rechnen durfte. Der Doktor rieth ihr dringend, Einspruch zu thun, die Sache an die Gerichte zu bringen. Aber dann hätte sie öffentlich vor den Leuten auftreten müssen, und das wurde ihr jetzt zu hart, da ohnehin die unbarmherzigen Zungen der Schwägerinnen bereits Alles an die große Glocke gebracht hatten. So fügte sie sich dem Unrecht, das stets den Unglücklichen verfolgt: aber

mit Blutsverwandten, die so unbrüderlich an ihr gehandelt hatten, vermochte sie nicht mehr zu leben, und die Vorstellung war ihr unerträglich daß eine boshafte Hand vielleicht auf derselben Schwelle des Vaterhauses ihr Häcksel streuen könnte, wo einst an jedem ersten Maitag grünes Mailaub für sie geprangt hatte.

An einem frühen, schon kühlen Morgen des Spätherbstes, als noch nirgendwo von den Tennen der Taktschlag der Drescher herklang, schlich sie durch die Gassen des Dorfes, welche sie monatlang vermieden hatte, in den Wald und schlug einen kleinen, rauh ansteigenden Buschpfad ein. Nach dem Marsch einer guten Stunde senkte sich der Weg in das kleine Bachthal zu einer Mühle hinab. Die alte Müllersfrau war ihre Tante und Pathe zugleich: eine gutmüthige Seele gleich ihrem Bruder, dem todten Vater Margrets, wenn auch ohne dessen klaren Verstand. Sie traf die Alte noch beim Kaffee, und es that ihr so wohl, als diese, obwol ebenfalls mit allem Vorgefallenen bekannt, ihr mit herzlicher Freude entgegenkam und sie gleich zum Essen und Trinken nöthigte. Die Pathe erzählte ihr dabei aus ihrer langen Lebenserfahrung ein Dutzend Fälle, wo solche Dinge am Ende doch noch gut abgelaufen und mit einer Hochzeit beschlossen worden seien: die drei Dutzend welche ein betrübteres Ende genommen hatten verschwieg sie. Nun rückte Margret mit ihrem

Plan hervor. Sie wollte bei der Tante als Magd eintreten ohne Lohn, Garten, Küche und Näharbeit besorgen; dafür sollte ihr dann ein kleiner Nebenbau der Mühle eingeräumt werden und für die Pflege des Kindes Zeit bleiben. So hoffte Margret durch ihrer Hände Arbeit ihrem Kinde wenigstens das kleine Vermögen als Erbe zu sichern das sie gerettet hatte. Die Tante, der Margrets Tüchtigkeit und Fleiß wohl bewußt war ging mit Freuden darauf ein und versprach ihr daß sie wie ein Kind vom Hause gehalten sein sollte. Schon am folgenden Morgen zog Margret ein, nachdem sie vorher an Nikola einen Brief geschrieben und ihm ihren neuen Wohnort angezeigt hatte.

Bis jetzt war sie unter allen diesen Beschäftigungen nur noch wenig ins Grübeln darüber gekommen, daß Nikola von Berlin aus noch immer nichts von sich hören ließ: auf dem Lande ist man ohnehin der Briefe nicht so bedürftig als in der Stadt. Jetzt aber bei dem stillen und gleichmäßigen Arbeiten auf der Mühle stiegen ihr allerlei Gedanken auf, die sie jedoch tapfer abwehrte. Daß er in der Hauptstadt angekommen sei, wußte sie durch seine Verwandten, und ein aus dem Dienst entlassener Kamerad hatte ihr einmal einen Gruß von ihm mitgebracht. Damit beruhigte sie ihr Gemüth; nachdem sie die Welt hinter sich gelassen, erwachte statt der Trauer die süße Hoffnung der Mut-

terfreude, und mit klarem Blicke sah sie wieder ihr Geschick an, stark in Muth und Vertrauen.

So kam ihre Stunde. Die Wehmutter trug das Kind, ehe sie die Fensterladen schloß, noch einmal ans Licht und sagte tröstlich zur Mutter: Freut euch, Margret, ihr habt einen hübschen Jungen, und blaue Augen kriegt er wie sein Vater, der Nikola kann ihn euch nicht ableugnen. Dann aber winkte sie die alte Müllerin hinter dem Rücken der Mutter zu sich und zeigte im Antlitz des Kindes verstohlen auf eine kleine blaue Ader, die dicht unter der Stirn herlief. Aengstlich neigte die Tante ihr Gesicht über das Köpfchen des Neugebornen, und als ihre Blicke denen der Hebamme begegneten, verriethen die Augen ein stilles bekümmertes Einverständniß, die Hebamme nickte ein Ja, die Tante schüttelte traurig das Haupt: dann legten sie das Kind in den Arm der Mutter. Am folgenden Sonntag wurde es auf den Namen Nikolaus getauft. Margret aber schrieb voller Mutterseligkeit, mit überströmendem Herzen und mit noch zitternden Händen dem Vater einen Brief der ihm den glücklichen Ausgang meldete, und nun erst, da sie das Gefühl einer unerhörten Freude mit ihm auszutauschen hatte, sah sie mit brennender Sehnsucht einer Antwort von ihm entgegen.

Eines Abends brachte der Mühlknecht, der von

Blankenheim Getreide heraufgefahren hatte, einen Brief von dem Postamt daselbst mit. Die Tante hatte eben der Margret ein Geschäft in der Küche zugewiesen und schickte ihr den Knecht dorthin. Ueber eine Weile rief sie nach ihr: Margret antwortete nicht und kam nicht. Die Tante eilte zur Küche, das Feuer schlug hoch aus dem Ofen herauf, Margret sah es nicht: sie saß bewußtlos neben der Glut auf der Erde, der Brief lag in ihrem Schooß. Die Alte nahm ihn auf, las ihn und vermochte Margrets Erschrecken nicht zu deuten. Er klang ja so freundlich, er sagte ja daß Nikola seine Hand von dem Kinde nicht abziehen wolle, er fragte an ob er schon jetzt für Margret etwas thun könne. Aber Margret hatte mit tieferem Empfinden zwischen den Zeilen gelesen, und schon die ersten Worte lauteten so daß sie keinen Widerhall gaben zu ihrer unermeßlichen Mutterfreude: von jener Innigkeit die einst Nikolas gleichgültigstes Gespräch durchwehte war in diesem Briefe kein Hauch mehr. In einem Augenblick war es ihr klar geworden daß sie eine Verlassene und ihr Knabe ein Waisenkind sei.

Dießmal weinte sie nicht: sie nahm den Brief schweigend aus der Hand der Tante, ging mit festem Schritt über den Hof in ihren Nebenbau und hob ihr Kind aus der Wiege, das eben erwachte und die Händchen nach ihr streckte. Mit ihm warf sie sich vor

dem Bilde der Maria nieder, und in lautlosem Gebete that sie Gott und seiner Mutter ein hohes Gelübde, daß sie hinfort dem Kinde Vater und Mutter zugleich sein wolle. Erst als sie dann den Knaben an ihre Brust legte und er mit den herrlichen blauen Augen seines Vaters zu ihr heraufsah, rannen ihre Thränen über seine Stirn, und sie empfand sein warmes Leben wie ein stillendes Heilkraut das unmerklich aus der Wunde ihres Herzens den Schmerz hinwegsog. Seit diesem Tage kam Nikolas Name nicht mehr über ihre Lippen, auch schrieb sie ihm nicht wieder: aber ihre Geschäfte vollzog sie wie sonst, das Kind gedieh unter ihren Händen, und die Tante hatte Segen in allem ihrem Hauswesen.

Wie scharf hatte doch der Blick der Liebe in jenem Briefe gelesen!

Als Nikola nach Berlin kam, wurde er anfangs von allen den Mühseligkeiten des ersten Eingewöhnens weggenommen die keinem Rekruten erspart sind.. Seine Eitelkeit auf äußeres Erscheinen und Ansehn machte ihn zum tüchtigsten Soldaten seines Zuges: das viele Geld das er verschwenden konnte überhob ihn mancher Belästigung, und er genoß, obwol er nicht als Freiwilliger eingetreten war, durch die Nachsicht der nächsten Vorgesetzten beinah die Freiheit eines solchen. Er fühlte sich stolz in der schmucken, knappen Uniform, in der

er wirklich durch seine männliche Schönheit alle Offiziere überbot. Ihm, der bisher nur einfaches Landleben kannte, thaten sich nun plötzlich die mannigfachen Reizungen einer der glänzendsten Städte auf, und die wirklich tüchtigen Kenntnisse die jene Privatschule ihm gegeben hatte führten ihn leicht auch in die Kreise des höhern Geisteslebens ein. Er besuchte Theater und bürgerliche Bälle und zog durch reichliches Leben und Lebenlassen junge Kaufmannssöhne in seine Bekanntschaft. Diese fanden es bald nicht ungerathen den reichen jungen Landbesitzer in ihre Familien einzuführen.

Der Rheinländer hat in der berliner Gesellschaft einen Vortheil voraus. Man kommt ihm mit günstigem Urtheil entgegen, man liebt das sorglose leichte Blut seines Stammes, man verzeiht ihm seinen Dialekt und manchmal sogar den Mangel feinerer Bildung. Nikola war nicht ungebildet: er sang schön und fertig, er hielt etwas auf sich und besaß auch Empfindung genug um sich rasch in die Bücher hineinzulesen die eben Mode waren: in politischen Gesprächen wie man sie dort liebt gab er sogar durch seine genaue Kenntniß der heimatlichen Sachlage einen erwünschten Beitrag zur Unterhaltung her. Schon nach sechs Wochen hatte sich ihm am Wirthstisch wie am Theetisch eine Menge von Kreisen eröffnet die ihn bezauberten und hinrissen. Ihnen widmete er alle freie Zeit: sonst nahm

ihn die Pünktlichkeit des Militärdienstes hin, welche doch auch den Kräftigsten ermüdet, und so blieb ihm kaum Zeit an die arme Margret zu denken, vielweniger an sie zu schreiben.

Auf jenen Brief, der die Geburt des Knaben meldete, hatte Margret in der Freude ihres Herzens ein Eilig zur Adresse gesetzt. Als er dem Kameraden Nikolas ausgehändigt wurde den dieser als Burschen zum Putzen brauchte, meinte der, wegen jenes Wörtchens den Brief rasch abliefern zu müssen, und brachte ihn daher in das Haus eines kleinen Kaufmanns, bei dessen Frau und Töchtern Nikola diesen Abend zu Thee und Musik eingeladen war. Nikola saß eben mit der schönen, vornehm blassen Adelaide im lebhaftesten Gespräch als das Kammermädchen ihm den Brief übergab. Wol erkannte er die zitternden Züge der Aufschrift, aber er schämte sich in dieser Gesellschaft an ein Bauernmädchen erinnert zu werden, sein Blick flog über Adelaidens weiße Stirn, über ihre feinen Züge, über das glänzende modisch geschnittene Kleid — und wider seinen Willen trat diesem Bilde gegenüber Margrets verhärmte Gestalt mit dem wirren Blick und verwühlten Haar, wie er zuletzt auf dem Krankenbette sie gesehen hatte. Adelaidens Mutter bat ihn höflich, sich nicht zu geniren und den Brief gleich zu lesen: er aber antwortete frei und leicht, es habe keine Eile, und der

Brief, der ihm verkündigte daß ein Sprosse seines Blutes ihm geboren sei, wurde uneröffnet unter die Uniform geknöpft. Heiter führte er sodann seine Nachbarin zum Clavier, heiter sang er zu ihrer Begleitung ihr rheinisches Lieblingslied von dem Mädchen, das um den gestorbenen Geliebten sich im Kloster zu Tode trauert – und selbst bis zur Adelaide von Beethoven verstieg er sich. Die wirkliche Adelaide vernahm diese Huldigung nicht ungern; einer Berlinerin, deren Vater unglücklich in Eisenbahnakzien spekulirt, kommt es sehr romantisch vor mit einem wohlhabenden Landwirth in ein rheinisches Dorf zu ziehen und eine Idylle mit dem Schäferhut durchzuspielen. Adelaide war sehr gütig an diesem Abend — Nikola küßte beim Abschied mit Feuer ihre schlanke kühle Hand. Erst als er daheim sich auskleidete und Margrets Brief aus der aufgeknöpften Uniform zu Boden fiel, dachte er wieder an diese. Im Bette brach er das Siegel auf, las den Brief, legte sich auf die Seite und schlief ein.

Als er erwachte, ging sein erster Gedanke zu Adelaide, der zweite in die Heimat. Er war nicht verhärtet: zu seinem Kinde fühlte er einen starken Zug, die Mutter war ihm nicht unlieb, aber doch gleichgültig. In dieser Laune schrieb er jenen Brief an sie: zu dem Entschluß sie zu verlassen war er noch nicht gekommen, aber er hatte auch nicht den Muth sie als

seine geliebte Frau anzuerkennen. Diese Feigheit gab dem Briefe den Ton; da konnte er freilich nicht so herzlich werden wie vormals. Und als darauf Margret nicht wieder schrieb, legte Nikola es sich so aus, als habe nun sie die Schuld des Bruchs; ihr Bild wurde seiner Seele fremd, und wenn es ja sich noch einmal heraufhob, drängte er es höchstens mit einem Seufzer wieder auf die Seite.

Leider wurde er auch Adelaidens und seines ganzen hauptstädtischen Treibens überdrüssig. Das Soldatenleben, nachdem er seine Lehrzeit darin durchgemacht hatte, kam ihm, der an rüstige Arbeit, an Zweck und Erwerb gewöhnt war, wie eine glänzende Spielerei vor. Seine jungen kaufmännischen Freunde waren ihm durch ihre kleinlichen Geldgespräche und theils auch durch die Gemeinheit ihres Lebens und Genießens geradezu widerlich. Mit Adelaiden aber hatte er nun etwa hundertmal die rheinischen Volkslieder und eben so oft die Adelaide abgesungen und den Thomas Thyrnau durchgesprochen. In diesem Hause lieh er der Unterhaltung seine eigne Wärme; daher war seine Seele jetzt immer kalt und müde, wenn er Abends wegging. Er mißte fast überall neben dem Reiz die Kraft, und wenigstens in keinem der Kreise, die ihm offen standen, fand er die Tiefe und Unendlichkeit des Gemüthes, ohne welche ein kraftvolles Jüng-

lingsherz sich unglücklich fühlt. Die schweren Steinmassen der prächtigen Stadt im scharfen Stral der heißern nordischen Sommersonne lagen wie Felsblöcke auf ihm, und schon jetzt, am Ende des ersten Jahres, dehnte sich das zweite, das er hier noch zu verleben hatte, farblos und gestaltlos vor ihm aus. Hatte er früher zu hastig den Kelch der ihm so neuen gesellschaftlichen Genüsse geleert, so versank er jetzt in ein einsames Verzehren seiner Kraft. Liebe war nicht in sein Herz gekommen, und mit seinem ernüchterten Blicke erkannte er, daß kein unter diesen Umgebungen erwachsenes Weib ihm und sich selber zum Frieden in ein rheinisches Dorf ihm folgen könne. Eine zierlich gestochene Karte meldete ihm endlich Adelaidens Verlobung: als er immer und immer eine Erklärung zurückhielt, hatte sie endlich in halbem Verdruß den Antrag eines Wittwers aus Schlesien angenommen, der in ihr nicht eine Frau, sondern eine städtisch gebildete Gouvernante für seine Töchter heiratete.

Aus dieser Gleichgültigkeit, die Nikolas Jugendmuth langsam untergrub, riß ihn denn im Herbst nach seinem ersten Dienstjahr ein starkes Briefpacket von seinem Dorfe heraus. Der alte Schultheiß, sein Vater, war gestorben: ihm fiel ein schuldenfreier großer Landbesitz zu, und seine Gegenwart daheim wurde jetzt, wo er gleich für die Bestellung seines Erbgutes sorgen

mußte, ganz unerläßlich. Die Bescheinigungen von Seiten der Behörden lagen gleich bei dem Briefe, und in zwei Tagen hatte er seinen Urlaub, der einer völligen Dienstentlassung gleich stand. Seinen Unteroffizieren und dem modischen Pöbel, mit dem er Anfangs zusammengekommen war, gönnte er noch an einem Abende die Freude für sein Geld in Rheinwein sich zu baden; an Adelaidens Wohnung gab er, da er sie selbst nicht zu Hause fand, sehr ruhig eine Abschiedskarte ab, und warf dann die Visitenkarten (selbst diese Mode hatte er mitgemacht) von der Königsbrücke in die Spree, sammt dem gestickten Täschchen das er irgendwo als Vielliebchen geschenkt bekommen hatte: mit ihm schwamm sein ganzer städtischer Modetraum auf der schwarzen schlammigen Fluth hinunter. Im blauen Kittel setzte er sich auf die Eisenbahn und fuhr seinem Rheine zu.

Und als er ihn nun bei Köln zuerst wiedersah, den grünwogigen stillen Strom, als er, den Stab in der Hand, von Bonn hinaufwanderte und durchs Felsenthor schritt zwischen Drachenfels und Rolandsbogen hindurch, da brach aus seiner befreiten Brust ein lauter heller Jubelschrei: so schön hatte er nie sich das Land, so lieb und traut nicht die klangvolle Sprache der Heimath gedacht. An der Ahr lasen sie Trauben wie damals als er mit zagem Herzen von Hause auszog:

Schlucht und Fels hallten wieder von den langgezogenen Melodien der Volkslieder, und heute sang er sie, unten auf der Straße daherschreitend, aus ganz anderm Herzen mit als an Adelaidens Klavier. Wie dem Wandervogel war ihm zu Muthe, wenn er zur Zeit, wo der mächtige Zug nach dem Süden ihn ergreift, aus langer Haft entschlüpft, um mit weit gebreiteten Schwingen die Brüder noch über dem Spiegel des Meeres einzuholen.

Aber ganz rein war doch sein Herz noch nicht: Margrets Platz darin blieb leer. Als er nach Hause kam, wurde sein eigner Fehltritt als eine leichte Sache genommen; das Mädchen, wie immer, traf die ganze Ungunst der herrschenden Meinung. Ihre eigne Familie redete schlecht von Margret, um den Gedanken an das Unrecht nicht aufkommen zu lassen das man ihr angethan hatte: die Brüder wünschten nicht einmal daß ein so kräftiger und entschlossener Mann wie Nikola ihrer sich annähme, denn sie mußten besorgen daß alsdann jene Erbtheilung noch einmal in Frage genommen und ihnen ein sehr böses Spiel bereitet würde. Seit beinah einem Jahre hatte man Margret im Dorfe nicht mehr gesehen; daß sie kein Wort von Nikola mehr redete erfuhr er bald, und schloß daraus daß sie die Hoffnung auf endliche Heirat aufgegeben habe. Wäre Margret ihm auf der Schwelle des elterlichen Hauses

wie vor Zeiten sehnsüchtig und liebevoll begegnet, hätte er sie im Walde auf einsamem Stege getroffen, wer weiß was jetzt noch geschehen wäre. Aber ihrem Stolze sich aufzudrängen war er selber zu stolz; denn er sah nicht ein, daß sie ihm mit Ehren nicht entgegen kommen durfte. So schlug er sich die ganze Sache aus dem Sinne, warf sich in seine neue Thätigkeit für Verwaltung des großen Gutes hinein, das ihm alle Hände voll zu thun gab, und beschloß, in späterer Zeit, wenn der erste Schmerz und Groll verwunden wäre, der Verlassenen Anträge wegen Versorgung des Kindes stellen zu lassen.

So kam der Winter heran: ein langer, grimmig kalter Winter. Margrets Knabe war nun bald ein Jahr alt und lief schon an Einer Hand: es war ein blühendes, schönes Kind und der Stolz der Mutter, die der alten Tante manchmal recht böse wurde, wenn diese allerhand Bedenken über sein Aufkommen kundgab. Als nun aber der Winter recht auf seiner Höhe stand, als die Mühle in Schnee und Eis begraben und fast unzugänglich war, da schien doch die Tante mit ihren Besorgnissen Recht zu behalten. Eines Abends wurde das Kind mitten unter seinen Spielsachen unruhig, schrie heftig und bekam in der Nacht starkes Fieber. Reißend nahm in den nächsten Tagen Kraft und Fülle ab, und als der treue Freund Margrets, der

Doktor, über gefährliche Pfade voll Glatteis doch zur Mühle durchdrang, fand er schon das Gehirn leidend, die Gefahr bedeutend. Margret zitterte den letzten und einzigen Zweck zu verlieren für den sie ihr Leben noch ertrug: mit unerhörter Anstrengung und Pünktlichkeit schaffte sie Alles herbei was der Arzt zweckdienlich fand; viele Wochen lang kam kein Schlaf in ihre Augen. Draußen im Wald stieg die Kälte und schauerliche Trostlosigkeit des Winters: drinnen sank die Hoffnung der Mutter von Tag zu Tag mehr. Keine Arzenei gab dem Kinde Lebenskraft wieder; es war erschreckend hager und leichenhaft anzusehen, und ohne Bewußtsein, ohne Lächeln oder Weinen nahm es die zärtliche Pflege der Mutter hin. Sein Seelchen schien bereits gestorben vor dem Leibe.

So fanden wir Margret an jenem Morgen, als sie endlich, stumpf von Weinen und Jammer, matt von monatlanger Anstrengung und Schlaflosigkeit, Gebet und Pflege aufgab, und an der Grenze des Verzweifelns angelangt, zerwühlt von den Erinnerungen verlornen Glücks, durch die Scheiben ihres Fensters in den Wintermorgen hinausstarrte, der trostlos bleich und trübe über den Schneebergen anbrach.

Im Hof scholl der Huf eines Pferdes: es war der Doktor der jetzt vor Frost zitternd in ihre Stube trat; die Tante kam mit ihm. Er setzte sich ans Bettchen

des Kindes, nahm das Händchen und befühlte Puls und Stirn: mit weitem, scharfem Auge blickte die Mutter auf ihn. Es geht endlich auf eine Entscheidung los, sagte er. Margret erbebte. Noch ist nicht Alles verloren, fuhr er fort, an Lebenskraft haben wir nichts eingebüßt seit vorgestern, aber es ist leicht möglich, daß das Fieber in der nächsten Nacht stärker wird. Geschieht das, so müssen wir mit einem sehr kräftigen Mittel durchgreifen. Ich will neue Tropfen aufschreiben: merken Sie wohl auf, liebe Margret. Der Tag wird ruhig bleiben, vor Abend thun Sie ja nichts, sondern schlafen heute selbst ein Stündchen. Aber um zehn Uhr in der Nacht richten Sie ein scharfes Auge auf das Kind. Bleibt es wie in den vorigen Nächten, so geben Sie die neue Arznei nicht: spüren Sie aber größere Unruhe und Hitze an ihm, dann rasch zehn Tropfen jede Viertelstunde; ich glaube, daran hängt sein Leben.

Während der Doktor das Rezept aufschrieb, sagte die Tante: Das trifft sich gut, unser Paul fährt heut mit dem zweispännigen Wagen nach Blankenheim und bringt hernach Frucht mit herauf: da kann er gleich die Tropfen in der Apotheke holen.

Der Doktor sah vom Papier auf und sagte: Er wird doch ja vor Abend wieder kommen? Ich sage Ihnen, es hängt viel daran.

Sicher, sagte die Alte: er ist treu und gut.

Der Doktor stand auf, bot Margret herzlich die Hand und reichte der Tante das Rezept hin. Zu gleicher Zeit als sein Klepper höher ins Gebirg zu einem andern Kranken trabte, zogen die beiden tüchtigen Braunen den Wagen Pauls durchs große Hofthor auf die Straße nach dem Ahrthal hinaus. Die Tante versprach in der Stube zu bleiben, und da der Knabe jetzt ganz erquicklich und fest schlief, legte sich auch Margret aufs Bette. Ein gesunder Schlummer ward ihr zu Theil, und sie erwachte erst als bereits die Sonne ihren kurzen Winterlauf vollendet hatte. Ist Paul zurück? war ihre erste Frage. Noch nicht, antwortete die alte Frau, aber wir haben auch noch fünf Stunden bis zehn Uhr. Mach dir keine Sorge: der kommt sicher.

Die beiden Frauen stärkten sich jetzt mit Speise und Trank. Margret, vom Schlafe wie neugeboren, war voller Hoffnung, und in traulichem Plaudern gingen ein paar Stunden beim Spinnrad vorüber. Die Wanduhr schlug acht, draußen wehte pfeifend ein scharfer Nordwind. Die Alte stand auf und sagte: Nun aber begreife ichs doch selber nicht mehr. Ob dem Paul mit den Pferden ein Unglück zugestoßen ist? Jetzt müßte und müßte er hier sein, wenn Alles recht stünde. Ich will einmal in die Mühle hinüber und

hören ob sie da noch nichts von ihm wissen. Mit diesen Worten ging sie fort, Margret blieb mit bösen Ahnungen allein. Das Kind lag noch immer ruhig.

Gegen neun Uhr kam die Tante zurück. Der Michel von der obern Mühle ist eben vorbei gekommen, sagte sie. Es ist ein bös Wetter draußen im Wald, der Nordwind hat den Fahrweg mit Schnee verweht so hoch, daß drei Männer über einander stehen könnten und sähen doch nicht drüber weg. Unser Paul ist bis an die Enge gefahren, da ist ihm der Wagen im Schnee sitzen geblieben: der Michel hat ihn da stecken sehen; der Paul aber muß die Pferde ausgespannt haben und nach Blankenheim in die Herberge zurück geritten sein.

Margret rang die Hände: Also die Tropfen bekomme ich nicht vor der Nacht? Konnte er denn die nicht durch Jemand zu Fuße heraufschicken?

Ja, sagte die Tante, wenn er Einen fand. Aber Michel hat erzählt, daß sie drunten zu Blankenheim von nichts reden als von den Wölfen. Es ist ein Menschenwolf im Zitterwalde, oder gar viele: gestern Morgen in der Frühe haben sie ein Jüngelchen zerrissen, das nach dem Kyllthal in die Schule ging. Die Dörfer haben sich zusammengethan und wollen nächster Tage eine große Jagd halten.

Während die Alte diesen Bericht gab, zuckte das

Kind in seiner Wiege zusammen und schrie laut auf. Margret sprang zu ihm und nahm es auf ihren Schooß: es war heiß und fieberte schon. Mit heftigem Krampf und Gestöhn wand es sich in ihren Armen: die Krisis trat ein. Margret mußte es wieder ins Bettchen legen, und die so tröstlich gemeinten Worte des Arztes: Ich sage Ihnen, es hängt viel von dieser Arznei ab, schnitten ihr jetzt wie scharfe Messer durch die Brust. Jede Minute Schlafs, die sie während des Tages im Vertrauen auf Pauls Wiederkehr sich gegönnt hatte, wurde ihr zum innern Vorwurf. Wär' ich doch selber heut am Tage gegangen! sprach sie leise, und plötzlich rief sie laut aus: Aber warum kann ich jetzt nicht noch gehen?

Sie sprang auf und band sich ein großes Tuch um den Kopf. Die Tante griff sie besorgt bei der Hand und sagte: Mädchen, du bist von Sinnen! Du allein in solcher Nacht durch den Zitterwald? Und du hast ja das Rezept nicht einmal.

Margret stand einen Augenblick überlegend. Doch, sagte sie, das Rezept muß ja in der Apotheke liegen, sonst hat es der Paul noch, und dessen Herberge weiß ich zu finden. Zwei Stunden sinds nach Blankenheim auf dem Fußpfad: die laufe ich in anderthalb, um Mitternacht bin ich wieder hier, und vielleicht rette ich dann noch mein Kind.

Höre, Margret, sagte jetzt die Alte, darauf darfst du nicht rechnen. Setz' dich wenigstens noch einen Augenblick her zu mir: ich muß dir eine geheime Sache eröffnen.

Margret sah erstaunt ihre Tante an. Sieh, sagte diese, ich und die Hebamme haben es gleich bei der Geburt gesehen daß du das Kind nicht aufbringen kannst. Leise setzte sie hinzu: Es hat ja ein Todesäderchen.

Bei diesem Worte ergriff sie die Lampe und ließ deren stärksten Schein auf das Antlitz des Kindes fallen. Schau her, sagte sie, und wies auf die Stelle unter der Stirn. Wirklich lief dort der dunkelblaue Streif stark von dem wachs-blassen Krankengesicht abgehoben, von einem Auge zum andern hin.

Margret erstarrte; sie besann sich erst jetzt auf den allgemein herrschenden Aberglauben, daß diese Ader ein Todesbote sei, der kein mit ihm behaftetes Kind über die ersten Jahre hinüberkommen lasse. So lange der Knabe gesund war, bemerkte man dieß Zeichen wenig, jetzt trat es unverkennbar hervor. Es mag in der That bei manchen Kindern auf Schwäche deuten, und da es im reifen Alter ganz verschwindet, so ist es freilich richtig, daß kein gesunder und erwachsener Mensch dasselbe an sich trägt.

Aber nur einen Augenblick siegte der Aberglaube

über das Mutterherz. Tante, sagte sie, es kann sein daß Ihr Recht habt. Aber ein Jahr hat mein Kind gelebt trotz dem Todesäderchen, und wenn es diese Nacht stirbt, so stirbt es nicht an der Ader, sondern daran daß ihm das rettende Heilmittel fehlt. Und nun haltet mich nicht mehr: ich gehe.

Sie nahm eine Laterne vom Wandbrett, weil der Mond erst spät aufging, schlug eine Decke um Schultern und Brust und band sie, damit die Arme frei blieben, auf dem Rücken zusammen. Dann nahm sie das Kind aus dem Bettchen — ach sie wußte ja nicht ob sie es lebend widerfand! — küßte es und übergab es der Obhut der alten Frau, die gleich wieder mit kalten Umschlägen anzufangen versprach.

So trat Margret vor die Thüre auf den Hof hinaus. Ein leiser Schauder sträubte ihr Haar, als sie zuerst in die furchtbar kalte Sturmnacht hinausblickte. In der Ecke des Hofes sah sie eine große Holzaxt stehen: die ergriff sie, um eine Stütze und zugleich für alle möglichen Fälle eine Waffe zu haben. Am Mühlbach verließ sie den Fahrweg durchs Thal, weil sie ihn vom verwehten Schnee ungangbar wußte, und stieg durch den sausenden Forst auf dem kleinen nähern Fußweg empor. Erst schlug ihr Herz hörbar: aber an alles Grausen gewöhnt sich der Mensch, und oben auf der Bergesplatte angelangt, wo der Weg, von

Gebüsch nicht mehr so eng umschlossen, ebener und breiter hinlief, schritt sie zwar langsam und in schwerem Kampfe gegen den Sturm, aber mit muthvoller Seele vorwärts. Der gefrorne Schnee, vom Winde aus allen Sträuchern und kleinen Schluchten aufgejagt, rieselte leis um ihre Füße und füllte mählich die Spuren ihrer Tritte hinter ihr aus.

So kam sie ungefähr in der Mitte ihres Weges auf einer weiten Hochfläche an, wo nur ein einzelner Baum sich erhob, während die fernen dunkeln Ränder des Forstes ringsum die weiße Ebene einschlossen. Plötzlich stand Margret hier still, und ihre Knie zitterten. Bei dem flackernden Scheine, den ihre Laterne im Windzug auf den Schnee vor ihr warf, sah sie eine Spur die schon halb zugeweht war. Gern hätte sie sich überredet daß sie von Jagdhunden herkäme; aber zu oft hatten alte Leute ihr im Forst diese Stapfen gezeigt und erklärt. Sie sah es mit Grausen, hier waren, es mochte vor einer halben Stunde gewesen sein, die Wölfe gelaufen: ein großer in weiten mächtigen Sätzen, dem dann kleinere in einer Zahl, die sich in den undeutlichen Spuren nicht mehr bestimmen ließ nachfolgten. Sie mußten nach dem Dorfe ihrer Kindheit auf den Raub gegangen sein, denn dorthin, rechts ins Thal hinunter, liefen die Stapfen quer über Margrets Pfad hinüber. Es war also zu

vermuthen, daß sie noch in dieser Nacht auf demselben Wege in ihr gewöhnliches Lager zurückkehren würden.

Das muthige Mädchen ließ durch diese furchtbare Ueberlegung ihren Gang nicht verzögern, und ein kleiner Trost wurde ihr gegönnt als sie ein paar Schritte weiter gekommen war. Hier stieß sie nämlich auf die ganz frischen Spuren eines menschlichen Fußes, welche der Wolfsfährte offenbar folgten: erst vor wenigen Minuten mußte hier ein Mann den Bestien nachgegangen sein.

Dieser unbewußte Gruß eines menschlichen Wesens mitten unter den Schrecken der Natur richtete ihren Geist auf. Bald senkte sich nun ihr Pfad, aber er wurde auch immer mühsamer je tiefer sie kam, weil der Flugschnee vom ganzen Gebirg in die Thäler hinabwehte. Manchmal mußte sie durch knietiefe Massen sich Bahn brechen; immer langsamer drang ihr ermüdender Fuß vorwärts, und als sie endlich die bequeme Landstraße erreichte die von Trier an der hülchrather Kapelle vorbei nach Blankenheim führt, hörte sie in dem nun ganz nahen Städtchen schon die Mitternachtsstunde schlagen.

Die Apotheke war erreicht: sie klingelte mehrmals an der verschlossenen Thüre, und nach einer Viertelstunde öffnete der Provisor. Das Rezept fand sich vor, Paul hatte es richtig abgegeben und die Arznei erhal-

ten. Indessen war der Provisor, sobald Margret berichtete warum das Fläschchen nicht in ihre Hände gekommen, gerne willig das Rezept neu zu bereiten. Er zündete Feuer an und lud Margret ein, mit ins Laboratorium zu kommen und sich zu wärmen. Als er erfuhr, daß sie noch in dieser Nacht zurück wollte, bereitete er ihr, durch solche Muttertreue gerührt, ein heißes stärkendes Getränk und drang ihr auch einen Bissen Brot auf, während er seine Arbeit vollendete. Sie empfing von ihm ein schwarzes Fläschchen, welches sie unter ihr Busentuch steckte, und er empfahl ihr noch, die Tropfen nicht dem Licht auszusetzen, weil das ihre Kraft schwäche. Es schlug zu ihrem Schrecken schon Ein Uhr, als sie auf die Art gestützt von der großen Landstraße wieder in den schmalen Waldpfad einbog.

Die Wärme und Kraft, welche nach der kurzen Ruhe jetzt ihre Glieder durchdrang, gab ihr eine wunderbare Freudigkeit, und die Anstrengung des Körpers milderte ihren Seelenschmerz. Die Laterne war erloschen, aber sie konnte ihrer jetzt entbehren, denn das letzte Mondviertel ging auf und warf sein helles Licht auf ihren Pfad. Noch war es bitter kalt, aber der Nordwind hatte sich gelegt, der Himmel wurde wolkenfrei, und die glitzernden Sterne schauten tröstlich herab. Mit der Einsamkeit der Nacht nun schon ver-

traut dachte sie an Gefahren nicht, und erst als sie die Hochebene erstieg, fiel ihr plötzlich wieder ein, daß sie die furchtbare Stelle der Wolfsspur noch zu überschreiten habe.

Sie kam jetzt an der Oeffnung einer Thalschlucht vorbei, die nach ihrem Heimatdorf sich öffnete: plötzlich vernahm sie hier, obwol von Schnee und Wald gedämpft, doch deutlich genug aus dem fernen Grunde herauf das wilde Gebell aller Dorfhunde: es klang heftiger und wüthiger als das Geheul das diesen Thieren sonst in Winternächten die Kälte auspreßt. Sie ahnte nichts Gutes; mit stürmendem Fuß, mit pochenden Adern flog sie die letzte Höhe hinauf, um so rasch als möglich über die gefahrvolle Ebene hinweg zu kommen, die sich in glänzendem Licht vor ihr hinstreckte. Schnee und Mond ließen jeden fernen Busch in scharfem Umriß erscheinen; den einzigen dunklen Fleck bildete mitten auf der Fläche jener einzelstehende Baum mit dem kargen Schatten seiner laublosen Aeste. Margret, nachdem sie am Waldsaum eine Minute Rast gemacht und mit scharfem Blicke sich überzeugt hatte, daß der Weg noch sicher sei, flog einem Rennthier gleich über die Schneefläche auf den Baum zu, der wol drei Büchsenschüsse von ihr entfernt war. Hier angelangt, blickte sie von neuem nach allen Seiten sorglich um, und — war es Täuschung? Nein, jetzt

sah sie links aus dem Walde, noch weit von sich entfernt, einen schwarzen Fleck auf die Schneefläche vorrücken. Sie sprang in den Schatten des Baumes, stemmte sich, um nicht in die Knie zu sinken, mit dem Rücken gegen den breiten Stamm und faßte mit beiden Händen den Stiel der Axt. Da mehrten sich die schwarzen Flecke auf dem Schnee und wurden größer. Deutlich erkannte sie jetzt eine große Wölfin mit zwei noch kleinen Jungen: lodernden Auges, mit weiten, kühnen Sprüngen und hochgehobenem Schweif jagten sie genau auf der Fährte zurück die Margret auf ihrem ersten Gange entdeckt hatte und die ganz nahe an dem Baume vorbeiführte. Margrets Herz stand still in ihrer Brust, sie hielt den Odem an, als könnte sein leiser Zug sie verrathen. Die Thiere liefen neben einander, das eine Junge blieb etwas zurück, alle schienen in banger Eile dem sichernden Walde zuzustreben. Jetzt waren sie ganz nahe: Margret hörte das Keuchen ihres Odems. Die alte Wölfin und das eine Junge das sich dicht an sie hielt sausten vorüber, das andre suchte winselnd nachzukommen. Plötzlich aber blieb es stehen, schnupperte, schwang den Schweif und bog auf Margret ab, wie neugierig zu sehen was unter dem Baume stecke. Das Mädchen spannte alle ihre Sehnen, krampfte die Finger um die Waffe, und in dem Augenblicke, als das Thier mit schleichendem Schritt und

hochgehobener spürender Nase unter den Hieb kam, ließ sie mit Riesenstärke die mordende Schneide recht mitten zwischen seine Funkelaugen niedersausen. Der furchtbare Schlag schnitt durch den Kopf, und das Eisen schlug noch auf den gefrornen Boden auf: das Thier aber stieß einen markdurchschneidenden Schrei aus und verzuckte dann röchelnd zu ihren Füßen. Margret streckte sich rasch in die Höhe und hub die Axt von neuem über ihr Haupt. Es war nöthig, denn die alte Wölfin, die schon nahe am Waldsaum angekommen war, wandte bei dem Schrei ihres Jungen das Haupt und kehrte mit dem zweiten Wölfchen in wenigen Sprüngen zurück. Als sie das todte Junge am Boden und sein Blut den Schnee berieseln fand, heulte sie laut auf und wollte Margret anspringen; aber da sah sie in des Mädchens weit aufgerissnes Auge, sah die blanke Axt über ihrem Haupte in den Strahlen des Mondes glitzernd die einzeln durch die Zweige herabfielen. Feig sprang sie zurück, aber bald näherte sie sich wieder, langsam Fuß vor Fuß voran=setzend, um den Augenblick des Sprunges abzusehen. Das noch lebende Junge kroch ihr bange nach. So rückte das Unthier bis dicht vor das Mädchen vor, aber ehe es in den Bereich der Waffe kam blieb es stehen, hockte auf die Hinterfüße nieder und peitschte den Schnee mit seinem wedelnden Schweif, geduldig

den Augenblick abwartend wo Margret mit dem Auge blinzeln oder vor Müdigkeit die Arme niedersenken mußte.

So standen sie sich entgegen, die beiden Todfeindinnen: die wölfische Mutter um den Mord ihres Kindes zu rächen, die menschliche um dem ihrigen den Heiltrank des Lebens zu sichern. Wie lange diese gräßlichen Augenblicke dauerten wußte Margret nicht. Ihr Denken stand still, und nur den Willen hielt sie in ihrer tiefsten Seele fest, den rechten Augenblick des Hiebes nicht zu versäumen. Aber schon trat der kalte Schweiß der Mattigkeit vor ihre Stirn, die Füße zitterten unter der Last des Körpers, die Arme wurden starr durch die Anspannung mit der sie die schwere Axt emporhielt, und vor den Augen flirrten ihr auf dem blendenden Schnee schon alle Farben des Regenbogens. Sie gab sich verloren.

Da schlug an der Stelle, wo der Waldsaum am nächsten bei ihr in die Schneefläche verlief, im dunkeln Gebüsch ein Blitz auf — ein Pfeifen zischte durch die Luft — dann rollte über das Schneefeld, an der Waldgrenze prächtig wiederhallend, der helle Knall der Büchse. Die Wölfin heulte wild auf, das Junge winselte: beide wandten sich zur Flucht und verschwanden im Walde. Ueber den Schnee kam ein rascher, leichter Schritt. Der Jäger, der jenen Schuß gethan hatte,

trat aus dem Versteck, zog, vom Monde beleuchtet, den Hahn des zweiten Laufes auf und schritt vorsichtig dem Baume zu, um zu sehen was dort die Wölfin festgehalten und ihm so trefflich zum Schuß gebracht hatte. Da sah er, vom Monde halb erhellt, die herrliche Gestalt des bleichen Mädchens noch in der Haltung die sie dem Unthier gegenüber behauptet hatte. Noch war der eine Fuß vorgeschoben und trug die Last des übergebeugten Körpers, die runden nervigen Arme huben sich, zum Schwunge ausholend, über das Haupt herauf. Ihr Busen wogte, ihr Mund war mit festem Trotz zusammengepreßt, und das Auge, noch zornfunkelnd und weitgeöffnet, sah den flüchtigen Raubthieren nach. So muß das Weib gewesen sein in jenen ersten Tagen der Welt, als es noch mit dem Manne Haß und Kampf theilte und auf Jagd und Walstatt ihm nachschritt.

Jetzt aber wandte auch sie ihr Auge auf ihren Retter, ein lauter Schrei entfuhr ihr — es war Nikola. Diesen Anblick ertrug sie nicht: vornüber stürzte sie mit der Axt zu Boden und fiel in Ohnmacht über das erschlagene Thier nieder. Nikola hatte anfangs beinahe gemeint eine Erscheinung zu sehen; jetzt sprang er hinzu, legte ihren Kopf auf seinen Schooß und rieb ihr die Schläfen mit Rum aus seiner Jagdflasche. Sie schlug die Augen auf und sah seine Blicke, besorgt

und hold wie ehemals, über ihrem Antlitz schweben. Aber auch jetzt wachte nur Ein Gedanke in ihrer Seele: sie zog das Arzneifläschchen aus ihrem Busen, drückte es in seine Hand und sagte matt und leise: Nikola, dein Kind drunten in der Mühle will sterben, aber diese Tropfen können es vielleicht noch wenden. Bis hierher hab' ich sie ihm geholt: ich kann nicht mehr. Geh um Gottes Barmherzigkeit willen und trage du sie jetzt ins Mühlenthal: mich laß hier.

Nikola umfaßte sie mit nassem Blick und sagte: Ist das wahr, Margret? Diese Nacht hast du überstanden um meines Kindes willen? Nun, so sollen alle guten Engel von mir weichen in meiner Todesstunde, wenn ich dich hier verlasse!

Er nahm die Weigernde auf beide Arme und trug sie über das Schneefeld. In Margrets Adern begann das Blut wieder seinen vollen warmen Lauf. Nach wenigen Schritten sagte sie: Laß mich auf die Füße, ich kann wieder auftreten. Sie lehnte sich auf seinen Arm, und ging anfangs schwer, dann immer flinker der Heimat zu. Nur sprechen konnte sie nicht: je näher sie dem Lager ihres Kindes kam, desto ängstlicher lastete auf ihr die neue Entscheidung über Leben und Tod der sie nun entgegenging. Nikola erzählte ihr unterwegs mit freundlichen Worten was ihrer wunderbaren Rettung Ursache gewesen sei. Er hatte, da auch schon in

der vorigen Nacht die Wölfe bei seinem Heimatorte sich blicken ließen, einige gute Schützen bewogen mit ihm Wache zu halten. Er selbst ging nur mit Einem Gefährten in den Forst, entdeckte jene Wolfsspur und schloß daraus daß die Thiere denselben Weg zurückkommen würden. Seine Tritte waren es welche Margret neben der Fährte im Schnee angetroffen hatte. Während nun sein Genosse nach der entgegengesetzten Seite der Spur folgte und einen guten Posten zum Schießen aufsuchte, hatte sich Nikola unweit der Ebene über einer engen Schlucht auf die Lauer gelegt. Hier vernahm er nach zwei Stunden Büchsenschüsse aus der Nähe seines Dorfes, die ihm anzeigten daß man auch unten die bösen Gäste entdeckt und übel empfangen habe. Allein die flüchtigen Wölfe mochten ihn in seinem Versteck gewittert haben: sie waren in einem Bogen an ihm vorbeigeschlüpft, und erst der Todesschrei des einen ganz in seiner Nähe verrieth ihm die Richtung ihrer Flucht. Rasch machte er die paar Schritte durch den Busch hinauf und kam eben zu rechter Zeit auf die Hochebene, um der auf Margret lauernden Alten eine Kugel zuzuschicken.

Kurz vor der Mühle begegnete ihnen jetzt auch mit dem Spürhund jener Jagdgenosse Nikolas, der noch etwas tiefer in den Forst hinein auf dem Anstand gelegen hatte, und meldete daß die große Wölfin, von

Nikolas Schusse wirklich getroffen, nahe bei seinem Posten gestürzt sei. Ihr Junges war allein entwischt.

Mit beflügeltem Fuße stürmte Margret den letzten Abhang zur Mühle herunter, schon sahen sie die brennende Lampe im Krankenzimmer; Nikola konnte kaum folgen.

Margret klopfte heftig, die Tante öffnete. Du hättest den Gang nicht nöthig gehabt, sagte sie freundlich, dein Kind lebt und ist glücklich durch. Ich habe eben nachgefühlt: es sind ihm zwischen vorgestern und heut zwei Augenzähnchen durchgebrochen: die haben es so mitgenommen. Sieh hier.

Margret schob die Tante bei Seite und sprang durch die Thür ins Gemach. Da saß wieder mit hellen klaren Augen der kleine Junge im Bett und hielt sich, schwach wie er war, aber lustig, aufrecht, um der Mutter die Aermchen entgegen strecken zu können. Das kleine Gesichtchen war noch blaß, aber die dunkelblaue Ader sah man schon nicht mehr.

Jetzt schritt auch Nikola durch die Stubenthür, gebeugt und wie eines schweren Frevels schuldig. Er kniete an der Wiege nieder und sah seinem Kinde in das große, schöne, blaue Auge, das ein so treuer Spiegel des seinigen war. Dann lehnte er sein Haupt an die Knie der Mutter und sagte leise: Margret, ich habe gesündigt an dir vor Gottes Angesicht, und wäre

dieß keine Glücksstunde, ich dürfte ja nicht meine Augen aufschlagen zu dir. Jetzt aber habe ich erkannt was für ein goldnes Herz du bist, und weiß, du kannst auch mir vergeben. Sieh, meine Hände lege ich auf die Stirn deines und meines Kindes, und nun frage ich dich: Willst du verzeihen, willst du noch jetzt meine Frau werden in alter, rechter Liebe?

Er wagte nicht sie anzuschauen bei dieser Frage, aber er fühlte ihre heißen Thränen auf sein Haupt rinnen und empfand den Druck ihrer Hände, die ihn an das geliebte Herz emporzogen. Noch immer blieb er auf den Knieen: da nahm Margret das Kind aus der Wiege und legte es in seine Arme. Jauchzend sprang er auf — und inniger als in dem glühendsten Rausch der Leidenschaft, fester als je in den Stunden ihres tiefsten Wehes hielt Margret ihn in ihren Armen umschlossen. Ein Augenblick hatte ihrer Treue das Leben ihres Kindes und den verlornen Gatten wiedergeschenkt.

Um bei unserer Schilderung Kinkels nach den verschiedenen Richtungen seiner literarischen Thätigkeit hin nicht eine Seite derselben zu vergessen, welche er mit außerordentlichem Glück zu betreten anfing, wollen wir zum Schluß noch die in dem bereits erwähnten Jahrbuche „Vom Rhein" veröffentlichte Charakteristik Karl Simrocks anführen. Es ist dieselbe mit eben so viel Sachkenntniß als Unparteilichkeit geschrieben, und wird die Lectüre dieser Arbeit um so angenehmer, als das Wohlwollen und die Anerkennung für Simrock die ganze Arbeit als vortreffliche Einfassung umhüllt. Wir entnehmen sie also dem im Verlage von Bädeker in Essen erschienenen Jahrbuche und hoffen durch Mittheilung derselben unsern Lesern, dem Verfasser wie dem charakterisirten trefflichen Simrock selbst, der leider in seiner großen und liebenswürdigen Thätigkeit noch zu wenig gekannt ist, in gleicher Weise zu nützen. Diese Arbeit selbst ist die folgende:

Karl Simrock.

„Ich gieß aus vollem Horne der Sage flüssiges Gold."
Amelungenlied.

So stark gegenwärtig bei uns die poetische Produkzion an Masse und Umfang erscheint, giebt es doch

grade jetzt auffallend wenige Persönlichkeiten von denen das Vaterland mächtige Dichterwerke erwarten darf. Die meisten Häupter die schon weißes Haar schmückt sind verstummt oder wuchern bloß noch mit früherem Ruhm. Von den Männern mittlern Alters ist uns der Einzige der auf dem Wege zu gewaltiger Wirkung war recht mitten in seiner Kraft gestorben; einen Andern, heiß als Lyriker, begeistert als Epiker, hat ein noch schwereres Schicksal geraubt. Von den Jüngeren aber schweigen Viele die gute Hoffnung gaben, weil sie das praktische Leben für wichtiger halten als das der Idee; Andere haben das Lied zur Waffe gemacht und verstummen in Unmuth, weil es ihnen nicht gelang damit blutende Wunden zu schlagen; gar oft auch zerbröckelt bei wahrem Talent die Schöpferkraft durch falsche Vielseitigkeit des Arbeitens, durch aufgezwungenes journalistisches Handwerkern oder durch heftige, über das Maß hinausstrebende leidenschaftliche Aufregung. Da thut es denn wohl auf einen Schriftsteller zu blicken der sein Lebensziel klar ins Auge faßt und mit Fleiß und Ausdauer verfolgt, der zugleich an Umfang wie an Tüchtigkeit des Schaffens zu unsern Ersten gehört, der endlich unter all den kurzathmigen Eintagswerken der Literatur mit einer ausgedehnten, viele Jahre ausfüllenden und in ihrer Art ganz einzigen Schöpfung hervortritt. Dieß ist Karl Simrock.

Unsere Literaturgeschichten nennen ihn noch nicht einmal alle, in den Schulen lernen die Knaben seine Heldensage noch nicht, und unsere Düsseldorfer werden noch Jahre lang zum zwanzigsten Male Hagen und Kriemhilt, den Zank der Königinnen und sentimentale Tassosche Jerusalemsszenen malen, ehe sie aus Simrocks Amelungenlied den Fang der blühenden Schwanjungfrauen und Wachildens Minne oder die Wisentjagd oder die Verlockung der Pfleglinge Eckarts durch Frau Venus und durch den wilden Jäger schildern! Und doch — wer sich losgemacht hat von dem Vorurtheil daß jetzt keine Dichter mehr aufstehen, wer dann diese in tausend bunten Blumen und Dolden hervorschießende Blüte des Abenteuers in Wieland und Dietleib, oder die kunstfertige Geschlossenheit des Wittich, oder endlich jene furchtbar sich steigernde Bosheit, jenes mit dramatischer Stärke fortschreitende Verderben in Sibichs Verrath, wer diesen unermeßlichen Reichthum von erfindender und gestaltender Fantasie wägt, dem kann hinfort kein Zweifel daran sein daß diese tendenzlose Poesie, die nichts sein will als ruhiges Epos, ihre sichere Ewigkeit in sich trägt und zahllose Namen überleben muß, die freilich jetzt im Sturm der Parteien hüben und drüben lauter erschallen als der des friedlichen rheinischen Epikers.

Der Vater unseres Dichters, Nikolaus Simrock, kam noch vor der französischen Revoluzion vom Oberrhein nach Bonn und trat als Musikus in die kurfürstliche Kapelle ein. Zunächst auf Herausgabe von Musikstücken, die dort ausgeführt wurden, gründete er einen musikalischen Verlag, den er durch Rastlosigkeit und Ordnungsliebe bald zu einem der bekanntesten und bedeutendsten Geschäfte dieses Zweiges erhob. Er hinterließ bei seinem 1832 erfolgten Tode eine begüterte und zahlreiche Familie. Der Dichter hat seinem Vater, dem eigentlichen Gründer des Hauses, außer der Dedikazion seines „Armen Heinrich“ auch, in den Gedichten einen Denkstein gesetzt der beide ehrt.

Hier in Bonn wurde am 28. August 1802 Karl Josef Simrock geboren. Er scherzt in den Gedichten darüber daß er seinen Geburtstag mit Göthe zusammenfeiert. Den zweiten Vornamen Josef hat er noch in den Tenzonen mit Wackernagel und Andern beibehalten, die man am Schlusse der Gedichte findet. Es scheint, daß in den nächsten Umgebungen des Knaben jene lebhafte Begeisterung für das Franzosenthum waltete, mit der das Rheinland den Eroberern entgegen kam denen es seine Erlösung von einem Jahrtausend der Priesterherrschaft, von Zunftzwang, Ideenarmuth und Erbärmlichkeit aller merkantilen und bürgerlichen Verhältnisse dankte. Wie die Söhne fast aller begüter-

ten und gebildeten Familien, erhielt auch Karl Simrock seinen Jugendunterricht im französischen Lyceum: aber schon der Knabe trug mit Verdruß den Zwang der hier die Muttersprache entfernt hielt, und las lieber heimlich die Heimonskinder als die Henriade: später, als Jüngling, wandte er sich mit Unmuth von der Fremdherrschaft ab und begrüßte freudig in dem neuen Anschluß des Rheines an Deutschland das Morgenroth einer größern Zeit. Im Eingang zu seinem „Dietleib" spricht daher Saga zu ihm:

Denkst du der Jugendträume der frühen Eide nicht mehr?
Da zu des Auslands Götzen sich alles Volk verlief,
Im Rausch von welscher Größe den deutschen Sinn verschlief,
Schier wollte dir verbluten das Herz ob solcher Schmach.

Diese Richtung seiner frühen Jugend mag ihn später den Studien deutscher Sprache und Schrift in die Arme geführt haben, welche unter dem Antrieb des jungen Vaterlandsgefühls eben damals, nach den Befreiungskriegen, so rasch in die Blüte schossen, und sicher hat diese Entscheidung zwischen zwei großen Prinzipien, in welche schon der Knabe hineingestoßen wurde, dem Manne jene entschieden deutsche Gesinnung verliehen die in Form und Gehalt seiner Poesie wie in seinem

Charakter so unerschütterlich fest steht. Das damalige Rheinland in seiner Ideenlosigkeit, seiner lustigen aber geistesarmen Gemüthlichkeit war freilich nicht geeignet sein dichterisches Talent zu wecken: er begann an der eben gegründeten Universität seiner Vaterstadt die juridischen Studien. Aber er näherte sich doch bald an Heinrich Heine, der als unbekannter, zurückgezogener und blöder Student in Bonn lebte und beim Abgang von der Universität einem bonner Buchhändler vergeblich den Verlag jener Lieder antrug die hernach einen Verleger reich gemacht haben. Ferner wurde Simrock damals (1818) der erste Zuhörer A. W. von Schlegels in der ersten Vorlesung die dieser in Bonn hielt, nämlich dem Kolleg über deutsche Literatur und Sprache. Bei der ungemeinen Ungründlichkeit des berühmten Gelehrten in diesem Fache konnten die Vorträge wenig belehren, aber doch sicher vielfach anregen. Auch stammen aus jener Zeit schon zahlreiche Gedichte Simrocks, denen er später in der Sammlung keinen Platz gegönnt hat. Zunächst um die Rechtswissenschaft zu vollenden, ging er nach Berlin, und begann auch dort im Jahr 1826 die Staatslaufbahn als Referendar beim Kammergericht. Daneben hat er, wie fast Alles was damals in Berlin lebte, die filosofischen Vorlesungen Hegels besucht, welche einen starken Einfluß auf manche seiner persönlichen Ansichten scheinen gewonnen zu haben.

Aber neben diesem Allem brach hier, wo die reichsten Hülfsmittel und die mächtige Förderung durch Karl Lachmanns Forschungen ihr entgegen kamen, jene Grundneigung seiner Seele sich die Bahn, welche ihn zu Literaturstudien, vorzüglich zu dem deutschen Mittelalter hinführte. Diese Studien sind die Unterlage seines Wissens, der Hintergrund auch seines dichterischen Schaffens geworden. Die Uebersetzung des Nibelungenliedes, welche 1827 erschien und seitdem noch drei Auflagen erlebte, führte ihn rasch in die Gunst des lesenden Publikums ein, und erweckte bekanntlich noch des greisen Goethe Anerkennung: das Werk gemahnte ihn nach jenem bekannten Ausdruck, „als ob ein verdunkelnder Firniß von einem Gemälde weggenommen wäre, und die Farben in ihrer Frische uns wiederum ansprächen." Jetzt trat Simrock auch mit eignen Gedichten hervor. Außer vielen Beiträgen zu Zeitschriften und Almanachen gab er mit seiner Uebersetzung des Armen Heinrich von Hartmann von Aue eine kleine Sammlung von Romanzen verwandten Stoffes heraus. Dieß berliner Leben war überhaupt reich an mannigfacher Erregung und Thätigkeit. Die von Hitzig begründete Mittwochsgesellschaft brachte die schriftstellerischen Notabilitäten der Hauptstadt mit den anwachsenden Talenten in freundliche Berührung. Chamisso, damals selber im frischesten Schaffen, näherte sich stets mit

Vorliebe dem jugendlichen Poetentreiben. Oft kam er sogar zu Simrock um von ihm Stoffe für poetische Bearbeitung zu erhalten, und er verschmähte nicht als entscheidender Richter eine Tenzone zum Abschluß zu bringen, welche nebst vielen andern damals aus der Freundschaft Simrocks mit Wilhelm Wackernagel hervorging. Man findet diese und einige andere Streitgedichte, zu denen als Dritter einmal auch Franz Kugler hinzutritt, in der Sammlung unsres Dichters: ein gleich großer Vorrath solcher heitern Spiele steckt noch in der Handschrift. Mit Curtius und später mit Coppenhagen gab Simrock endlich seit 1827 die berliner Stafette heraus, welche später den Namen „Oppositionsblatt" annahm und durch die Rastlosigkeit der jungen Redakteure besonders für die Theaterkritik bald ein sehr gelesenes Blatt wurde. Man traf sich nach Tische bei Stehely und vertheilte die Theater der Residenz unter sich: nach dem Schluß derselben wurde die Kritik aufs Papier geworfen, der Setzer holte sie um Mitternacht ab, einige Stunden später begannen die Drucker ihre Arbeit, und der Abonnent der am Orte wohnte fand Morgens 6 Uhr an seinem Bette das Urtheil über die Aufführung, die ihn acht Stunden vorher noch gefesselt hatte.

Mitten in dieß rege Leben fiel die Katastrofe, welche Simrocks ausschließliche Hingabe an seine Lieblings-

neigungen entschieden hat. Er war der erste deutsche Dichter, welcher die Julirevoluzion mit Begeisterung begrüßte: noch unter dem Brausen ihrer Stürme brachte der „Freimüthige“ sein berühmt gewordenes Gedicht zum Preise der drei Farben. Mit Recht hat Gödeke in seiner Sammlung der Dichter von 1813—1843 hervorgehoben, daß sich für die politische Gesinnung Simrocks kein juridisch haltbarer Schluß aus diesen Gedichten ziehen ließ. Aber der Schreck des großen Ereignisses waltete: eine Kabinetsordre entfernte ihn aus dem preußischen Staatsdienste. Er verweilte noch zwei Jahre in Berlin, bis der herannahende Tod des Vaters ihn in die Heimath forderte. Drei Tage vor dem gefürchteten Ereigniß verließ er Berlin, drei Stunden zu spät kam er an. Und es ging ihm wie er selbst es besingt: obwol er nicht in der Meinung dazubleiben gekommen war, ließ ihn der Rhein nicht mehr los.

Die Literatur hat sich beim Staate für jenes Einschreiten zu bedanken. Seitdem ruhte Simrocks juridisches Studium, und die volle Muße des begüterten Grundbesitzers in einer kleinen, aber vom Wellenschlag des Völkerlebens und aller weltlichen Dinge nicht unberührten Stadt kommt seinen Dichterarbeiten zu Gute. Seine schaffende Thätigkeit ist hier am Rhein mächtig gewachsen, hier hat er auch zuerst Athem geschöpft für die größte Aufgabe seines Lebens, für die Umdichtung

und Vollendung unserer Heldensage. Am 22. Juli 1843 verheiratete er sich mit seiner Landsmännin Gertrud Ostler, der er als Gatte und Vater das schönste häusliche Glück dankt. Was sie ihm ist, drücken in seiner Sammlung die vier Gedichte „Mit einem Kranz“ aus; aus dem letztern unter ihnen dürfte man folgern, daß diese Liebe an eine frühe Neigung sich schloß die schon vor des Dichters Abreise nach Berlin in Blüte stand. So lebt er, stets thätig, abwechselnd zwischen der Stadt und seinem Weingut Menzenberg, das auf dem klassischen Boden seiner Heldenpoesie liegt: es schaut auf das blühende, im Schlachtlied gefeierte Thal von Honnef, dessen Gleichen an Fruchtbarkeit, Quellenreichthum und Nachtigallenschlag das ganze Rheinland nicht hat; nordwärts schließt der Drachenfels, vom Zauber der glänzendsten Sage umflossen, den weiten Blick; gegen Osten aber dehnen sich im Bergwald die Schluchten, in welchen nach alter Volksüberlieferung Dietrich von Bern, den Ecke und dessen Brüder erschlug. Dorthin folgt ihm Saga, „die Freundin Odins, der huldigend und opfernd er seine Zeit weihet“, und er selber preist im Eingang der „Ecken Ausfahrt“ dieß sein glückliches Geschick:

Du winkst mir, Saga, wieder, o Lust, ich folge gern
Wohin Du mich auch führest, und wär' es noch so fern.

Sie sprach aus goldnem Munde: Du bist mir hold, ich weiß
Und giengst in eine Wüste auf deiner Göttin Geheiß.

Das will dir heute lohnen die Herrin deiner Wahl:
Sie will am Rheine wohnen, in dein geliebtes Thal,
Dein trautes, dich begleiten, wo dir die Rebe blüht
Und an den sieben Bergen die Sonne scheidend verglüht.

Und so ist durch jene Wendung seines Lebensgeschickes Simrock ganz und ausschließlich in die Thätigkeit des Poeten und Schriftstellers geworfen worden. Nach allen Seiten hin hat er hier Anerkennung erworben, wenn er sie auch manchmal erst spät erzwang: manche gelehrte Gesellschaften haben ihn zum Mitgliede, die filosofische Fakultät in Tübingen zum Doktor der Filosofie ernannt. Nur der Staat hat bisher nichts gethan, um jenen Schritt vergessen zu machen. Niemand leugnet daß Simrock jetzt zu den ersten Kennern der deutschen Literatur gehört; jede seiner einleitenden Abhandlungen über ältere Dichterwerke, die er herausgab, lieferte einen neuen Beweis für sein ungemeines Talent, die Wissenschaft zu popularisiren, scharf und klar das Wesentliche der Dinge hinzustellen, mit Einem Worte: lehrend zu wirken — und diesen Mann hat man nun sechszehn Jahre in einer Universitätsstadt leben und

schreiben lassen, ohne auch nur einen Versuch zu machen, ob er für ein Lehramt zu gewinnen war!

Der bloße Titel=Ueberblick der Schriften, welche Simrock seit seinem ersten Auftreten vor etwa zwanzig Jahren veröffentlichte, läßt alsbald in ihm eine Kraft und Ergiebigkeit des Talents verbunden mit einer Ausdauer des Schaffens erkennen, die schon allein ihn zu einer unserer ersten schriftstellerischen Persönlichkeiten erheben. Es sind drei Kreise in denen sein literarisches Arbeiten sich bewegt hat, als Uebersetzer und Herausgeber, als Prosaist und als selbstschaffender Dichter.

Simrocks Prosa zeigt sich uns außer kleinern Aufsätzen und Kritiken, die er für verschiedene Zeitschriften lieferte, besonders in den literargeschichtlichen Abhandlungen, die er seinen Uebersetzungen des Wolfram, des Orendel und anderer Dichtungen beigegeben hat. Sie zeichnen sich durch methodische Klarheit der Untersuchung, durch leichte Sprache und gefällig=heitre Wendungen aus. Sein umfangreichstes Werk aber in dieser Gattung bleibt der Text zum „malerischen und romantischen Rheinland" (Leipzig 1840), ein Buch

vom reichsten Inhalt. Man findet hier treffliche Forschungen über Geschichte und Sage in anziehendster Form dargestellt; auch die landschaftlichen Schilderungen sind erfreuend; weniger genügt das Kunstgeschichtliche, weil in diesem Fache die Wissenschaft seit dem Erscheinen des Buchs schon bedeutend weiter geschritten ist. Durch den gefälligen Stil, die große Mannigfaltigkeit und das Fernhalten alles trocknen oder bloß gelehrten Notizenwesens eignet es sich vorzüglich zum Reisebegleiter an dem schönen Strom.

In jener andern Eigenschaft als **Uebersetzer** hat Simbrock sich ein größeres, ein wahrhaft nazionales Verdienst erworben. Die deutsche Dichtung seit dem Anfang dieses Jahrhunderts ging auf gefährlichen Pfaden. Was Herder in den Liederstimmen der Völker begonnen hatte, die Ausweitung der deutschen Poesie durch das Gefühl und die Formen aller fremden Nazionen, das wurde durch die romantische Schule zum Grundsatz erhoben und in Hinsicht der südlichen Versmaße praktisch durchgeführt. Goethe beförderte diese Richtung, wollend oder nichtwollend, durch den sehr mißverständlichen Ausdruck einer Weltliteratur, und

erweiterte den Kreis dieses Gedankentausches, indem er noch den Osten hinzubrachte. Auf diesem neuen Kreuzzug sind Platen und Rückert ihm nachgefolgt. Die deutsche Dichtung rückte endlich über China hinaus, bis wir gar von Chamisso Lieder in malayischer Form erhielten. Die Weitherzigkeit, das Weltbürgerthum des Deutschen — sie spiegeln sich mit all ihrem Guten und Schlimmen in diesem Prozeß der Literatur wieder. Jene Bestrebungen entsprechen genau der Zeitperiode in der sie auftauchten: sie sind hervorgegangen aus der Zerfahrenheit in welche die Nazion durch die Sprengung des Reichs und die Fremdherrschaft hineingestürzt worden war. Darum mußte auch mit der erneuten Sammlung und Spannung unseres Volksbewußtseins in der Literatur nicht minder wie im Leben der Kampf gegen diese Ausländerei beginnen. Schon die Dichter des Befreiungskrieges kehrten zu den deutschen Liederformen zurück, mit denen sie denn auch gleich einen ganz andern Effekt bei dem eigentlichen Volk hervorbrachten als jenen Kunstpoeten gelungen war, und mit gleicher Entschiedenheit und Allgemeinheit wie damals haben in den letzten Jahren die nazionalen Tendenzen in Buch und Leben den Sieg davongetragen. Wir erkennen es jetzt daß all jenes Fremde, so trefflich es unsre Sprache in die Schule nahm, doch von den untern Schichten der Nazion

nicht verstanden noch empfunden worden ist, sondern bloß auf die Aristokraten des Geistes eingewirkt hat. Wir wollen entweder keine Poesie oder eine solche die Gemeingut Aller sei, die von der Bühne herab Galerie und Parkett gleich tief erschüttere, die wie in Goethes beßter Zeit ein Einheitsband der durch Bildung und Rang getrennten Stände abgebe. Soll sie das, so muß sie auch das Sprachgewand tragen, in welchem Allen warm und wohl zu Muthe ist: das Gewand ächter, von Alters her einheimischer Versform. Man darf es kühn aussprechen, daß grade bei den Dichtern der Gegenwart, welche am mächtigsten gewirkt haben, sowol das südliche und orientalische als selbst das antik-klassische Formelement am entschiedensten ausgestoßen war.

Es leuchtet ein daß diese Rückkehr zu den ächt deutschen Formen durch nichts so sehr ermöglicht worden ist, als durch Zurückgehen auf die großen mittelaltrigen Muster unserer Literatur. Hatten doch schon manche unserer neuern Dichter halb unbewußt aus diesem Quell sich verjüngt, indem sie dem Volke nachsangen, dessen alte, mit rührender Treue bewahrte Lieder noch einen Abglanz jener gesangreichen Zeit auf uns gerettet haben. Gewiß, ein Arndt, Eichendorff, Heine verdanken diesem Jungbrunnen einen guten Theil ihrer Gunst. Ernster aber und umfassender leitete zu solchen Versuchen die junge Wissenschaft deutscher

Sprach= und Sagenforschung ein, welche schon im Anfang unsers Jahrhunderts die Nibelungen in die Erinnerung des Volkes emporhob, seitdem aber die bedeutendsten Dichter aus der Jünglingszeit Deutschlands an das Tageslicht förderte. Der erste Preis in der Forschung, der erste Dank des Volkes gebührt Andern, unter denen der Name Grimm hervorglänzt; die rascheste Anwendung auf die neue Dichtung machte Uhland. Aber das Verdienst jene mittelaltrigen Werke selbst uns Spätgebornen wieder zu mühelosem Genuß dargeboten, die großen Sängergeister aus dem Kreis der Forscher in die Versammlung des Volks wieder eingeführt zu haben — dieß Verdienst hat Simrock. Er ist der eifrigste, der gewandteste, der treueste Dolmetsch unserer alten Heldenzeit und wieder unseres ritterlichen dreizehnten Jahrhunderts für das neunzehnte geworden, und selbst Die, welche der Gegenwart keine selbstständige und eigene Poesie gönnen, werden ihn von dem breiten Stein nicht hinabstoßen wollen, auf den er sich durch jene Thätigkeit emporgeschwungen hat.

Nicht als hätte es vor ihm an Versuchen der Art gemangelt: Manches aus der Zeit des Minnegesanges hatte Tieck erneuert, vom Nibelungenlied bestanden neudeutsche Ausgaben. Was aber vor Simrock nicht bestand, das waren richtige und zugleich lesbare Ueber=

setzungen: gestützt auf die sprachlichen und metrischen Untersuchungen Grimms und Lachmanns begriff er, daß man die mittelhochdeutschen Dichter in unsere neuere Sprache vollständig übersetzen müsse und daß es mit dem sogenannten Erneuern, mit dem Hinstellen neuer Wörter an die Stelle der alten, nicht gethan sei. „Zu solchen Erneuerungen", so sagt er selbst in der Vorrede zum Armen Heinrich, „welche die Gleichgültigkeit des großen Publikums gegen diese Gedichte nur zu steigern vermochten, verleitete die Ansicht, als seien dieselben in einer Sprache geschrieben, die zwar veraltet und schwer verständlich, aber doch die unsrige sei, in einer Sprache, die überdies nur eine unausgebildete und völlig gesetzlose gewesen. Hiernach hielt man eine eigentliche Uebersetzung aus derselben in unsere, in welche doch aus allen Mundarten der Welt soviel übersetzt wird, für unstatthaft, glaubte sich aber berechtigt, die alte Sprache an der doch einmal nichts zu verderben sei, der heutigen Rechtschreibung zu unterwerfen, die dunkelsten Worte durch bekanntere zu ersetzen, und übrigens Alles stehen zu lassen, was noch heutzutage verständlich schien. Hieraus entstand unter dem Namen Erneuerung ein Gemischgemäsch, weder neuhochdeutsch, noch mittelhochdeutsch, den Gesetzen der einen wie der andern Sprache gleich sehr zuwider. Leider mußte einer unserer geistreichsten Dichter diese Zwit-

tersprache sogar in eigenen Gedichten vernehmen lassen. Jetzt, nach so großen Fortschritten in der deutschen Sprachforschung, weiß man, daß die Sprache des dreizehnten Jahrhunderts so gut wie die heutige ihre Grammatik hatte, und daß sie wegen der Verschiedenheit dieser grammatischen Bestimmungen nicht mit der unsrigen identisch, sondern so weit von ihr entfernt ist, als etwa die Töchtersprachen der lateinischen von einander. Wer aber ins Französische aus dem Italienischen, Spanischen u. s. w. bloß für die Verständlichkeit übersetzen und so viel von dem fremden Idiom beibehalten wollte, als ein Franzose zur Noth verstehen könnte, würde mit Recht verhöhnt und der Barbarei bezüchtigt werden. Und was würden wir zu einem Uebersetzer des Shakspeare sagen, der bloß die selten vorkommenden Worte und Redensarten mit gangbareren, uns näher liegenden vertauschte und übrigens hoffte, der sinnige Leser werde sich nun wol hineinarbeiten?" Besonders auch der äußersten Konsequenz der hier bekämpften Ansicht, der Behauptung Schlegels über die Nibelungen, daß es bei ihnen allenfalls nur einer Erneuerung der Aussprache beim mündlichen Vortrage bedürfe, tritt Simrock entgegen und nennt dieß mit Recht eine durchaus unzulässige Versündigung an dem Charakter des Gedichts und der Sprache. „Ich konnte mich, fährt er fort, da ich so glücklich war Herrn von

Schlegel die Nibelungen nach der heutigen Aussprache vorlesen zu hören, selbst überzeugen, daß für ein durch die Lachmannsche Aussprache des Mittelhochdeutschen gebildetes Gehör keine größere Folter erfunden werden könne, als diese erneuerte Aussprache des Herrn von Schlegel."

Gleich stark erklärt sich Simrock aber auch gegen das andre Extrem desselben Kritikers, daß mit Ausnahme der Nibelungen die alten Gedichte ganz neu zu bearbeiten seien: wenigstens fordert er, daß derjenige, der an ein solches Werk die umdichtende Hand legt, einen höhern Dichterberuf aufweisen müsse, als sein mittelaltriges Vorbild besessen habe. „Umdichtungen," so wiederholt er noch in den Anmerkungen zu Wolframs Parzifal, „halte ich nur dann für erlaubt, wenn der neue Dichter dem alten an poetischer Kraft überlegen ist, und so durfte wol Wolfram den Kiot, aber weder St. Marte noch K. Simrock den Wolfram umdichten wollen."

Ich habe den Schriftsteller hier selbst reden lassen, um recht scharf die Grundsätze hervorzuheben an welche er sich bei allen Arbeiten dieser Art so streng gehalten hat. Der Uebersetzungen der Nibelungen und des Armen Heinrich ist schon oben mehrfach gedacht worden. Jene ist noch unübertroffen und hat sein eigenes poetisches Vermögen bedeutend gefördert. In dieser Schule

lernte er nämlich die Nibelungenstrofe behandeln, in der er jetzt unter uns Deutschen der erste Meister ist. Er hat ihr den glücklichsten und regelrechtesten Wechsel von Ruhe und Bewegung wieder verliehen, der dieß Maß, ähnlich wie den Hexameter, zum epischen Maß stempelt, während sie bei Grün durch die Willkür in der Silbenzahl der Senkungen oft ins unruhig Malerische zerflattert, bei den meisten Andern aber, und selbst in Balladen wie Uhlands Eberhard, manchmal zu eintöniger Gleichförmigkeit erstarrt. Wer aber an dem ächten Gehalt jenes großen Epos sich erfreuen will, dem möchten noch mehr als jene vollständige Uebertragung die „Zwanzig Lieder von den Nibelungen" (Bonn 1840) behagen. Hier hat Simrock nach Lachmanns Andeutungen die ächten Stücke des alten Volksgesanges von den erweiternden und lückenfüllenden Zusätzen des spätern Epikers abgelöst, von dem der Text unseres gegenwärtigen Nibelungenliedes herrührt, und eine lehrreiche Einleitung über den Versbau dieses Epos voraufgestellt.

Mit Wilhelm Wackernagel gab er sodann 1833 die Uebersetzung des Walther von der Vogelweide nebst trefflichen erklärenden Anmerkungen heraus, die wiederum zu seinen verdienstlichsten Arbeiten gehört. Allerdings lehnt sich auch hier die Uebersetzung an Lachmanns Bestrebung an, dessen gesichtete Ausgabe

des Walther dafür den festen Boden gab. Aber auch dieß zugestanden, wieviel war hier zu thun! Lachmann hatte sich, wie fast bei allen seinen Ausgaben, diplomatisch genau nach den Handschriften gerichtet. Da finden sich oft Gedichte von ganz verschiedenem Inhalt ungetrennt hinter einander fortlaufend, weil sie zufällig dasselbe Versmaß haben; außerdem ist an eine Sonderung bestimmter Massen nach dem Inhalt, Staat, Frauendienst, Glaube, dort noch keine Hand gelegt und für Sacherklärung erst wenig gethan. Man muß diesen schwierigsten, mannigfachsten, genialsten unserer Minnesänger, den einzigen in welchem sich eine wahre Allseitigkeit des Stoffes und zugleich ein innerer Fortschritt durch mehrere dichterische Perioden und Manieren unterscheiden läßt, in der ursprünglichen Gestalt kennen und sich an Lachmanns streng wissenschaftlicher Ausgabe abgemüht haben, um den Fleiß und Scharfsinn würdigen zu können mit denen die Uebersetzer getrennt und zusammengestellt, erläutert und die künstlichsten Maße genau wiedergegeben haben; aber auch darum muß man den Walther kennen, um richtig zu schätzen welch eine große Gabe in diesem edeln Geiste hier zum zweitenmal der Nazion zu Theil geworden ist.

Das dritte große Werk dieser Gattung ist die 1842 herausgegebene Uebersetzung des großen Epos Parzifal und des Titurelfragments von Wolfram von

Eschenbach. Die dunkle, oft gesuchte Sprache dieses Dichters, für deren Aufhellung gleichfalls noch wenig geschehen ist, machte hier die Hauptschwierigkeit, und Simrock selbst gesteht, daß er eine Zeile für Zeile wiedergebende Uebersetzung lange für unmöglich gehalten habe, wenn eine genießbare Lektüre zu Tage gefördert werden solle. Trotzdem ist es seiner Formgewandtheit gelungen sogar ein leicht lesbares Werk hinzustellen, obwol er natürlich das viele Barocke im Geschmack und in der Fantasie seines Vorbildes nicht mindern durfte. Auch hier sind denn die vom Uebersetzer zugegebenen Inhaltsverzeichnisse und Anmerkungen dem Verständniß Wolframs sehr nützlich geworden, und besonders die Untersuchung über die Quellen jener wunderlichen Ueberlieferungen, namentlich der Gralsage, findet man hier mit meisterlicher Klarheit und Verständlichkeit geführt.

Von viel geringerer poetischer Bedeutung ist das Gedicht vom ungenähten Rock zu Trier oder König Orendel, das Simrock in der Zeit als man über diese Dinge stritt (1845) in Uebersetzung gab. Die ungemeine Rohheit, Wundersucht und Möncherei dieses dem zwölften Jahrhundert angehörigen Werkes wird nur durch dessen Wichtigkeit für heidnische Mythologie und deutsche Heldensage sowol als christliche Legende vergütet; letztere veranlaßte daß es in den

gelehrten Kampf hineingezogen wurde. Auf die Einleitung des Uebersetzers ist bereits hingewiesen worden.

Am passendsten reiht sich hier die von unserm Dichter begonnene Uebersetzung Shakspere's an, von welcher mehrere Stücke in der Wigandschen Taschenausgabe vorliegen, der Macbeth aber abgesondert nebst dem englischen Texte unter dem Titel: „Shakspere als Vermittler zweier Nationen, Probeband", 1842 bei Cotta erschienen ist. Für diesen Dichter war Simrock schon in seiner berliner Zeit thätig. In der Bibliothek der Novellen, Märchen und Sagen, welche er im Verein mit Echtermeyer und Henschel in vier Bänden 1831 und 32 herausgab, enthalten die ersten Bände unter dem besondern Titel „Quellen des Shakspeare" in deutscher Uebersetzung die den Ueberlieferungen verschiedenster Völker entnommenen Stoffe, deren Shakspere besonders für seine so kunstvoll zusammengewobenen Lustspiele oft drei bis fünf verwendet hat. Wer dieses Buch durchliest, dem öffnet sich ein tiefer Blick ins Wesen der Poesie. Vom Epos ist zugestanden daß es auf der Ueberlieferung ruhen müsse: auch für das Theater ist bei den Griechen eine gleiche Grundlage erwiesen und anerkannt. Simrocks Buch überzeugt uns daß es bei dem größten der modernen Dichter auch nicht anders steht, daß nicht die Erfindung sondern die Auffassung des Stoffes den Genius ausmacht,

und daß Shakspere nie den künstlichen Reiz eines überraschenden Ausgangs suchte, sondern ganz bekannte rührende oder scherzhafte Geschichten aus dem Volksmunde lieh. Hieran schlossen sich denn schon damals die Arbeiten Simrocks für eine neue Verdeutschung des Dichters selber, aber die 1830 bereits unternommene, hernach ganz umgearbeitete und durch Revision beständig verbesserte Bearbeitung des Macbeth wurde erst 1842 veröffentlicht. Wer jetzt noch mit dem Anspruch vor das Publikum tritt den Shakspere zu verdeutschen, muß beinah eine förmliche Rechtfertigung voraussenden, und dieß thut Simrock in der Vorrede. Er erklärt gradezu daß von manchen Stücken, welche Schlegel nicht übertragen hat, eine neue Uebersetzung, weit entfernt für Vermessenheit zu gelten, ein unabweisbares Bedürfniß bleibe. Die dramatische Sprache, hiervon geht er aus, ist die des Lebens: sie darf die kühnen Wendungen, besonders jene Wortumstellungen in den Sätzen nicht wagen, welche der epischen und höchsten lyrischen Poesie Schwung geben. Mit solchen undramatischen Versen haben sich die frühern Uebersetzungen mit Ausnahme der Schlegelschen allerdings stark versündigt, meist indem sie der englischen Wortfolge zu treu blieben, und in der That ist es hierdurch, um ganz von der Bühnenaufführung zu schweigen, schon beim Vorlesen des deutschen Shakspere oft ganz

unmöglich geworden dem Zuhörer den Sinn faßlich zu machen. Grade für die theatralische Darstellung ist nun Simrocks Macbeth eingerichtet: die Verse leicht, die Sprache schlicht und doch meist poetischer als in jenen steifern Uebertragungen, manchmal sogar wörtlicher. Von der deutschen Bühne versteht es sich freilich von selbst, daß sie dieß eigens für sie bestimmte Unternehmen gänzlich unbeachtet ließ.

Unter den Schätzen älterer Literatur, um welche Simrock nur als Herausgeber sich verdient gemacht hat, ragen vor Allem die Volksbücher hervor: auch sie, wie Volkslied und Märchen, dem Stoffe nach meistens ein Erbe unsrer alten großen Kunstperiode, ja zum Theil noch ältern Ursprungs, aber in ihrer jetzigen Form erst am Schlusse des Mittelalters aufgezeichnet. Selbst nachdem Tieck das unsterbliche Verdienst erworben hatte sie aus den Kreisen des Landvolks wieder unter die Gebildeten einzuführen, haben sie bisher nur noch traurige Schicksale erlebt. Man las sie in Jahrmarktsausgaben auf Löschpapier mit jenen ganz verwilderten Holzschnitten, wo die Helden bis ans Brustbein im Sattel sitzen, wo dem Siegfried wirkliche

Hörner durch den Helm wachsen und der Ritter Peter mit Stock und Degen, Haarbeutel und Klackhut zur schönen Magelone eintritt. Die geistliche Censur hatte in katholischen Ländern alles Naive, in protestantischen mehr die Derbheiten weggeschnitten, wo denn besonders Eulenspiegel seine Strafe für das viele Gottlose erhielt was er im Leben begangen hatte. Zuweilen wurden auch schlechte neue Erfindungen eingeschoben, um jene Lücken einigermaßen zu büßen, oder man modernisirte durchweg die Sprache. Ja der Misverstand der ältern Ausdrücke führte die wunderlichste Verballhornung mit sich, wie denn Tieck erzählt daß ein Volksbuch zwei Ritter, statt mit Geleien, Turnierlanzen, mit Klavieren gegeneinander rennen ließ. Solchen Uebelständen abzuhelfen machte man denn Ausgaben für die Jugend, wo die Schere freilich noch stärker spielte, oder man druckte die schlechten Texte auf etwas besseres Papier ab. Simrock ging auf die ältesten, zum Theil sehr seltenen Ausgaben zurück, die er durch seine Verbindungen mit den bedeutendsten Germanisten sich zu verschaffen wußte, und gab so nicht allein von den bekannten Büchern einen ächten und unverstümmelten Text, sondern konnte auch mehrere dieser Bücher, die nicht mehr in die gemeinen Ausgaben aufgenommen wurden, als ganz neue Fünde hinzuthun. Unter diesen sind einige noch in dem alten Gewande mittelaltriger Verse

gerettet worden. Jenes prächtige karolingische Vasallen-epos von den vier Heimonskindern mit seiner knaben-haften Faust- und Prügelderbheit und dazwischen mit den großen, heroisch-edelmüthigen Zügen, die an bun-ten Abenteuern reiche Geschichte von Fortunatus, die mit so tief angelegtem Plane aufweist, wie das Gold dem verständigen und muthvollen Manne treu bleibt, aber die Erben, den Feigling sowohl als den Sklaven der Leidenschaft, treulos verläßt und ins Verderben stürzt, und daneben wieder unser altes Dekameron, die warnenden Geschichten der sieben weisen Meister — alle diese und so manche andre treffliche Werke die schon unsre Jugendfantasie begeisterten, wir verdanken es Simrock daß wir sie endlich in einer von allem Modernen befreiten Gestalt mit neuem Genusse lesen können. Nicht minder aber danken wir ihm den ernsten Gregorius auf dem Stein, diese ergreifende Predigt des Mittelalters von der Gnade die noch größer ist als der Sünden größte, die Legende Johanns von Hildesheim von den heiligen drei Königen, von der noch Goethe erfreut und Schwab zu einer schwung-vollen Dichtung begeistert worden ist, die aus dem griechischen Alterthum vererbte Historie vom König Apollonius, die Quelle des dem Shakspere zugeschrie-benen Dramas Perikles von Tyrus, die wehmüthige in guten alten Versen gerettete Legende von der Meerfei

und dem Ritter Staufenberg, welche als die Muttersage aller modernen Undinenerzählungen erscheint, und so noch Manches was uns hier zum ersten Male als Volksbuch dargeboten wird. Zugleich ist an dieser Stelle der Reineke Fuchs zu erwähnen, den Simrock im Maße des Originals, in einfachen Reimzeilen, übersetzt hat. Die zuerst erschienenen Volksbücher, welche die Vereinsbuchhandlung in Berlin veröffentlichte, haben meisterliche Holzschnitte von Gubitz Hand. Auch die Holzschnitte der ersten Bändchen des neuen Verlags und die zum Reineke sind nicht zu tadeln; aber in den zuletzt gedruckten Stücken sind sie leider nicht bloß äußerst homöopathisch vertheilt sondern auch an Kunstwerth bedeutend gesunken. Man braucht nur die Bilder in einem der wohlfeilen Volksbücher anzusehen welche jetzt die Fläminge aus dem Deutschen übersetzen, z. B. den kostbaren Bürgermeister in den Schildbürgern, und man wird einsehen wieviel solche Technik dem Erfolg der Bücher nachhilft.

Eine bedeutende Bereicherung unserer Literaturgeschichte ist Simrocks Versuch das Volksschaustück und Puppenspiel F a u s t wiederherzustellen. Die Geschichte unserer Hoftheater seit mehreren Jahrhunderten liegt ziemlich hell vor uns: die Volksbühne ist unbeachtet geblieben. Dieser Faust, den der Herausgeber aus sehr verschiedenen Quellen herstellen und in ganzen Szenen

ergänzen mußte, wird an Wirkung und Bedeutung schwerlich von einem andern deutschen Volksstück übertroffen, und da der noch vor Shakspere verfaßte englische Faust von Marlowe halb auf ihm, halb auf dem gleichnamigen Volksbuch zu ruhen scheint das so eben in der Ausgabe der Volksbücher erschien, so ist zugleich sein hohes Alter erwiesen, während er als Quelle Goethes noch einen höhern Reiz für uns gewonnen hat.

Zu den eignen Dichterschöpfungen Simrocks führen uns einige von ihm veranstaltete Sammelwerke hinüber. Für die Jahre 1840 und 1841, als besonders zahlreiche dichterische Kräfte am Rheine siedelten, gab er mit Freiligrath und Matzerath das rheinische Jahrbuch heraus, in welchem das Beckersche Rheinlied und die frühsten Stücke von Immermanns Tristan zuerst gedruckt erschienen. Hernach zerstreuten sich die Herausgeber; einzelne Beiträge misfielen, das Publikum am Rhein zeigte sich, wie gegen alles Literarische, lau: man ließ das Unternehmen, den Freunden der Poesie zum großen Leidwesen fallen. Desto mehr Gunst und Verbreitung erwarben sich die von Simrock allein veranstalteten Rheinsagen, deren dritte stark vermehrte Auflage

1841 erschien. Das Meiste gehört hier lebenden Dichtern, Vieles dem Sammler selbst, Einiges alten Reimchroniken an. Unter den poetischen Flözgebirgen, welche die rheinischen Sagenjäger diese letzten dreißig Jahre her aufgeschwemmt haben, ist mit Kenntniß und Geschmack das tönende Metall ausgeschieden und aufgesammelt worden, und es hat sich dasselbe mittels steter Vermehrung durch neue oder doch besser bearbeitete Sagen zu einem wahren Schatze von erzählender Poesie vergrößert.

Hier erschienen denn zum erstenmale in größerer Anzahl Romanzen und kleine poetische Erzählungen Simrocks, in denen alsbald eine starke dichterische Eigenthümlichkeit sich zu erkennen gab: freilich hätte man ihn schon früher um seines König Robert und Gelimer willen zu unsern beßten Balladendichtern zählen sollen. Simrocks Haupttalent in diesem Fache besteht darin daß er die richtige Form für jeden Stoff greift und die Sage, auch wenn sie epischer und lyrischer Ausweitung fähig ist, so kurz zu fassen versteht daß sie als Ballade möglich wird. In Letzterm geht er bisweilen zu weit: bemüht das knappste Gewand zu finden verfehlt er den schönen poetischen Faltenwurf, und die Ballade verliert durch zu strenge Kürze ihre Fülle. Hin und wieder stört auch den Genuß ein zu geringfügiger Stoff oder ein Ausdruck der dem feineren Sinn und Geschmack

widerstrebt. Aber dieß sind Ausnahmen, und in den meisten Fällen ist jenes Sparen mit dem Lyrischen, das wir auch bei allen ächten Volksromanzen finden, Mittel zu großer Wirkung: indem in der Regel alles Ueberschwengliche vermieden wird, springt in den gehobenen Stellen die gesteigerte Schilderung und Empfindung desto leuchtender hervor. Der Versbau ist höchst gewandt, die Reime rein, die Sprache oft durch Aufnahme älterer Ausdrücke und Wendungen glücklich bereichert; besonders wirksam macht sich manchmal die humoristische Spitze in welche unser Dichter gerne die Erzählung auslaufen läßt.

Jene Romanzen nebst vielen außerrheinischen, auch frei erfundenen Dichtungen derselben Gattung bilden denn auch den Hauptkern von Simrocks Gedichtsammlung, welche er erst 1844 erscheinen ließ. Daneben stehen Lieder, Tenzonen und einige Zeitgedichte. Die letztern sind nicht eben zahlreich und gehören, mit Ausnahme des Liedes auf den Vertrag mit Belgien und des Polenliedes, nicht zu den Kronen der Sammlung: aber es bleibt merkwürdig daß Simrock der erste Dichter war der 1830 die politische Leier wieder anschlug. Auch in diesen lyrischen Sachen prägt sich nun ein sehr bestimmter Charakter aus. Simrock ist eine ruhige Natur: die mächtigen, von der Sonne der Leidenschaft gereiften, welterschütternden Gedanken darf man in seiner

Lyrik nicht suchen, und andrerseits geht ihm auch das musikalische Element und das nachttiefe Gemüth ab das den großen Lyriker macht. Hiermit hängt aufs genaueste zusammen daß man auch bei seinen epischen Figuren nie Großheit und plastische Charakterschärfe, hin und wieder aber die Glut der Farbe vermißt, an welche uns nicht etwa bloß Grün und Lenau, sondern alle moderne Dichtung gewöhnt hat. Dagegen besitzt Simrock das glückliche Erbtheil des Rheinfranken, die Klarheit, die heitere Weltanschauung, den Humor: seine Lieder sind gesund, warm, innig, aber zwischen diesem milden Empfinden liebt er den Schalk hervorsehen zu lassen. Dieser Zug seiner Natur hat ihn in der lyrischen Gattung vor allen andern Mustern auf Goethe hingewendet; wie bei diesem ist das gesellige Lied, zu Wein und Lebensfreude auffordernd, eine Hauptstärke von ihm; der Scherz der Liebe gelingt ihm mehr als der Ausdruck ihres Grames, und sein geliebtes Rheinland preist er in dem schönen Liede: „Mein Sohn, mein, Sohn, zieh nicht an den Rhein," indem er schalkhaft vor ihm warnt. Diese verständige Auffassung des Lebens und der Dichtkunst befähigte ihn ganz vorzüglich zu den mehrerwähnten T e n z o n e n, wo zwischen verschiedenen Dichtern Fragen zur Verhandlung kommen wie die, ob es besser sei von der Kunst zu leben oder neben ihr ein Amt zu haben, ob Schwert oder Feder, ob Wein, Weib oder

Gesang den Vorzug verdienen, in welcher Art wir kaum etwas Aehnliches in unserer neuen Literatur besitzen. Da jedoch, wo es gilt ein einfaches unverkünsteltes Gefühl in schlichtestem Tone auszusprechen, ist unser Dichter wieder sehr glücklich, und man braucht hier beispielsweise nur auf den Liederkreis „Schweizerreise" von 1833 hinzuweisen, welcher sich durch Innigkeit der Liebesempfindung und frische Naturschilderung auszeichnet. Was endlich die technische Behandlung des Verses und die Mannigfaltigkeit der Maße angeht, so kann hierin kaum einer der lebenden Lyriker mit Simrock wetteifern.*)

Ich komme zu derjenigen Dichtung zuletzt, welche Simrock selber als das Werk seines Lebens und als seinen Denkstein in der deutschen Literatur betrachtet, jenes „Lied das ihm zu singen ward" und zu dem immer und immer wieder der Geist ihn treibt:

Die heitre Jugend schwindet, ernst blickt die Welt dich an,
Als fragte sie, was hast du geleistet und gethan?

---

*) Es ist hinzuweisen auf das ausführlichere Urtheil über Simrock als Lyriker von Dr. Mönnich im Album des literar. Vereins in Nürnberg für 1846.

Du mußt zum Werke greifen, das du zu fördern hast,
Läßt du die Jahre schleifen, du bist ein unnützer Gast.

Es ist mit diesem umfassenden Werke auf nichts Geringeres abgesehen, als auf den Versuch: die ganze volksthümliche Heldendichtung unseres frühen Mittelalters in der Sprachform der Gegenwart dem deutschen Volke wiederzuschenken, so daß die Stücke davon, welche schon in der mittelaltrigen Blüthezeit unsrer Poesie gute Bearbeiter gefunden haben, bloß übersetzt, die eben so große Hälfte aber, welche einzig in prosaischem Bericht oder loser Andeutung auf uns gekommen ist, im Geist der alten Dichtung poetisch neugeboren, sich zum großen Ring zusammenschließen sollen.

Die deutsche Heldensage ist das köstlichste Erbgut das aus dem fantasiereichen und thatlustigen Jünglingsalter unseres Volkes uns übriggeblieben ist. Wie sie entstand, worauf sie sich stützte, darüber haben wir bei ihr so wenig als bei jedem ursprünglichen und naturwüchsigen Volksepos eine völlig klare Anschauung. Nach den ältesten Quellen steht sie noch in nächster Berührung mit dem altgermanischen Götterglauben. Jener Zwergenschatz unseres Nibelungenliedes, dessen frühere Geschichte dieß Epos vergessen hat, erscheint in der ältern Edda noch deutlich als Lösegeld dreier Göt-

ter für einen Jüngling den einer von ihnen ermordet hat, und der Fluch den der frühere Besitzer auf das geraubte Gold legt erklärt jenen tiefen, im Nibelungenlied ebenfalls bloß angedeuteten Zug daß es hinfort jedem Besitzer den Tod bringt. Erst an jenes mythologische Vorspiel schließt die Edda ihre Siegfriedssage an. Auf jene in der Heidenzeit unsrer Väter schon entsprungenen Sagen übte dann aber die Geschichte mächtigen Einfluß. Die Völkerwanderung brachte einen bis dahin noch unerhörten Glanz des Heldenlebens hervor, und an die Gestalten der Sage schlossen sich geschichtliche Züge, weil die Geschichte hier einmal ein Jahrhundert hindurch Weltveränderungen schuf, die größer waren als was die Einbildung hervorbrachte. Jener Atli, den die Edda als Fürsten eines südlichen Reiches und als Bruder der Brunhild bezeichnet, den sie für diese seine Schwester an Siegfrieds Mördern Blutrache nehmen läßt, verschmilzt durch jenen Einfluß der Völkerwanderung mit dem geschichtlichen Attila und erscheint daher im Nibelungenliede als Herrscher im Osten, abwärts an der Donau: mit Brunhild ist er nicht verwandt, und so nahm hier die ganze Sage vom Untergang der rheinischen Könige jene völlig neue Wendung die den ganzen Ausgang der Eddaüberlieferung umstößt. Während aber so die Sage von der Wirklichkeit Einflüsse erlitt, ließ sie auch die Geschichte im

Gemüthe des Volks nicht zum vollen Siege kommen: vielmehr verschoben die großen Erinnerungen an diese Weltumwälzer der Völkerwanderung im sagengewohnten Volksmund ihre festen Umrisse, um ein neues abenteuerliches Gewand anzuziehen. Von dem großen Ostgothen Theodorich nahm die Ueberlieferung nicht seine Prachtbauten die uns noch Bewunderung einflößen, nicht sein Streben römische Bildung zu retten, nicht sein Verhältniß zum byzantinischen Kaiser auf, sondern sie knüpfte ihn an die uralte Sage von dem bösen König Ermenrich, sie ließ ihn von einem Schwarzelfen abstammen und lieh ihm als mythologisches Erbtheil den verzehrenden Flammenathem der beim zornigen Kampf aus seinem Munde bricht: ein ganz geschichtlicher Mann wurde so zur sagenhaften Gestalt, der Ravennate Theodorich zum Dietrich von Bern. Gar manche Gestalten erschuf dann die einmal auf diese Bahnen geworfene Einbildungskraft völlig neu, ohne alle Anknüpfung an wirklich Lebende, wie man denn von König Rother und Ortnit schwerlich einen geschichtlichen Kern wird aufweisen können. Und nun kommt ein Drittes hinzu, das diese Sagen noch mehr von der festen Erde weg und als Nebelbilder in die Luft hebt. Wir besitzen sie nicht einmal mehr in derjenigen Gestalt die sie nach der Völkerwanderung angenommen hatten, denn die Zeiten nach Karl dem Großen wandten sich theils aus

klassischem Eifer theils aus christlicher Frömmigkeit von jenen Erfindungen der Heidenzeit ab, und erst das Alter der Hohenstaufen ging wieder mit Begeisterung auf deutschen Gesang aus. Die meisten deutschen Bearbeitungen der Heldensage gehören dem zwölften und dreizehnten, manche noch spätern Jahrhunderten an. In dieser Epoche aber ward das Volksgefühl bei uns so stark daß man sich nicht mit schlicht überliefernder Erzählung begnügte, sondern den alten Recken das Kostüm des Ritterthums umgürtete, wie es den Dichtern dieser späten Zeiten täglich vor Augen war. Es ging damit wie bei Homer der auch auf seine Helden vor Troja die Kultur seiner Epoche überträgt, und mehr oder weniger wird jeder Epiker es so machen der aus unmittelbarem Drang ans Dichten geht, gerade wie die alten Maler burgundische Pelzmäntel ihren Heiligen umhingen. Und selbst damals fanden nicht alle Sagen ihre Bearbeiter, manche nur einen mittelmäßigen: die großen Talente wandten sich vom Volksgesang zum höfischen Minnelied und zum Ritterepos, welches ausländische, romanische oder bretonische, Stoffe vorzog. Die Stoffe der Heldensage gingen in prosaische Erzählungen der Skandinavier, in deutsche Volksbücher und selbst umgestaltet ins Kindermärchen über. Die poetische Kraft, welche kurz hintereinander das aufblühende Ritterthum, die Kreuzzüge und die Thaten

der Hohenstaufen unserm Volke eingehaucht hatten, erlosch ohnehin in den seit dem Falle des großen Kaiserhauses rasch eintretenden kühlen Jahrhunderten allzubald als daß man den ganzen Stoff der überlieferten Sage im Geiste dieser reichen Zeit hätte schichten und gestalten können. Hier blieb einem spätern Dichter eine große Aufgabe, und Simrock ist es der die Lösung versucht.

Es galt dabei ein Doppeltes. Zuerst mußte der nicht bearbeitete Theil der Sage aus den mannigfaltigsten Quellen zusammengestellt und gesichtet werden, um alle spätern, ihrem Geiste widersprechenden Erfindungen abzuschneiden. Hier hatte Wilhelm Grimm in seinem kritischen Werke: „die deutsche Heldensage" schon trefflich vorgearbeitet: ihm ist nach Verdienst das Amelungenlied vom Dichter gewidmet. Alsdann war der Stoff in Geist und Form derjenigen Theile weiter zu dichten, welche vollendet vor uns liegen. Es gehörte eben so sehr ein Forscher wie ein Dichter zu diesem Werke: beides findet sich in seltener Weise gerade in Simrock vereinigt.

Sein Heldenbuch beginnt mit den bloß übersetzten Stücken. Den ersten Band bildet das dem Kreise der Nordsee angehörige Epos Gudrun, ein Arm unserer Heldensage der sich fast ganz vom Hauptstrom gelöst hat. Dann folgt als zweiter Arm die Siegfriedssage, enthalten in unserm Nibelungenlied: die Ueber-

setzung desselben macht den zweiten Theil aus. Indessen ist jene Sage hier nicht ganz vollständig erzählt: es fehlen die wesentlichsten Züge aus Siegfrieds Jugend und seine ersten Abenteuer bis zur Bewerbung um Kriemhild, unter denen der Drachenkampf und die Sage von der schlafenden Walkyrie Brunhild, die er mit dem kühnen Ritt durch die Webeglut erweckt und zur Braut gewinnt, als die bedeutendsten erscheinen. Jener ist später als kleines Epos und als Prosa-Erzählung vom Hörnen Siegfried in den Volksmund gekommen: diese, die in den Liedern der alten Edda an Tiefe und Fantasie zu dem herrlichsten Gold unsrer alten Dichtung gehört, hat sich bei uns nur in abgeschwächter Gestalt, als Märchen vom Dornröschen erhalten. Alles hierher Gehörige mußte also der Dichter in andere Epen seines Werkes verweben.

Einiges davon finden wir nun sogleich im dritten Bande, welcher unter dem Namen des kleinen Heldenbuchs mehrere kürzere Epen in Uebersetzung zusammenfaßt. Diese gehören meist dem Zeitalter der Nachblüte an, und zeigen in einzelnen Partien sogar schon die Geschmacksverwilderung, Abenteuerlichkeit und konvenzionelle Form, die bereits im dreizehnten Jahrhundert an die Stelle der frühern großartigen Volksdichtung traten. Einzelne ergötzliche Erfindungen beweisen immerhin daß die Erfindungsgabe noch lebendig

blieb: der kriegerische Grobian und Mönch Ilfan im Rosengarten, der neckische Zwerg Elberich in König Ortnits Meerfahrt und Tod, letzterer ein naher Verwandter von Oberon des Hüon, sind prächtige Figuren. Aber wie ein Stern hebt sich aus diesem Nebel das erste dieser Epen, Walther und Hildegunde, in welchem zum erstenmal die eigne Hand des neuen Dichters gewaltet und eine vollständige Umdichtung vorgenommen hat. Dieß war nöthig, denn wir besitzen dieses Stück nur in lateinischen Hexametern, welche einem in St. Gallen lebenden Mönche des zehnten Jahrhunderts angehören. Mag sein Name Eckehard oder Gerald geheißen haben, er war unstreitig der größte Dichter seiner Zeit, obwol sein Stoff dem deutschen Volke, seine Form dem Virgil entliehen ist. Da er noch vor dem Erblühen des eigentlichen Ritterthums schrieb, so hat in ihm der Stoff sich reiner vor späterer Mode gerettet als alles Uebrige, und hier tritt daher jenes todeskühne Leben der ältesten Heldenzeit noch mit homerisch großen Zügen heraus. Mächtig ist in diesem Gedichte der Wechsel der Szenen und die Steigerung der Kraft, das Einzelne großartig, die Charakterzeichnung meisterlich. Der innere Kampf in der Seele Haganos, in welchem die beschworene Waffenbrüderschaft mit Walther der Vasallentreue gegen den König und der Blutrache für den gefallenen Neffen

endlich unterliegen muß, wiederholt in gedrängterer Gruppe den Widerstreit zwischen Nöthigung und Neigung, der auch den letzten Zweikämpfen des Nibelungenliedes das große menschliche Interesse leiht, und jene stille Szene, wo der fromme Held Walther in der schweigenden Nacht den erlegten Feinden die letzte Pflicht erweist und entblößten Schwertes, gen Osten gewendet, bei den Leichen niederkniet um für das Heil ihrer Seelen zu beten, diese Szene ist so erhaben und durch einfache Seelengröße so wahrhaft menschlich daß sie von keinem Gedicht des klassischen Alterthums überboten wird. Die ächte Heldenpoesie und Heldenzeit ist hier noch erhalten im großen Unterschied von dem spätern romantischen und ritterlichen Geschmack, und mit aller Rohheit dieser Zeit versöhnen uns die edeln Züge einer kraftvollen und unverbildeten Menschheit, bei der Haß und Liebe noch von aller Wunderlichkeit und Konvenzion frei sind. Der neuere Dichter hat diese Vortheile trefflich benutzt: durch die blühende Sprache, die er ihm lieh, schwingt sich dieß kleine Epos bedeutend über die andern Stücke dieses Bandes empor.

Aus dem kleinen Heldenbuch treten wir nun in die Sagenkreise herüber, in welchen Simrock noch mehr als bisher aus eignem Vermögen geschaffen hat. Die Reihe verketteter Epen die jetzt noch übrig sind um-

faßt unter dem Namen des **Amelungenliedes** den umfangreichen Sagenkreis des Dietrich von Bern. Dieser dritte Hauptstrom unserer Volksdichtung ist ausgetrocknet ehe ein dessen würdiger deutscher Sänger des Mittelalters ihn erschöpfte, und doch ist gerade Dietrich, der erst wenn er im Zorne lodert unwiderstehlich wird und selbst Siegfrieden zum Fliehen zwingt, der ächteste deutsche Held,

des Deutschen Sinnes Bild,
Der lange lau und läßig im Zorn erhaben schwillt.

Dietrich, erblicher König des obern Italiens, unter seinem Waffenmeister Hildebrand in alter guter Zucht erwachsen, gewinnt durch Güte und Tapferkeit frühen Heldenruhm. Es sammelt sich um ihn eine Tafelrunde der wackersten Helden aus allen Landen, deren theils frühere, theils mit Dietrich bestandene Abenteuer sich zu vollständigen Epen abrunden. So beginnt Simrocks Amelungenlied mit dem Epos von dem kunstreichen Waffenschmied **Wieland**, weil später dessen Sohn Wittich einer der ersten Dietrichsrecken wird. Jenes Wielandslied ließ unser Dichter als erste glänzende Probe schon 1835 ausgehen und erwarb damit wo nicht die Gunst der Masse, so doch den lauten Beifall der Urtheilsfähigen, die es alsbald für eins der ersten Epen der neuern Zeit erklärten. Daran schlossen sich die Abenteuer von **Wittich** Wielands

Sohn, welcher ausreitet mit Dietrich zu kämpfen und diesen wirklich durch die Schärfe seines vom Vater ererbten Schwertes bezwingt, und das kleinere Epos Ecken Ausfahrt, ein Abenteuer das Dietrich beim Siebengebirge mit drei Riesenbrüdern erlebt. Ein viertes Epos bezieht sich auf einen andern Jüngling, den Dietleib, der von seinem Vater und hernach von Dietrich lange herabgesetzt wird, plötzlich aber, sobald Tag und Stunde des Handelns gekommen ist, als herrlichen Helden sich bewährt. Von hier ab beginnen nun die harten Prüfungen Dietrichs. Sein Oheim Ermenrich, der Kaiser von Rom, wird ihm feind, vertreibt ihn sammt seinen Helden aus dem Lande und zwingt ihn zu Etzel zu fliehen. Die Geschichte dieser Flucht erzählt Simrocks Gedicht von Sibichs Verrath. Hier an Etzels Hofe finden wir Dietrich im Nibelungenlied, wo er nach dem Falle aller seiner starken Genossen in tödtlicher Betrübniß die letzte Wendung der Dinge hervorbringt; hier auch bricht unsers Dichters Arbeit mit dem zweiten Bande des Amelungenliedes ab. Uebrig sind jetzt noch ein Abenteuer aus Dietrichs Aufenthalt bei Etzel, das ihn in seiner Treue gegen die gastliche Fürstin Herka schildert, dann der erste in der Rabenschlacht gescheiterte Versuch sein Land wieder zu gewinnen, und die endlich doch gelungene Rückkehr. Erst wenn

diese drei Epen fertig sind, ist das Gold unsrer Sage vollständig ausgemünzt.

Sowol die ganze Komposizion als Ausführung der Dietrichssage gehört Simrock an; denn nur den ungefähren Umriß brachte ihm die nordische, aber aus deutschem Munde aufgezeichnete Wilkinasaga entgegen. An unzähligen Stellen reicht der ungeordnete Stoff nicht einmal aus: Lücken waren zu füllen, verschiedene Auffassungen auszugleichen; besonders oft wiederholte sich der Fall, daß eine Thatsache überliefert aber ihr Zusammenhang vergessen war, und hier galt es denn im Geist der Sage die Motive der Handlungen neu zu schaffen. Hierin bewährt unser Dichter mehr als einmal hohe Meisterschaft in poetischer Erfindung und Seelenkunde: was bei andern Dichtern in selbstständige Romanzen zerbröckeln würde, braucht er in seinem Reichthum nur als einen einzelnen Faden des großen Teppichs. Es verhält sich also hier nicht so wie wol Manche beim Erscheinen des Wielandsliedes gemeint haben, daß hier nur eine Uebersetzung eines älteren Gedichtes vorliege: so ehrenvoll auch für den modernen Dichter diese Täuschung ist, bleibt sein Verdienst des Selbstschaffens doch ein viel größeres. Und in der That merkt ein scharfes Auge, besonders im Vergleich mit den auch von Dietrich handelnden Liedern des kleinen Heldenbuchs, sogleich die unberechenbaren

Vorzüge die das neue Werk voraus hat. Sie bestehen vor Allem in der größern Kürze der Erzählung, in der spannendern Anlage der Situazionen, in der reicher entwickelten Sprache: Dinge die wir zum guten Theil dem Studium der in sich geschlossenen Poesie des klassischen Alterthums verdanken. Es ist als ob der Dichter erst in diesen größern Stücken zum vollen Odemzug käme. Hier fehlt ihm Fülle der Form nicht: wo ein belebtes Bild, eine rasche That, eine kraftvolle Leidenschaft aus den Reimzeilen aufblitzt, da hallt auch die Sprache mit mächtigem vollem Reim, mit kräftig anschwellendem Donner dem Wetterstral nach. Aber für den gewöhnlichen Lauf der Erzählung hält sie sich in strenger epischer Einfachheit, denn das hat der Dichter von seinen altdeutschen Mustern gelernt, daß man im epischen Gemälde (das Drama hat andre Gesetze) nicht bloß mit Licht sondern auch mit Schatten wirken soll, und daß in aller Erzählung einfacher Fortschritt auf die Dauer weniger ermüdet als blendender Schmuck. Uebrigens kam ihm für die Spannung noch ein besondrer Umstand zu Gute. Ich erwähnte oben, daß er in sein Gedicht noch Manches aus verwandten Sagenkreisen zu verweben hatte was in jenen früher genannten Epen ausgelassen war. Hierdurch konnte er dem deutschen Epos einen Reiz geben den sonst das Epos der antiken Völker vor ihm voraus hat, nämlich

die Durchbrechung des Hauptfadens durch eingelegte Episoden. Ich rechne dahin die Einwebung des König Rother, den Simrock vom Mittelmeer und von Konstantinopel wieder an seine einheimische Nordsee versetzt, ein Muster der gegenseitigen Treue zwischen Lehnsherrn und Vasallen; ferner die durch List gewonnene Minne der schönen Sigrid, die herrliche Erweckung Brunhilds durch Siegfried, die Sage von Dietrichs Ahnherrn Amelung und vieles andre. Nicht bloß sind diese Stücke, die zum Theil selbst wieder gerundete Epen bilden, voll blühender Poesie, sondern sie tragen auch wesentlich dazu bei, die Theilnahme an der Haupterzählung stets wieder frisch anzuregen.

Ein bedeutender Prüfstein für das Epos sind die Charaktere. Sie dürfen nicht die feine Schattirung der dramatischen haben; ihre Handlungsweise muß von kraftvollen und einfachen Triebfedern ausgehen, wobei es denn für die poetische Wirkung gleich ist ob sie aufs Edle oder Arge sich wendet. Ich halte diese Seite für eine der glänzendsten in Simrocks Gedichten. Mit welch inniger Herzenswärme zeichnet er das Verhältniß von Mann und Weib! Wie lieblich und herrlich stehen seine Frauenbilder da, und vor Allem, wie scharf und rein setzen sich die Männercharaktere von einander ab! Da erscheint uns die ganze graubärtige Besonnenheit, Ehrenhaftigkeit und Klugheit im alten

Meister Hildebrand neben der tollen Schlachtlust seines Neffen Wolfhart, und wiederum als Gegenbild der tyrannische Jähzorn und Eigensinn des Greisen im Kaiser Ermenrich, und daneben, die ihn benutzt und in's Verderben stachelt, die unermüdliche heuchelnde Hinterlist Sibichs. Wielands listige, nicht bösartige, aber in der Rache furchtbare Elfennatur, wie scharf ist sie von der biedern Tapferkeit seines Sohnes geschieden! Wie prächtig dieser derbe Dithmarse Dietleib, der seine Jugend durch mit Bauerlümmeln sich rauft und am Spieß in der Küche lungert, der später bei Dietrich bereitwillig als Stallknecht in Dienst geht, dann aber, gereizt und herausgefordert, den Vater aus den Räubern heraushaut und selbst Walther von Aquitanien im Wettkampf bezwingt: eine Partie die denn auch mit unvergleichlichem Humor vom Dichter ausgeführt wurde. Adlicher tritt eine verwandte Natur in Dietrich hervor, bei welchem „Herrn der Avanture" weislich das Malen ohne Flecken vermieden ist. Aber der schwierigste und feinste Charakter möchte der starke Heime bleiben, weil er ähnlich wie der Hagen der Nibelungen ein zweideutiger ist. Heime ist gewinnsüchtig bis zur Untreue und Gemeinheit: es kommt ihm nicht auf eine falsch ausgelegte Wette und selbst nicht auf Räuberei an: um so reiner ist hernach der Sieg der Heldenuatur in ihm, als er dem in Noth

schwebenden Dietrich mit einem schweren großen Entschluß seinen ganzen erbeuteten Schatz und all die darauf gebauten Träume freiwillig zum Opfer bringt.

In der Gesammtauffassung der Stoffe begegnen wir denn auch hier nicht selten jenem Humor, der diesen Dichter ebenfalls im Lyrischen auszeichnet. Im Allgemeinen zwar ist der Ton ernst: wie der Weihe voll klingen die Eingänge der einzelnen Epen, in denen der Dichter zu Saga um ihren Beistand fleht, und die blühende, fast schreckende Schönheit einer Szene, wie die wo die Ahnfrau umsonst aus den Wellen taucht um des Enkelsohnes todbringenden Schwur zu verhindern, wird nie durch unzeitigen Scherz gekreuzt. Aber alles Heldenleben wagt mit dem Furchtbarsten, dem Tod, so kühnen Scherz, daß schon hieraus bei zahllosen Abenteuern ein Klang des Humors hervorbrechen muß und der Dichter, der Fabelhaftes berichtet kann das Allerunwahrscheinlichste nicht völlig ohne schalkhafte Ironie erzählen. Hierin geht unser Dichter wol nicht so weit wie Ariosto: aber wo er den Spaß in den Situazionen schon angelegt findet, da verschmäht er nicht ihn auszubeuten, und zuweilen wagt er sogar eine komische Wirkung durch Anspielung ans Moderne hervorzubringen. Von letzterem giebt im Dietleib der Haupt- und Hofjude Schwarzschild und dessen Belohnung durch die Freiherrnkrone ein Beispiel. Dieser

Humor, obwol anders gewendet, ist bereits dem mittelaltrigen Epos eigen, ja ein Anflug von ihm liegt schon über dem heitern Fabuliren des homerischen Odysseus von all den See- und Landwundern die ihm kund geworden sind.

Und so führt uns Simrocks großes Epos durch alle Stämme hindurch, welche das Drama der Völkerwanderung durchgespielt haben. In Norwegen mit Wielands Wohnsitz beginnend und bald nach Schweden zu König Rother vorschreitend führt es uns zu dem Diethmarsen Biterolf und über Hildburghausen auf die große Jagd des Auerstiers im Spessart: Seitenblicke nach Byzanz und Pannonien fehlen nicht, den Rhein berührt Dietrich im Kampf mit Ecke und das kaiserliche Heer bei der Erstürmung von Breisach, bis zuletzt alle Stralen in Italien zusammenlaufen, wo der Kampf zwischen Dietrich und Ermenrich seinen letzten Ausgang gewinnen muß. Aehnlich wie in den Nibelungen ist auch hier das ganze deutsche Land zur Bühne der Handlung geworden.

Ich habe bisher von dem **Dichter** und **Schriftsteller** geredet; es wäre Unrecht von dem **Menschen**

darum ganz zu schweigen weil ich sein Freund bin. Wie im Gesange ist Karl Simrock auch im Leben ruhig und schlicht: wer ihn zum ersten Mal sieht, mag ihn eher kühl heißen. Fleiß, Ernst, Besonnenheit sind die Grundzüge die zuerst an ihm hervortreten. Aber trifft er die Kreise in denen sein Geist oder sein Gemüth verwandte Luft athmet, dann schlüpfen die kleinen Schlängelchen um den Mund aus dem Versteck hervor, der Scherz wird frei, und das Antlitz nimmt den Ausdruck an, an dem seine Freunde das Portrait erkennen werden welches dieß Buch ziert. So muß man ihn unter den Kindern, so in erregtem Kreise wo Lebensansichten streitig sich austauschen, so als Wirth beim „Eckenblut" auf seinem Menzenberg gesehen haben, um auch in seinen Helden ganz diese unverbildete Frische, diese unzerstörbare Heiterkeit ihres Schöpfers wiederzuerkennen. Unbeschränkt von amtlichen Geschäften, trotz allem Arbeiten jetzt gesunder als wol je vorher, geliebt, geachtet, und von dem was alle Männer dieser Tage zu tragen haben bewegt aber nicht verbittert — so steht er in der kräftigen Mitte des Lebens, in rüstiger Schöpferkraft da, voll von Entwürfen. Eine Sammlung von Sprüchwörtern wird bald erscheinen, die Volksbücher vervollständigen sich rasch, ein Sammelwerk dichterisch aufgefaßter deutscher Sagen ist in Arbeit. Möge es ihm vor Allem gelingen den großen Helden-

gesang zum Schlusse zu führen: dann wird das stolze Wort Wahrheit sein das die Sage im Beginn des Dietleib profetisch an ihren Sänger richtet:

Was ich dir eingegeben, das spült die Welle nicht fort!

— — — — — — — — — — — —

So sind wir denn mit unserer Schilderung Gottfried Kinkels am Ende. Der uns aufmerksam gefolgte Leser wird gleich uns die Ueberzeugung gewonnen haben, daß Kinkel Talent und Kraft in hinreichendem Maaße besitzt, um die Erwartung zu rechtfertigen, daß er noch Bedeutendes leisten wird. Wir wünschen ihm von Herzen das stille Glück der Häuslichkeit, den Beifall der Vernünftigen, den eigenen Willen dazu, und es wird ihm dann nicht schwer werden, bald zu den bedeutendsten Schriftstellern seines Vaterlandes gerechnet zu werden. —

Druck von Philipp Reclam jun. in Leipzig.

Literarische Anzeigen.

In demselben Verlage ist erschienen:

Das größte Geschichtswerk der neuern Zeit!

Louis Blanc's
Geschichte der zehn Jahre
1830—1840.

in vortrefflichster neuer Bearbeitung, schöner Ausstattung und zum billigsten Preise. —

Dies Werk, welches in mindestens 200,000 Exempl. in ganz Europa, in allen lebenden Sprachen, verbreitet ist, hat kurze Zeit in Deutschland gefehlt; hier ist eine neue Uebersetzung, die in keiner Beziehung etwas zu wünschen übrig läßt.

Es besteht aus 5 Bänden, elegant ausgestattet, 178 Bogen stark, jeder Band nur 20 Sgr.

Hieran schließt sich:

Regnault's Geschichte der acht Jahre 1840—1848. Erster und zweiter Band. 71 Bog. à Band nur 20 Sgr.

Dies berühmte kürzlich in Frankreich erschienene Werk ist noch um die Hälfte billiger, als das schon sehr billige Original. Außerdem ist es die würdigste Ergänzung des ersteren längst bekannten Geschichtswerkes, was auch jedem, der frühere Ausgaben besitzt, als Fortsetzung willkommen sein muß.

vary. — Unterdrückung der Adresse des gesetzgebenden Körpers. — Seine Auflösung. — Empfang am 1. Januar 1814. — Rede des Kaisers im gesetzgebenden Körper. — Wiederherstellung der pariser Nationalgarde. — Marie Louise und ihr Sohn werden den Offizieren der Nationalgarde vorgestellt. — Napoleon's Ansprache. — Marie Louise. — Napoleon begiebt sich am 23. Jan. zur Armee. — Schwarzenberg und Blücher gehen am 31. Dec. über den Rhein. — Die Lage der Verbündeten und des Kaisers. — Frankreichs Erschlaffung. — Napoleon's Ankunft in Châlons am 25. Januar. — Der Feldzug von 1814. — Napoleon's Plan. — Der Kaiser geht nach Saint-Dizier den Verbündeten entgegen. — Napoleon zieht sich auf Brienne zurück. — Treffen bei Brienne. — Blücher und Schwarzenberg vereinigen sich. — Schlacht bei La Rothierre. — Marmont ficht bei Rosnay. — Napoleon begiebt sich nach Troyes. — Sein Aufenthalt und sein Zögern in Troyes. — Kongreß in Châtillon. — Coulaincourt. — Ultimatum der verbündeten Souveräne vom 8. Januar. — Briefwechsel zwischen dem Kaiser und Joseph. — Blücher wirft sich nach Châlons und rückt gegen Paris vor. — Napoleon geht nach Champ-Aubert, um Blücher aufzuhalten. — Gefecht bei Champ-Aubert. — Schlacht bei Montmirail. — Schlacht bei Vauchamp. — Napoleon entzieht Coulaincourt die Vollmacht, den Frieden zu unterzeichnen. — Schwarzenberg bedroht Paris und geht durch das Thal der Seine hinab. — Napoleon eilt ihm entgegen. — Schlacht bei Montereau. — Napoleon zieht den 23. Januar wieder in Troyes ein. — Royalistische Demonstration. — Hinrichtung des Chevaliers de Gouault. — Die Verbündeten verlangen einen Waffenstillstand. — Konferenzen in Lusigny. — Einnahme von Soissons durch die Verbündeten. — Blücher vereinigt alle seine Armeekorps. — Er marschirt nach Troyes Schwarzenberg entgegen. — Zusamentreffen Napoleon's und Blücher's. — Gefecht bei Méry-sur-Seine. — Blücher verläßt das Seinethal und stürzt sich durch das Marnethal auf Paris. — Mortier und Marmont ziehen sich nach Paris zurück. — Soissons wird von Mortier wieder genommen. — Napoleon verläßt Schwarzenberg und eilt Blücher entgegen. — Er erreicht ihn bei la Ferté-sous-Jouarre. — Blücher geht über die Marne, von Napoleon verfolgt. — Blücher. durch den Kaiser, Mortier und Marmont eingeschlossen, entkommt durch Soissons, verläßt die Aisne und zieht sich nach Laon zurück. — Napoleon geht bei Béry-au-Bac über die Aisne und stößt bei Craonne auf die russischen und preußischen Korps, die zu Blücher's Deckung herbeieilen. — Schlacht bei Craonne. — Schlacht bei Laon. — Napoleon macht Halt in Reims. —

Schwarzenberg marschirt auf Paris und rückt bis Provins vor. — Taktik des Kaisers. — Er kehrt nach Troyes zurück, um im Rücken des Feindes zu agiren. — Panischer Schrecken der Verbündeten. — Schwarzenberg weicht bis Troyes und Dijon zurück. — Schlacht bei Arcis-sur-Aube. — Neuer Feldzugsplan des Kaisers. — Eine massenhafte Aushebung wird angeordnet. — Frankreichs Ermattung. — Napoleon marschirt nach Saint-Dizier. — Vertrag von Chaumont. — Die verbündeten Armeen konzentriren sich bei Châlons. — Ihr Zögern. — Sie marschiren auf Paris. — Lage von Paris und Frankreich. — Marie Louise flieht. — Napoleon rückt in Eilmärschen nach Paris vor. — Er geht durch Troyes und Sens. — Ankunft der verbündeten Armeen vor Paris. — Schlacht bei Paris. — Joseph gibt Marmont den Befehl, zu kapituliren. — Proklamation Joseph's. — Joseph, Jérôme und die Regierung entfliehen. — Mortier bietet einen Waffenstillstand an. — Letzter Widerstand Marmont's. — Er schlägt einen Waffenstillstand vor. — Deputation des Gemeinderathes bei Marmont. — Marmont kapitulirt am 30. März. — De Chabrol und Pasquier im Hauptquartiere Alexander's. — Alexander. — Er empfängt eine Deputation der Pariser. — Rede Alexander's. — Einzug der verbündeten Armeen in Paris. — Physiognomie von Paris. — Gesuch des Maires von Paris bei Alexander. — Royalistische Kundgebung unter den Augen der Souveräne. — Napoleon im Dorfe la Cour-de-France, nahe bei Paris, am 30. März Abends. — Zusammentreffen der auf dem Rückzuge befindlichen französischen Truppen mit dem General Béliard und dem Kaiser. — Der Kaiser erfährt die Kapitulation von Paris. — Entrüstung Napoleon's. — Er schickt Coulaincourt nach Paris. — Vergeblicher Versuch Coulaincourt's, Paris zu betreten. — Seine Rückkehr zum Kaiser. — Er wird zum zweiten Male an die Verbündeten gesendet. — Napoleon begibt sich nach Fontainebleau. — Der Großfürst Konstantin und Coulaincourt begegnen sich an den Barrièren. — Er läßt Coulaincourt in Paris ein. — Alexander empfängt ihn. — Unterredung Alexander's und Coulaincourt's. — Alexander bei Talleyrand. — Talleyrand. — Nächtliche Konferenz der Verbündeten. — Berathung. — Alexander. — Der Herzog von Dalberg. — Pozzo di Borgo. — Talleyrand. — Erklärung der Souveräne. — Royalistische Deputation an Alexander. — Antwort des Herrn von Nesselrode. — Royalistische Propaganda. — Die Presse. — Die Flugschrift Chateaubriand's: Bonaparte und die Bourbonen. — Stimmung der Gemüther. — Berufung des Senates. — Sitzung vom 1. April. — Bildung der provisorischen Regierung. —

Talleyrand. — Der Herzog von Dalberg. — von Jaucourt. — Der General Beurnoville. — Der Abbé Montesquiou. — Der Gemeinderath. — Bellart's Manifest. — Sitzung des Senates am 2. April. — Erklärung der Thronentsetzung. — Sitzung des Senates vom 3. April. — Wortlaut des die Thronentsetzung betreffenden Beschlusses. — Beitritt des gesetzgebenden Körpers. — Pariser Demonstrationen gegen den Kaiser. — Ministerium. — Fortschritt der öffentlichen Meinung. — Beitritt der andern politischen Körperschaften. — Manifest der provisorischen Regierung. — Lage des Kaisers und der Verbündeten. — Napoleon in Fontainebleau. — Coulaincourt's Rückkehr nach Fontainebleau in der Nacht vom 2. April. — Proklamation Napoleon's an seine Garde vom 3. April. — Tagesbefehl für den Marsch der Armee nach Paris. — Opposition der Marschälle. — Unterredung zwischen Napoleon und Marmont. — Marmont erklärt seine Zustimmung zur Thronentsetzung des Kaisers. — Marmont's Brief an den Fürsten von Schwarzenberg. — Antwort des Fürsten von Schwarzenberg. — Abdankung Napoleon's. — Er sendet Coulaincourt und Macdonald als Bevollmächtigte nach Paris. — Berathung der Marschälle und der verbündeten Souveräne am 4. April. — Verwerfung der Regentschaft. — Abfall des Armeekorps Marmont's. — Nächtliches Mahl der Generale und Offiziere. — Marsch des 6. Armeekorps zwischen den feindlichen Linien. — Sein Aufstand bei seiner Ankunft in Versailles. — Sein Marsch nach Rambouillet. — Marmont eilt nach Versailles, hält das 6. Armeekorps zurück und beruhigt es. — Marmont wird bei seiner Rückkehr in Talleyrand's Hotel feierlich begrüßt. — Tagesbefehl Napoleon's am 5. April. — Rückkehr der Bevollmächtigten nach Fontainebleau. — Napoleon will den Krieg wieder beginnen. — Er verzichtet darauf. — Coulaincourt's Abreise nach Paris. — Vertrag von Fontainebleau vom 11. April. — Rückkehr Coulaincourt's und Macdonald's. — Napoleon weigert sich, den Vertrag zu unterzeichnen. — Gerüchte von einer Vergiftung. — Ratifikation des Vertrages. — Napoleon's Leben in Fontainebleau. — Marie Louise auf der Reise. — Ihr Aufenthalt in Blois. — Sie widersetzt sich den Brüdern Napoleon's. — Ihre Abreise von Blois am 16. April. — Sie kehrt zu ihrem Vater zurück. — Napoleon's letzte Tage in Fontainebleau. — Abschied und Ansprache Napoleon's an seine Garde. — Urtheil über Napoleon. — Die Bourbonen. — Ludwig XVIII. — Sein Leben am Hofe Ludwigs XVI. — Sein Wesen. — Sein Geist. — Sein Benehmen während der Revolution. — Seine Flucht aus Paris. — Sein Aufenthalt in Koblenz. — Vertrag von

Pillnitz. — Manifest der französischen Prinzen. — Aussehn des Hofes des Grafen von Provence in der Emigration. — Seine Ansichten. — Seine Unbeliebtheit bei der Emigration. — Popularität seines Bruders, des Grafen von Artois. — Brief des Grafen von Provence an Ludwig XVI. — Krieg gegen die Republik. — Der Graf von Provence als Regent. — Seine Intriguen in Frankreich und in der Vendee. — Sein Manifest bei dem Tode Ludwigs XVII. — Sein Leben in Verona. — Er verläßt Verona und begibt sich zur Armee Condé's — Seine Unterhandlungen mit Pichegru. — Er verläßt die Armee Condé's. — Seine Abenteuer und sein Leben in Deutschland. — Er zieht sich nach Mitau zurück. — Er muß dasselbe verlassen. — Seine Rückkehr nach Mitau. — Er geht nach England. — Er wird vom Herzog von Buckingham empfangen. — Er zieht sich nach Hartwell zurück. — de Blacas. — Leben und Betrachtungen Ludwigs XVIII. in Hartwell. — England und Ludwig XVIII. im Jahre 1813. — Der Graf von Artois. — Sein Charakter. — Seine Stellung am Hofe und in Frankreich im Jahre 1789. — Seine Flucht aus Versailles. — Seine Reisen in Belgien, Italien, Deutschland und Rußland. — Der Graf von Artois und der Graf von Provence in Koblenz. — Ihre gegenseitige Stellung in der Emigration. — Krieg gegen Frankreich. — Der Graf von Artois zieht sich nach England zurück. — Seine Umtriebe. — Er verläßt England, um sich nach ver Bretagne zu begeben. — Er bleibt auf der Insel Dieu. — Seine Rückkehr nach London. — Brief Charettes. — Versuche der Londoner Emigration gegen den ersten Konsul. — Tod der Frau von Polastron. — Schmerz des Grafen von Artois. — Der Herzog von Angoulême. — Der Herzog von Berry. — Die Herzogin von Angoulême. — Ihr Leben im Temple. — Tod ihres Bruders. — Sie verläßt ihr Gefängniß und geht nach Deutschland. — Ihre Vermählung in Mitau. — Der Herzog von Orléans. — Der Prinz von Condé. — Der Herzog von Bourbon. — Der Herzog von Enghien. — Sein Charakter. — Seine Liebe. — Sein Leben in Ettenheim. — Napoleon läßt ihn auskundschaften. — Aufhebung des Herzogs von Enghien. — Er wird nach Straßburg gebracht. — Sein Brief an die Prinzessin Charlotte. — Sein Tagebuch. — Er wird nach Paris gebracht und in Vincennes eingekerkert u. s. w. u. s. w. u. s. w.

Kinkel, Gottfried

Gottfried Kinkel

Cassel 1852